

Catherine Deneuve: Noch ist Frankreich für die Liebe nicht verloren

Nummer 3 – 18. Januar 2018 – 86. Jahrgang
Fr. 8.50 (inkl. MwSt.) – Euro 6.90

DIE WELTWOCHEN



Unsere Leute in Brüssel

Fast alle sind für den EU-Beitritt. Kann das gutgehen?

Von Christoph Mörgeli und Wolfgang Koydl

Lasst Trump Trump sein

Eine andere Sicht. Insider erzählen. Von Urs Gehriger

Die bösen Berge von Berchtesgaden

Die Zauberlandschaft und der Giftmüll der Geschichte.

Von Matthias Matussek

Pepe Lienhard

Rico Bandle über den
grössten Schweizer
Bandleader



NEU Grünes Burma mit RV Thurgau Exotic 3



Super
Netto-Preis

Mandalay–Bagan–Mandalay (–Rangun)

13 Tage ab Fr. 2390.– (Suite Hauptdeck, Vollpension, Flüge, Ausflüge)

1. Tag Zürich–Bangkok Ind. Anreise zum Flughafen Zürich. Flug von Zürich via Bangkok nach Mandalay. **2. Tag Bangkok–Mandalay** Ankunft, Transfer und Einschiffung. Freizeit. Begrüssungscocktail. **3. Tag Nan Oo Dorf** Präsentation von burmesischen Bräuchen. Spaziergang in einem typischen Bauernhof. **4. Tag Monywa** Vortrag während der Schifffahrt. Busfahrt durch die Hafenstadt Monywa mit Besuch des Thanbodi Tempels. **5. Tag Monywa–Phowin Taung** Stadtrundfahrt in Monywa. Besichtigung der Phowin Taung Höhlen. Schifffahrt mit Präsentation exotischer Früchte und Gemüse. **6. Tag Kani** Spaziergang. Aufstieg zum Pagoden-Hügel. Vorlesung während der Schifffahrt. **7. Tag Bagan** Die ehemalige, königliche Hauptstadt Bagan ist mit über 3000 buddhistischen Sakralgebäuden eine der grössten archäologischen Stätten Südostasiens. Busausflug und Besuch einer Lackwarenmanufaktur. Rundfahrt mit Pferdekutschen. Tempelbesichtigung. Traditionelles Puppentheater an Bord. **8. Tag Bagan–Shwe Pyi Thar** Besichtigung des Dorfes Shwe Pyi Thar. Gemütliche Schifffahrt flussaufwärts. **9. Tag Amarapura** Präsentation während der Schifffahrt. Busausflug nach Amarapura. Besichtigung einer Seiden- und Baumwollweberei. Sonnenuntergang an der U Bein Brücke. **10. Tag Mandalay** Stadtrundfahrt durch die letzte Hauptstadt des Birmanischen Königreichs. Besichtigung der Mahamuni Pagode, des Teakholz Klosters Shwenandaw Kyaung und

verschiedener Handwerksbetriebe. Weitere Besuche von interessanten Werkstätten. Abschiedscocktail und Tanzaufführung an Bord. **11. Tag Mandalay–Rangun** Ausschiffung, Transfer und Flug nach Rangun. Mittagessen. Transfer zum Hotel. Busausflug zur Shwedagon Pagode. Abendessen und Übernachtung im Hotel. **12. Tag Rangun–Bangkok** Check-out. Besichtigung des Scott-Marktes. Mittagessen in einem lokalen Restaurant. Stadtrundfahrt mit Halt beim königlichen See. Transfer zum Flughafen und Flug nach Bangkok. **13. Tag Bangkok–Zürich** Abflug nach Zürich. Ankunft und ind. Heimreise.

Reisedaten 2018

27.07.–08.08.	14.08.–26.08.
05.08.–17.08.	23.08.–04.09.

RV Thurgau Exotic 3****

In Burma 2017 im Kolonialstil mit Hartholz gebautes Schiff für 32 Gäste. Elegant eingerichtet überzeugt es durch familiäre Atmosphäre. Die Suiten und Kabinen verfügen über Dusche/WC, Föhn, Safe, Klimaanlage. Die Suiten erstrecken sich über die gesamte Breite des Schiffes, auf dem Oberdeck verfügen sie über einen Privatbalkon. Im Restaurant finden alle Gäste gleichzeitig Platz. Eine Salonbar befindet sich auf dem Sonnendeck. **Nicht-raucherschiff** (Rauchen auf dem Sonnendeck erlaubt).

Suite Oberdeck (ca. 24 m²) mit Privatbalkon


RV Thurgau Exotic 3****



Alle Ausflüge gemäss Programm inbegriffen | Programmänderungen vorbehalten

- Neues Boutique-Schiff mit Privatbalkonen auf dem Oberdeck
- Suiten über die ganze Schiffsbreite
- Bagan – eine der grössten archäologischen Stätten Südostasiens

Unsere Leistungen

- Kreuzfahrt mit Vollpension während der gesamten Reise
- 1 Übernachtung im 4-Sterne-Hotel in Rangun
- Flüge ab/bis Zürich mit Thai Airways in Economy (G-Klasse) inkl. Flughafentaxen, höhere Klasse gegen Zuschlag 
- Inlandflug Mandalay–Rangun in Economy
- Alle Ausflüge gem. Programm, Transfers und Hafengebühren
- Lokale Deutsch sprechende Bordreiseleitung

Nicht inbegriffen: An-/Rückreise zum/vom Flughafen Zürich, Versicherungen, Getränke, Trinkgelder (Empfehlung \$ 8 p. P./Tag), Visumgebühr Fr. 80.–, Treibstoffzuschläge vorbehalten, Auftragspauschale Fr. 35.– pro Rechnung (entfällt bei Buchung über www.thurgautravel.ch)

Preise pro Person in Fr.

2-Bettkabine Standard Hauptdeck	ausgebucht
Suite Hauptdeck	2390
Suite Oberdeck Mitte, Privatbalkon	2690
Suite Oberdeck vorne, Privatbalkon	2790
Front-Suite Oberdeck (ca. 30 m ²), Privatbalkon	ausgebucht
Zuschlag Alleinbenutzung 2-Bettkabine	ausgebucht
Zuschlag Alleinbenutzung Suite Hauptdeck	590
Zuschlag Business Class	auf Anfrage

Weitere Reisen in Burma

Insgesamt sind wir mit drei eigenen Schiffen auf Irrawaddy, Chindwin und Upper Irrawaddy unterwegs. Erleben Sie Burma mit den zahlreichen Pagodenkuppeln und der einzigartigen Gastfreundschaft. Informieren Sie sich auf unserer neuen Website über das Reiseprogramm, die Preise und Leistungen oder bestellen Sie den Katalog 2018. Gerne stehen wir Ihnen auch telefonisch beratend zur Seite.

Neue Website – Online buchen und sparen
www.thurgautravel.ch

Verlangen Sie Domenico Castaldi
Gratis-Nr. 0800 626 550



Thurgau Travel 

Aussergewöhnliche Reisen zu moderaten Preisen

Rathausstrasse 5 | 8570 Weinfelden
Tel. 071 626 55 00 | info@thurgautravel.ch

Es war im Corps diplomatique noch nie ein Geheimnis: Wer nicht vom EU-Beitritt unseres Landes träumt, wird bei der Schweizer Mission in Brüssel schwerlich eine Stelle bekommen. Auch die vorgesetzten Diplomaten in Bern waren und sind Euro-Turbos. Bildet der neue Aussenminister erstmals eine Zäsur? Im Vorfeld des geplanten Rahmenabkommens kommt unserer Mission mitten im Brüsseler Europaviertel eine wichtige Rolle zu. Wir zeigen, welche Personen im Epizentrum der Europäischen Union unsere Interessen vertreten sollten. Und wir fragen uns, warum sie sich damit so schwertun. **Seite 16**



Nabel der Welt: Catherine Deneuve.

In Frankreich hat die Debatte über Sexismus, Machtspiele der Geschlechter und Feminismus eine neue Wende genommen, die sich über die Welt ausgebreitet hat. Ein Aufruf von hundert Pariserinnen in der Zeitung *Le Monde* gegen die #MeToo-Welle und die allgemeine Beschuldigungshysterie ist auf derartiges Echo gestossen, dass Paris plötzlich wieder zum Nabel der Welt wurde. Die enorme Wirkung hängt damit zusammen, dass der Aufruf auch die Unterschrift der Schauspielerin Catherine Deneuve trägt, deren Name und Karriere an die Zeit erinnert, als Paris die Hauptstadt der Kultur, Mode und Erotik war. Unser Mitarbeiter Jürg Altwegg kommt zum Schluss: Noch ist Frankreich für die Liebe nicht verloren. **Seite 46**

Im November 2015 sorgte die Ermordung der Lehrerin Iris Koller vor ihrer Haustür in Frenkendorf BL schweizweit für Schlagzeilen. Wie sich bald herausstellte, war der mutmassliche Täter Heinz Spring schon früher im Kanton Solothurn wegen eines hinterhältig geplanten Doppelmordes zu einer lebenslänglichen Zuchthausstrafe verurteilt worden. Doch «lebenslänglich» bedeutet in der Regel fünfzehn Jahre, 2011 kam Spring «auf Bewährung» frei. Im kommenden April soll er sich nun für den Mord an Iris Koller vor Gericht verantworten. Doch das Strafgericht in Muttenz BL will das Verfahren unter Ausschluss der Öffentlichkeit durchführen. Alex Baur verstand das als Aufforderung, besonders genau zu recherchieren, was unter den Teppich gekehrt werden soll. Und er wurde fündig: Der Rückfall kündigte sich über Monate an, die Warnsignale wurden registriert – trotzdem reagierte niemand. **Seite 34**

Eine traurige Meldung erreichte uns letzte Woche: Die Fotografin Tanja Demarmels ist im Alter von erst 39 Jahren an Krebs gestorben. Demarmels hatte in den letzten Jahren regelmässig für die *Weltwoche* gearbeitet und mit ihren stimmungsvollen Porträtfotos immer wieder für Glanzpunkte gesorgt. So fotografierte sie zum Beispiel Schriftsteller Adolf Muschg, Nationalrat Tim Guldemann und Sprüngli-CEO Tomas Prenosil. Tanja Demarmels bleibt uns nicht nur als herausragende Fotografin mit präzisiertem Blick für das gute Bild in bester Erinnerung, sondern auch als lebensfrohe und engagierte Kollegin.

Ihre Weltwoche

DAS SCHWEIZER
PORTAL FÜR
HANDWERKERSTELLEN

Mit www.workerjobs.ch die
besten Mitarbeiter finden!

stellen-anzeiger.ch GmbH
Technoparkstrasse 1
8005 Zürich
044 440 10 80
www.workerjobs.ch

Impressum

Herausgeberin: Weltwoche Verlags AG, Förlibuckstrasse 70, Postfach, 8021 Zürich
Die *Weltwoche* erscheint donnerstags.
Redaktion: Telefon 043 444 57 00, Fax 043 444 56 69, E-Mail-Adressen: vorname.name@weltwoche.ch, leserbriefe@weltwoche.ch
Verlag: Tel. 043 444 57 00, Fax 043 444 56 07, E-Mail: verlag@weltwoche.ch
Internet: www.weltwoche.ch
Abo-Service: Tel. 043 444 57 01, Fax 043 444 50 91 E-Mail: kundenservice@weltwoche.ch
Jahresabonnement Inland Fr. 322.– (inkl. MwSt.)
Schnupperabonnement Inland Fr. 38.– (inkl. MwSt.)
Weitere Angebote für In- und Ausland unter www.weltwoche.ch/abo

Gründer: Karl von Schumacher (1894–1957)
Verleger und Chefredaktor: Roger Köppel
Chefredaktion: Philipp Gut (Stv.), Beat Gygi (*Wirtschaft*), René Zeller (*Bundespolitik*)
Produktionschef: Lukas Egli

Redaktion:
Rico Bandle (*Leitung Kultur*), Alex Baur, Katharina Fontana, Urs Gehrig (*Leitung Ausland*), Wolfgang Koydl, Hubert Mooser, Christoph Mörgele, Claudia Schumacher, Florian Schwab

Redaktionelle Mitarbeiter:
Miroslav Barták, Peter Bodenmann, Silvio Borner, Henryk M. Broder, Peter Hartmann, Pierre Heumann, Andreas Honegger, Peter Holenstein, Mark van Huisselfing, Hansrudolf Kamer, Peter Keller, Wolfram Knorr, Franziska K. Müller, Matthias Matussek, Daniela Niederberger, Linus Reichlin, Peter Ruch, Peter Rüedi, Kurt Schiltknecht, Beatrice Schlag (*Los Angeles*), Thilo Sarrazin, David Schnapp, Hildegard Schwanager, Sacha Verna (*New York*), Max Wey, Sami Yousafzai (*Pakistan/Afghanistan*), Kurt W. Zimmermann

Produktion: Benjamin Bögli, Roy Spring
Layout: Daniel Eggspühler (*Art-Director*), Karin Erdmann
Bildredaktion: Martin Kappler, Julia Dunlop (*Assistentin*)
Korrektorat: Cornelia Bernegger (*Leitung*), Viola Antunovits, Renate Brunner, Nadia Ghidoli, Rita Kempter, Sandra Noser, Oliver Schmuki, Dieter Zwicky
Sekretariat: Sabine Mähner (*Leitung*), Inga-Maj Hojajj-Huber

Verlagsgeschäftsführer: Guido Bertuzzi
Anzeigenverkauf: Sandro Gianini (*Leitung*), Gabriel Lotti, Brita Vassalli
Anzeigen-Innendienst: Samuel Hofmann (*Leitung*)
Tel. 043 444 57 02, Fax 043 444 56 07
E-Mail: anzeigenid@weltwoche.ch
Digital-Marketing: Bich-Tien Köppel (*Leitung*)
Online-Vermarktung: Jonlinio GmbH
Tarife und Buchungen: weltwoche@jonlinio.com
Druck: Print Media Corporation, PMC, Oetwil am See

*Die Wiedergabe von Artikeln und Bildern, auch auszugsweise oder in Ausschnitten, ist nur mit ausdrücklicher Genehmigung der Redaktion gestattet.
Für unverlangt eingesandte Manuskripte und Fotos wird keine Haftung übernommen.*

Der *Weltwoche*-Inhalt ist gedruckt auf Recyclingpapier, das aus 100 % Altpapier hergestellt wird. Es schont Ressourcen, Energie und somit die Umwelt.

Weltwoche on Tour



Die andere Sicht

Roger Köppel im Gespräch mit Daniel Jositsch

Mittwoch, 24. Januar 2018

«Sheraton Zürich Hotel», Pfingstweidstrasse 100, Zürich

Beginn: 19.00 Uhr, Türöffnung: 18.00 Uhr

Anmeldung erforderlich bis 20. Januar an:

monatsgespraeche@weltwoche.ch

Sie erhalten als Einlass-Ticket eine Bestätigung per E-Mail (beschränkte Teilnehmerzahl).

Weitere Veranstaltungen:

7. Februar: Fabian Unteregger, Zürich

15. Februar: Corrado Pardini, Biel

7. März: Matthias Aebischer, Bern

22. März: Tamara Funicello, Bern

Genauere Informationen folgen.

Klaus Schwab

Der Gründer des Weltwirtschaftsforums gehört zu den Weltverbessern, die diesen Titel auch wirklich verdienen.

Nächste Woche beginnt das 48. World Economic Forum (WEF) in Davos. Fast alles, was weltweit Rang und Namen hat, rückt an, eine Art dreitägiges Weltmeisterschaftsturnier, ein Wirtschaftswimbledon der Weltelite, die aus rätselhaften Gründen seit bald fünf Jahrzehnten den unwiderstehlichen Drang empfindet, sich ausgerechnet in diesem hochalpinen Schweizer Tourismusstädtchen über den Gang der Dinge zu verständigen.

Es sind schon Bücher verfasst und tonnenweise Zeitungspapier mit Abgesängen und höhnischen Verrissen beschriftet worden. Trotzdem staunt die Weltgemeinschaft jedes Jahr von neuem, dass dieses Forum den ihm schon dutzendfach prophezeiten Niedergang immer wieder durch neue glanzvolle Besucherrekorde überwindet beziehungsweise gar nicht erst zustande kommen lässt.

Als auch diesmal die Ersten zu lästern begannen, das WEF habe nun aber wirklich seinen Zenit allmählich überschritten, schlug wie eine Neutronenbombe die Meldung ein, dass US-Präsident Donald Trump mit einem Gefolge in Regimentsstärke dem Anlass seine Reverenz erweise. Jetzt stehen sie alle unter Starkstrom. Trumps Auftritt im Nachgang zur «Shithole»-Debatte ist das meisterwartete aussenpolitische Ereignis des Jahres. Bis zur nächsten globalen Provokation des Twitter-Kaisers.

Natürlich hat das WEF – wie das Leben insgesamt – Züge eines Eitelkeitenjahrmarkts. Schon vor Jahren sagte der geniale amerikanische Wirtschaftsschriftsteller Michael Lewis in einem Interview der *Weltwoche*, das Forum sei ein Zirkus für Manager, die Intellektuelle spielen wollten. Deshalb verzichte er darauf, selber teilzunehmen. «Zu viel Warmluft», bemängelte etwas hochnäsiger der preisgekrönte Autor, dessen Bestseller zur Finanzkrise Millionenauflagen produzierten.

Viele dürften Lewis' Diagnose unterschreiben. Die meisten Journalisten steigen mit einer Mischung aus aufgesetzter Coolness und professioneller Herablassung in die Davoser Zauberberge. Niemand will sich anmerken lassen, dass er oder sie es im Grunde wahn-sinnig beeindruckend, ja überwältigend findet, was für eine Ballung an Berühmtheiten und Leistungsträgern sich an drei Tagen dort oben einfindet. Davos ist auch ein Stresstest für das Selbstbewusstsein jedes Teilnehmers. Man trifft immer einen, der es noch weiter

gebracht hat. Die konzentrierte Anwesenheit von Erfolg ist nicht leicht zu ertragen, vor allem, wenn es sich um den Erfolg der anderen handelt.

Trotzdem liegen die Kritiker falsch. Wäre das WEF nur eine gigantische, dekadente Prominentenparty, gäbe es die Veranstaltung längst nicht mehr. Das Forum hat auch nicht deshalb Bestand, weil es bahnbrechende politische Resultate bringt oder die Probleme dieser Welt lösen würde. Die Elite pilgert ans WEF, weil sich hier die Mächtigen und die Reichen wenigstens einmal im Jahr einigermassen zwanglos in einem herrschaftsfreien Raum begegnen und austauschen können. Vielleicht reden sie in der freien Schweizer Bergluft auch einfach ehrlicher und direkter als sonst.

Der Mann, der erkannt hat, dass es einen jährlichen Treffpunkt in neutraler Umgebung braucht und dass es diesen Treffpunkt nur in der neutralen Schweiz geben kann, ist der mittlerweile pensionierte Hochschullehrer und Ökonom Klaus Schwab, ein Mann mit der Aura eines Weltweisen irgendwo zwischen Genie und Orakel, wobei seine Ausstrahlung nicht nur von einem messerscharfen Intellekt bestimmt wird, sondern auch von einer kehligem Baritonstimme, die ihn, noch verstärkt durch einen provozierend ruhigen Sprechrhythmus, auch akustisch als Inkarnation von Intelligenz und Augenmass ausweist.

Was er in Davos gestemmt hat, verdient uneingeschränkte Bewunderung. Das Forum begann in den siebziger Jahren als Trainingslager

für europäische Führungskräfte, die den Anschluss an die USA zu verlieren drohten. Dann machte Schwab sein WEF zum geistigen Hauptquartier der Globalisierung, bei der Politik und Wirtschaft Hand in Hand marschierten, rückblickend wohl etwas allzu eng. Vieles, was auf den Podien diskutiert und manchmal auch gefeiert wurde, zerschellte später an der Wirklichkeit, aber irgendwie schaffte es Schwab mit seinen Antennen immer wieder, sein Treffen auf der Höhe des Zeitgeists einzupendeln.

Was die meisten übersehen: Der WEF-Erfinder hat einen eigenwilligen, fast exzentrischen Humor, Ausdruck seines Feingespürs für Schwingungen und Nuancen. Er ist kein weltfremder Anwalt des Globalen. Kürzlich versuchte ihn der Chefredaktor des *Wall Street Journal*, ein bissiger Brite, in einem gefilmten Interview mit Fragen über Trump aufs

Glatteis zu locken. Mit skylinemässiger Überlegenheit und doch charmant hielt Schwab dagegen. Souverän ordnete er den umstrittenen Präsidenten als politischen Ausdruck der Notwendigkeit ein, ein neues Gleichgewicht zu finden zwischen dem Nationalen und dem Internationalen.

Es stimmt. Nicht alles ist gleich nobelpreiswürdig, was er sagt, aber wenn es Schwab sagt, klingt es klug und vernünftig, und meistens ist es das auch. Eine grosse Leistung ist, dass er der Versuchung widerstand, das WEF zur Propagandaplattform seiner eigenen Überzeugungen zu machen. Vieles fasziniert ihn, aber er lässt sich nicht mitreissen. Er ist kein Dogmatiker, eher ein subtiler Missionar mit einer im Grunde unbezweifelbaren Botschaft: Der Welt geht es besser, wenn die Grossen und Mächtigen keine Kriege führen, sondern sich regelmässig treffen, um über die Dinge zu sprechen, die ihnen durch den Kopf gehen. Und wenn die Unternehmer nebenbei noch ein paar Geschäfte einfädeln – umso besser.

Der berühmte Soziologe Richard Sennett prägte für die WEF-Teilnehmer den Begriff des «Davos man». Dass jetzt ausgerechnet der beherrzte Anti-«Davos man» Donald Trump in Davos auftritt, ist für Schwab der bisher schönste Triumph. Auch der grösste Davos-Kritiker kommt nicht um Davos herum. Und indem er seine Bühnen auch jenen öffnet, die das Gegenteil von dem vertreten, was er selber für richtig hält, trägt Schwab bereits zur Entschärfung der Gegensätze bei. Zivilisation beginnt, wenn man redet, anstatt sich den Schädel einzuschlagen. Klaus Schwab gehört zu den grossen Weltverbessern, die diesen Titel auch wirklich verdienen.



Schwab in der Weltwoche, 2013.



SCHULTERSCHMERZEN: URSACHEN UND THERAPIEN

Öffentlicher Informationsabend
Mittwoch, 24. Januar 2018, 18.30 Uhr

Der Anlass findet im Metropol in Zürich statt.
Anmeldung erforderlich. Weitere Informationen
auf pyramide.ch.



Erfolgsgelheimnis: Donald Trump: Seite 24.



Hitlers Schatten: Obersalzberg. Seite 48



«Wir haben auf die kalte
Dusche reagiert,
uns neu positioniert.»

Aurelia Frick: Seite 38

Titelgeschichte

- 16 **Unsere Leute in Brüssel**
Die Schweizer Vertreter bei der EU
- 18 **Missverständnisse**
Spurensuche am EU-Hauptsitz

Kommentare & Analysen

- 5 **Editorial**
- 9 **Kommentare**
Dynamik – das erste Jahr Trump
- 10 **Ernährung** Zu viele Köche
- 11 **Eilmeldung**
Die Pläne des Ignazio Cassis
- 12 **Kopf der Woche** Fredy Bayards
Medien-Coup im Oberwallis
- 20 **Essay der Woche** Europas
Sozialdemokratie – Ende oder Wende?
- 22 **Mörgeli** Hunde beim Metzgen
- 22 **Bodenmann** Für jeden Schweizer
100 000 Fränkli
- 23 **Medien** Dynastische Fluchten
- 23 **Die Deutschen** Finale Fassung

Inland

- 28 **Walter Thurnherr**
Der ambitionierte Bundeskanzler
- 30 **Bumerang** Keine Alternative zur
SVP-Selbstbestimmungsinitiative
- 34 **Täterschutz geht vor** Der Fall des
Doppelmörders Heinz Spring
- 44 **Stav Jacobi** Kommunist, Kapitalist
und Volleyball-König

Ausland

- 26 **Höhle der Globalisten** Roger Kimball
über Trumps Besuch in Davos
- 27 **Inside Washington** «Das System»
- 31 **Justiz** Rechtsbruch in Strassburg
- 32 **2018 – Jahr der Jubiläen**
Vom Islam zum iMac
- 37 **OECD** Politischer Leerlauf
- 53 **«Dreckslöcher»** Mario Widmer über
moralisierende Journalisten

Wirtschaft & Wissenschaft

- 37 **Robert Grimm**
Streikführer und Belästiger
- 42 **Dominique Biedermann**
Der Ethos-Chef gibt den Ton an
- 48 **Die bösen Berge von Berchtesgaden**
Besuch im Schatten der Vergangenheit
- 68 **Mysterien der Weltgeschichte**
Im Ballon zum Nordpol

Kultur & Gesellschaft

- 46 **Catherine Deneuve**
«#MeToo» oder lieber «Oh, là, là!»
- 54 **Silvana Heissenberg**
Ende einer deutschen Karriere
- 56 **Ikone der Woche** Georg Baselitz
- 58 **Pepe Lienhard** Hommage an
den Schweizer Ausnahmekünstler
- 64 **Rückkehr des Pelzes**
Woher kommt dieser Hype?
- 65 **Hope Solo** Karriere einer Rüpelin

Interviews

- 24 **Corey Lewandowski und David Bossie**
Exklusiver Blick hinter die Kulissen
mit Trumps Wahlkampfmanagern
- 38 **Aurelia Frick** Die Aussenministerin
von Liechtenstein über Nachbarschaft
- 62 **Nir Baram** Der israelische Autor
fordert neue Friedensstrategien

Rubriken

- 9 **Im Auge** Juliana Awada
- 14 **Personenkontrolle**
- 15 **Nachruf** Willi Melliger
- 66 **Die Bibel** Verflixte Versuchung
- 66 **Serien** «Wormwood»
- 67 **Knorrs Liste**
- 67 **Jazz** Lia Pale und Mathias Rüegg
- 59 **Fragen Sie Dr. M.**
- 69 **Gewinner der Woche** Walter Fust
- 70 **Thiel** Begriffsklärung
- 70 **Namen** Berühmt für fünfzehn Minuten
- 70 **Fast verliebt** Kleine Pillen
- 71 **Unten durch** «I'm back»
- 72 **Wein** Über die Grenzen
- 72 **Salz und Pfeffer** Appenzell, weltweit
- 73 **Auto** Volvo XC60 T8 Inscription
- 74 **Darf man das? / Leserbriefe**

Ihr Immobilientraum?



6 ½ Zi. Doppel-Einfamilienhaus
8127 **Forch-Küsnacht**, R. Schiesser Tel. 044 316 13 21
Preis ab 2'350'000.-, Bezug ab Winter 2017/18
www.ufdeforch.ch



6 ½ Zi. Doppel-Reihen-Einfamilienhäuser
8414 **Buch am Irchel**, Rolf Flacher Tel. 052 338 07 09
Preis auf Anfrage, Bezug ab Winter 2018/19
www.soonbylepa.ch



1 ½ Zi. und 4 ½ Zimmer Mietwohnung
8708 **Männedorf**, Paul Späni Tel. 052 338 07 09
Miete ab 1'640.- p/Mt. exkl NK, Bezug nach Vereinb.
www.loft-neugut.ch



5 ½ Zi. Terrassen-Mietwohnungen
8610 **Uster**, Désirée Keller Tel. 044 316 13 15
Preis Miete 4'500.- p/Mt. exkl NK, Bezug nach Vereinb.
www.schwizerstrasse35.ch



5 ½ Zi. Garten-Eigentumswohnung
8708 **Männedorf**, Paul Späni Tel. 052 338 07 09
Preis ab 1'952'000.-, Bezug nach Vereinbarung
www.lagovista.ch



4 ½ und 5 ½ Zi. Eigentumswohnungen
8118 **Pfaffhausen**, Paul Späni Tel. 052 338 07 09
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage
Standort: www.soonbylepa.ch



4 ½ und 5 ½ Zi. Wohnungen, 2 DEFH
8332 **Rumlikon**, Désirée Keller Tel. 044 316 13 15
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage
www.grueens-doerfli.ch



3 ½ Zi. Dach-Eigentumswohnung
8184 **Bachenbülach**, Paul Späni Tel. 052 338 07 09
Preis ab 1'145'000.- inkl. PP, Bezug nach Vereinbarung
www.ridere-bachenbuelach.ch



4 ½ und 5 ½ Zi. Terrassen-Eigentumswohnungen
8135 **Langnau a. Albis**, M. Knecht Tel. 044 804 34 34
Preis ab 1'750'000.-, Bezug ab Sommer 2018
www.bellesterrasses.ch



3 ½ u. 4 ½ Zi. Eigentumswohnungen
8953 **Dietikon**, Désirée Keller Tel. 044 316 13 15
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage
Standort: www.soonbylepa.ch



4 ½ Zi. Eigentumswohnung
8127 **Forch-Maur**, Ramona Schiesser Tel. 044 316 13 21
Preis ab 1'269'600.-, Bezug auf Anfrage
www.amena-forch.ch



4 ½ Zi. Eigentumswohnungen
8143 **Stallikon**, Désirée Keller Tel. 044 316 13 15
Preis ab 930'000.-, Bezug nach Vereinbarung
www.zuerikon.ch



7 ½ Zi. Atrium- und 5 ½ Zi. Reihen-EFH
8302 **Kloten**, Kevin Braunwalder Tel. 043 255 88 88
Preis ab 1'275'000.-, Bezug ab Winter 2018/19
www.panoramaweg-kloten.ch



3 ½ - 5 ½ Zi. Eigentumswohnungen
8404 **Stadel/Winterthur**, Rolf Flacher Tel. 052 338 07 09
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage
Standort: www.soonbylepa.ch



3 ½ und 4 ½ Zi. Terrassenwohnungen
8102 **Oberengstringen**, R. Schiesser Tel. 044 316 13 21
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage
www.visterrano.ch



5 ½ - 6 ½ Terrassenwohnungen
8103 **Unterengstringen**, R. Schiesser Tel. 044 316 13 21
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage
Standort: www.soonbylepa.ch



3 ½ - 5 ½ Zi. Eigentumswohnungen
8127 **Aesch-Maur**, Désirée Keller Tel. 044 316 13 15
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage
Standort: www.soonbylepa.ch



3 ½ - 5 ½ Zi. Eigentumswohnungen
8493 **Saland**, Paul Späni Tel. 052 338 07 09
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage
Standort: www.soonbylepa.ch



5 ½ Zi. Einfamilienhäuser
8476 **Unterstammheim**, Rolf Flacher Tel. 052 338 07 09
Preis ab 1'125'000.-, Bezug ab Sommer 2018
www.heerenweg.ch



4 ½ Zi. Terrassenwohnung
8610 **Uster**, Désirée Keller Tel. 044 316 13 15
Preis ab 1'580'000.-, Bezug nach Vereinbarung
www.schwizerberg.ch



5 ½ Zi. Einfamilienhäuser
8453 **Alten b. Andelfingen**, Paul Späni Tel. 052 338 07 09
Preis ab 923'000.- inkl 2 PP, Bezug ab Sommer 2018
www.vecciaca.ch



4 ½ und 5 ½ Zi. Eigentumswohnungen
8152 **Glattbrugg**, Ramona Schiesser Tel. 044 316 13 21
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage
Standort: www.soonbylepa.ch



5 ½ u. 6 ½ Zi. Terrassenhäuser
8309 **Birchwil**, Ramona Schiesser Tel. 044 316 13 21
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage
www.mira-birchwil.ch



4 ½ und 5 ½ Zi. Terrassenwohnungen
8615 **Wermatswil**, Désirée Keller Tel. 044 316 13 15
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage
Standort: www.soonbylepa.ch

Haben Sie ein Grundstück auf dem Immobilienträume verwirklicht werden können?

Melden Sie sich bei unserem Chef ulrich.koller@lerchpartner.ch oder Tel. 052 235 80 00.

Lerch & Partner
GENERALUNTERNEHMUNG AG
LerchPartner.

MINERGIE[®]
Member

You Tube

Zürcherstrasse 124 Postfach 322
8406 Winterthur
Telefon 052 / 235 80 00

**Wir nehmen an den folgenden
Immobilienmessen teil:**



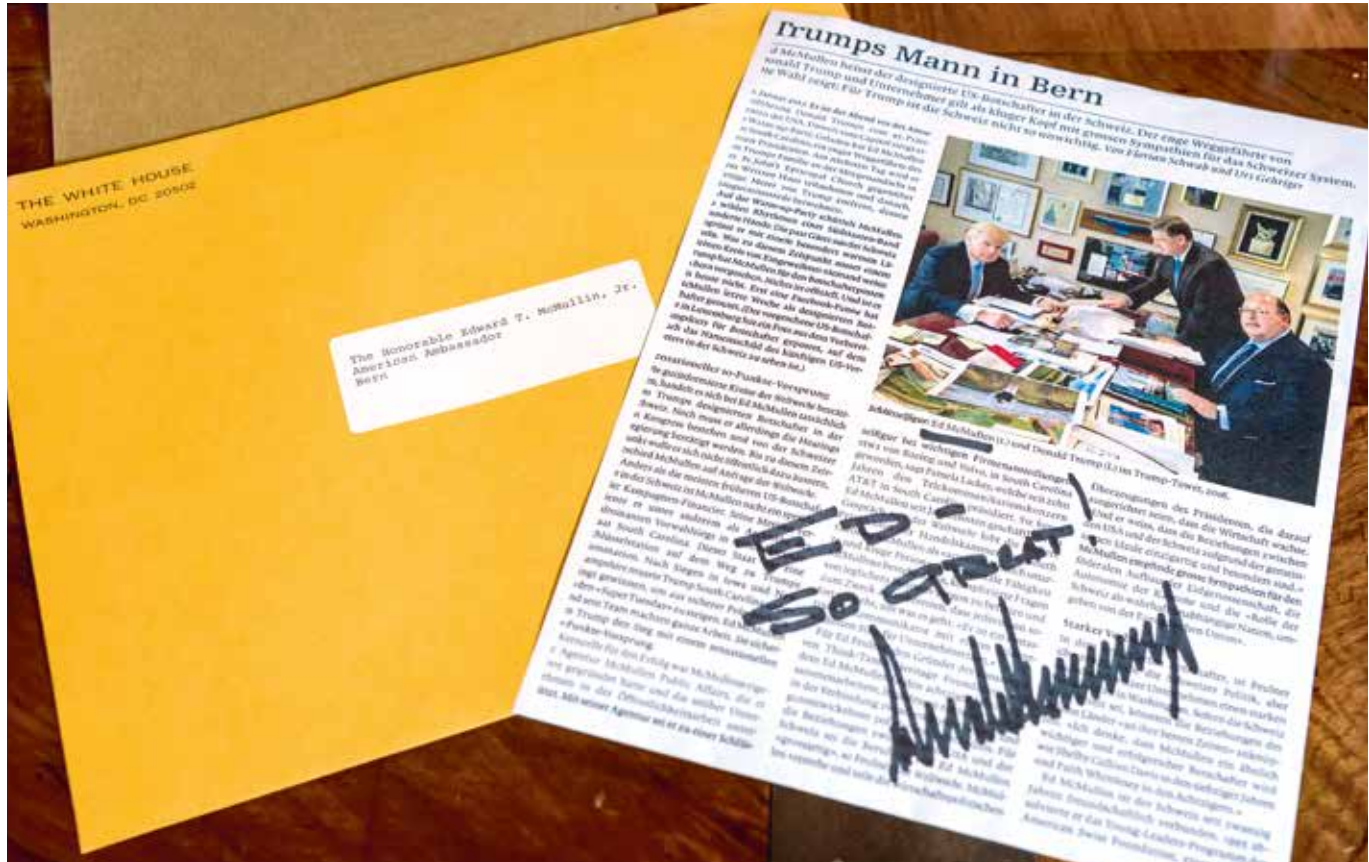
SVIT Immobilien-Messe in Zürich
16. - 18. März 2018, Lake Side Zürich



Eigenheimmesse Schweiz in Zürich
6. - 9. Sept. 2018, Messe Zürich, Halle 6

Stand Dezember 2017

Auch Trump liest die «Weltwoche»



Die *Weltwoche* im Oval Office. Donald Trump kommentiert den Artikel über seinen Botschafter Ed McMullen mit Widmung und Unterschrift. Abonnieren Sie die *Weltwoche*, und bilden auch Sie sich Ihre eigene Meinung.



Dynamik – das erste Jahr Trump

Von Hansrudolf Kamer — Der wenig beliebte amerikanische Präsident hat schnell gelernt und mit den Republikanern erfolgreich Frieden geschlossen.

Amerika gewöhnt sich langsam an seinen 45. Präsidenten. Europa hat mehr Mühe, und in der Schweiz, wo Donald Trump erwartet wird, reflektieren Politik und Medien wenig Verständnis und verharren in Abwehrhaltung. Das war vor 37 Jahren nicht anders, als ein gewiefter Politiker, ehemaliger Gouverneur von Kalifornien und Schauspieler Präsident wurde und den Apfelkarren umstieß.

Doch Reagan hatte ganz andere Sympathiewerte. Das berührt Trump wenig. Nach einem Jahr, in dem die Gegner alles versuchten, um den eigenwilligen Bewohner des Weissen Hauses aus dem Amt zu werfen, ist er aufgekratzt und vital wie immer und kann auf beträchtliche Erfolge hinweisen. Diese Errungenschaft ist dem Instinkt und pragmatischen Ordnungssinn des CEO zu verdanken, wie auch dem inzwischen gutgeölten politischen Management der Republikaner.

Jede neue Administration – vor allem wenn die Partei wechselt – läuft Gefahr, am Anfang ins Chaos zu versinken. Das war im zwanzigsten Jahrhundert regelmässig der Fall, und Trumps Vorgänger waren keine Ausnahme. Diesmal kamen die Dinge ins Lot, als der ehemalige General der Marineinfanterie, John Kelly, die Zügel im Weissen Haus in die Hand nahm und Ordnung schuf.

Mittelstandslöhne steigen

Es brauchte auch die Niederlage der Republikaner bei der Nachwahl zum Senat in Alabama, damit die Reihen geschlossen wurden und der Aufwiegler Steve Bannon in die Wüste geschickt werden konnte. Wenig später gelang die Steuerreform. Die Wirkung der neuen Fiskalordnung ist bisher psychologisch; allein die politische Einigung weckt schlummernde Energien. Die Wirtschaft war schon vorher deutlich schneller gewachsen. Die Investitionsneigung nimmt zu, und erstmals seit langem steigen auch die Mittelstandslöhne überdurchschnittlich.

Im Steuergesetz, einem politischen Konglomerat erster Güte, sind Korrekturen zu Obamacare, der voluminösen Gesundheitsreform, enthalten, die das Endprodukt vermutlich besser machen, als es eine vollständige Annullierung getan hätte. Diese war spektakulär gescheitert – John McCain, der alte Senator aus Arizona, hatte mit seinem Nein zur Abschaffung den Ausschlag gegeben.

Der Präsident dominiert den Medienzyklus und löst damit das *Trump Derangement Syndrome*



Das Ausmisten hat begonnen: Donald Trump.

aus, das den darunter Leidenden unfähig macht, die Scheuklappen abzulegen und die Realität zu sehen. Unter den konservativen *Never-Trumpers* herrscht Ernüchterung, bei der Linken Ratlosigkeit, und in den Medien sind erste Fehlereingeständnisse zu lesen – selbst in rabiat auf Anti-Trump-Kurs segelnden Publikationen wie der *New York Times*. Der *Economist* setzte folgenden Titel über einen Artikel zur amerikanischen Wirtschaft: «No discredit where none is due», also: Alles, was Trump macht, ist automatisch schlecht, aber nicht immer.

Trump regiert – konzentriert man sich aufs Äussere –, wie er den Wahlkampf geführt hat, als Showstar, wie ein egozentrischer TV-Moderator, von denen es zu viele gibt. Er spürt die kulturellen Verwerfungen im modernen Amerika, versteht die neue Medienlandschaft wie kein Zweiter und betrachtet die Politik als Ausfluss dieser Realität. Die Amerikaner allerdings scheinen sich mit diesem Zirkus nicht recht abzufinden: Trump bleibt höchst unpopulär. Seine Zustimmungsrate fällt periodisch unter 40 Prozent.

Das sind Stil und Form. Konzentriert man sich dagegen auf das, was Trump macht, entsteht das Bild einer konservativ-liberalen Politik, die versucht, die Fehler nicht nur Obamas, sondern des ganzen letzten Vierteljahrhun-

»» Fortsetzung auf Seite 10

Liebe herrscht



Juliana Awada, Davos-Besucherin.

Im Ballyhoo und in der Trump-Mania am Davoser WEF wird sie untergehen mit ihrem ganzen Charme und ihrer Eleganz. Als First Lady wird sie bereits mit Jacqueline Kennedy verglichen, in Argentinien mit Evita Perón. Der Zufall bestimmt das Leben, und im Fall von Juliana Awada, 43, war der Ort des kausalen Clicks der Fitnessklub der Oberschicht von Buenos Aires, wo sich in Atemnähe der Bürgermeister und heutige Präsident des Landes, Mauricio Macri, an den Foltergeräten abstrampelte. Am Hochzeitsball geriet das Glück durch einen Scherz in akute Gefahr, denn Macri verschluckte sich am aufgeklebten Freddie-Mercury-Schnauz; die Erste Hilfe des Gesundheitsministers rettete ihn vor dem Ersticken. Die Hochzeitreise führte sie 2016 ans WEF in Davos.

Sie fanden sich auf verschlungenen Wegen. Für Macri, den Sohn eines Industriellen aus Italien, war es bereits die dritte Ehe. Juliana besuchte Sprachkurse in Oxford und arbeitete als Designerin und Modebotschafterin im familiären Textilunternehmen, heiratete mit 23, liess sich bald wieder scheiden und lebte acht Jahre ohne Trauschein mit dem belgischen Grafen Bruno Laurent Barbier zusammen. Der Vater Ibrahim Awada ist ein libanesischer Muslim aus Baalbek, die Mutter Elsa stammt aus Syrien. Eine ihrer Schwestern ist Bildhauerin, ein Bruder Schauspieler. Auf der präsidialen Hacienda in Olivos leben auch die vier Kinder, eines ist ihr gemeinsames.

Juliana Awada bezeichnet sich als unpolitisch und hielt sich während der Kampagne im Hintergrund, tatsächlich aber hat sie 2015 die Wahl des Aussenseiters Macri gegen den Peronisten Daniel Scioli in der Nachspielzeit entschieden – durch einen Kuss. Nach der finalen TV-Debatte umarmte sie ihren fünfzehn Jahre älteren Mann leidenschaftlich. Seither regiert sichtbar ein Liebespaar, das sich öffentlich über sein Sexleben befragen lässt, so anders als die Kirchners, die Argentinien im machtpolitischen Doppel beherrschten, oder die undurchsichtigen Clintons und Trumps in Washington.

Peter Hartmann

derts auszubügeln. Im Steuergesetz ist neben den Korrekturen zu Obamacare auch die Öffnung der öden Alaska-Tundra für Erdöl- und Gasbohrungen enthalten. Dieses Vorhaben war seit nicht weniger als 37 Jahren in der Pipeline, von mächtigen Umweltlobbys im Verein mit Demokraten aber immer blockiert worden.

Die erste gemeinsame Aktion Trumps mit den Republikanern war die Bestätigung von Neil Gorsuch als Richter für den Supreme Court. Mitch McConnell, der Mehrheitsführer im Senat, hatte den von Obama vorgeschlagenen Kandidaten im Vorjahr blockiert, so dass Trump nun einen konservativen Richter bestätigen lassen konnte. Auf der zweiten und dritten Ebene hat die Administration im Rekordtempo Bundesrichter validieren lassen. Weitere stehen an. Das wird, wie Demokraten zu Recht befürchten, Langzeitwirkung haben.

Trumps produktivste Aktion ist unstrittig der *rules rollback*, der Abbau von Regulationen und staatlichen Vorschriften aller Art. Einer von Trumps ersten Erlassen forderte die

Nicht der Kongress hat sich Trump angepasst, sondern umgekehrt.

Ministerien auf, überall nach Verordnungen zu suchen, die man eliminieren könnte. Auch wies er sie an, dass für jede neue zwei alte gestrichen werden müssen.

Die Demontage war recht erfolgreich. Die Chefin des Büros für Regulatory Affairs erklärte vor kurzem, die Administration habe im abgelaufenen Jahr 67 Deregulierungsaktionen durchgeführt und nur drei neue getätigt. Ausserdem seien seit dem Herbst 2016 mehr als 1500 geplante neue Vorschriften zurückgezogen oder hinausgezögert worden.

Was ist mit den Wahlversprechen?

Die Befürchtungen, Trump werde versuchen, dem Kongress eine populistische Agenda aufzuzwingen, sind fast verflogen. Nicht der Kongress hat sich Trump angepasst, sondern umgekehrt. Trump selber hatte kaum ein Gesetzgebungsprogramm – er übernahm das republikanische und machte es zu seinem.

Und die übrigen Wahlversprechen? Die Mauer, die Handelseinschränkungen («America first»), die Botschaft nach Jerusalem, das Iran-Abkommen, der Pariser Klimavertrag, der Kampf gegen den Terrorismus? Trump wird versuchen, seine Wahlversprechen zu erfüllen – er ist auf gutem Weg –, wird aber vermeiden, was die Wirtschaft hemmt.

Darauf ist Trump fokussiert. Er hat mit dem Ausmisten begonnen, doch das kann natürlich schiefgehen. Es ist bekanntlich eine Herkulesaufgabe.

Ernährung

Zu viele Köche

Von *Andreas Honegger* — Mit neuen Regeln beim Hummer-Kochen will der Bundesrat seine Tierliebe unter Beweis stellen. Fachleute bezweifeln den Sinn der Vorschriften.

Am 1. März soll es in der Schweiz vorbei sein mit der traditionellen Methode des Hummer-Kochens. Fortan darf dieser nicht mehr in sprudelnd kochendes Wasser gekippt werden, um seinen Tod herbeizuführen. Künftig muss der Hummer mit Elektroschock betäubt werden, ehe er ins heisse Wasser. Verschiedene Köche wenden schon seit längerem einen Stich mit dem Messer in den Kopf des Tieres an. Aber auch diese Form der Tötung ist, wegen des primitiven Nervensystems der Krebstiere, umstritten. Der Bundesrat hat zudem verfügt, dass die Hummer auch nicht mehr direkt auf Eis oder in eiskaltem Wasser transportiert werden dürfen, obwohl das der natürlichen Überwinterungsform vieler Wasserlebewesen sehr nahe kommt.

Was der Bundesrat will, tönt alles sehr tierfreundlich, ist aber unter Fachleuten umstritten. Wissenschaftliche Gutachten gibt es viele, aber eine einheitliche Meinung über die Schmerzempfindlichkeit der Krustentiere gibt es nicht. Bis anhin gingen die Köche und die meisten Wissenschaftler davon aus, dass der Hummer beim Eintauchen in sprudelnd siedendes Wasser, ohne zu leiden, sofort sterbe: Das Eiweiss werde beim Erhitzen sofort denaturiert und verändere seine Struktur, so dass Vorgänge, die wir als «Leben» – zum Beispiel die Schmerzempfindung – bezeichnen würden, nicht mehr möglich seien.

Als Laien massen wir uns in diesen Fragen kein Urteil an. Wir erachteten es aber immer als entscheidend, dass die Menge des siedenden Wassers sehr gross sei und nur ein einziger Hummer aufs Mal und blitzartig hineinbefördert werde. Viele Tiere kühlen das Wasser ab, so dass es nicht mehr richtig siedet.

Nicht überall Luxus

Der Ukas der Schweizer Regierung sorgt für Aufsehen. Ein in diesem Zusammenhang von der *New York Times* befragter Fachmann glaubt, dass die Kühlung im Eis die Nervenleistung der Krustentiere so stark verlangsame, dass die Tötung kopfüber im kochenden Wasser die humanste sei. Der Bundesrat hat anders entschieden. Unzufrieden sind vor allem Köche von Luxusrestaurants, die hierzulande Hummer, Langusten und Krabben anbieten. Sie müssen sich erst mit einem Gerät für Elektroschocks ausrüsten und ihr Personal in dessen korrekter Anwendung schulen.

In den USA und anderen Hummer-produzierenden Ländern sind die Krustentiere viel populärer als bei uns. In Boston und entlang der

neuenglischen Küste gilt der Lobster (engl. für Hummer) nicht als Luxus, sondern er wird in vielen Bars, Strandkneipen und Seafood-Restaurants angeboten. Teurer und seltener ist der blaue, bretonische Hummer, dessen zartes Fleisch als besondere Delikatesse gilt.

Wir hoffen für den Hummer, dass wenigstens ihm selbst die neuen Vorschriften des Bundes etwas bringen. Für die Konsumenten allerdings werden die Krustentiere wohl nur (noch) teurer, und verschiedene Gastronomen überlegen sich, künftig ganz auf dieses Angebot zu verzichten. Gerade in Zeiten, in denen das Fleisch von Krustentieren häufig ungekocht angeboten wird, ist deren Frische entscheidend; tote tiefgefrorene Hummer sind kulinarisch ohnehin ein No-Go. Offen bleibt zudem die Frage, ob auch Scampi, Bachkrebse und Crevetten dem Beschluss unterworfen sind und ob Muscheln nach wie vor für die Spaghetti alle vongole oder Moules marinières in ihrer Schale lebendig im heissen Öl angeröstet werden dürfen. Hängt das Verbot von der Tierart ab oder von der Grösse?

Wahrscheinlich wollte die Landesregierung, nach dem brüskten Nein des Parlaments zum Einfuhrverbot für kulinarische Luxusgüter wie Gänseleber und Froschschenkel, vor allem etwas Gutes tun und ihre Tierliebe an anderem Objekt durch eine neue Reglementierung unter Beweis stellen.



Künftig mit Elektroschock.

Die Pläne des Ignazio Cassis

Von Hubert Mooser — Der neue Aussenminister hat versprochen, die Schweizer Europapolitik neu auszurichten. Hält er Wort?

Der neue Chef des Eidgenössischen Departementes für auswärtige Angelegenheiten (EDA), Ignazio Cassis, hat grosse Erwartungen geschürt, als er während des Wahlkampfs für den Bundesrat mit dem Anspruch vorpreschte, beim umstrittenen Rahmenvertrag mit der EU müsse man den «Reset-Knopf» drücken. Das ist, wie der Tessiner feststellen musste, einfacher gesagt als getan. Die SVP nimmt ihn beim Wort.

Langsam tastet sich Cassis an das dornige EU-Dossier heran. Letzten Montag diskutierte der aussenpolitische Ausschuss des Bundesrats, dem Simonetta Sommaruga (SP), Johann Schneider-Ammann (FDP) und Ignazio Cassis angehören, über die künftige EU-Politik der Schweiz. Dem Vernehmen nach liegen die Positionen in diesem Gremium noch weit auseinander. Es sei aber nicht mehr ganz so laut geworden wie auch schon, als es um EU-Fragen ging, lässt ein Eingeweihter durchblicken. Gestern gingen im Bundesrat die Diskussionen weiter. Ein Entscheid fällt aber erst in der Sitzung vom 31. Januar.

Teufel und Beelzebub

Cassis versuche einen Mittelweg zu finden zwischen dem, was er der SVP versprochen habe, und dem Erhalt des bilateralen Wegs, sagt CVP-Präsident Gerhard Pfister. Was das konkret bedeutet, hat Cassis etwa mit sehr offenen Äusserungen beim gemeinsamen Morgenkaffee vor der Bundesratssitzung in die Runde geworfen – beispielsweise zum Thema Reorganisation des EDA. Gemeint ist damit die Schaffung eines neuen Staatssekretariats für europäische Angelegenheiten. Die amtierende Staatssekretärin Pascale Baeriswyl wäre dann «nur» noch für den Rest der Welt zuständig. Eine Konzession an die SVP, welche die linke Baeriswyl am liebsten weghaben möchte.

Im Bundeshaus heisst es, Cassis sei es ernst mit dieser Reorganisation. Und Favorit für den Job sei der frühere Botschafter bei der EU-Mission, Roberto Balzaretti, ein Diplomat, der sich vom Schweizer Fernsehen auch schon als Karatekämpfer und Action-Botschafter feiern liess. Balzaretti liess sich bei einem Gespräch mit Journalisten 2016 zum Brexit auch zu folgenden Aussagen verleiten:

«Die Briten sollten die Situation der Schweiz kennen, um eines zu wissen: EU-Mitgliedsstaat zu sein, ist angenehmer.» Die Schweiz hingegen entscheide nichts selbst, «wir vollziehen nach». Und die Schweiz leide, weil sie auch bei anderen Grundsatzentscheiden nichts zu sagen habe, so berichtete damals die *Schweiz am Sonntag*.

Liest man dies, so gewinnt man den Eindruck: Balzaretti statt Baeriswyl – das

der Kantone an ihre Kantonalbanken unter die Räder kommen können.

Korrekturen an Burkhalters Bericht

Auch zur Debatte steht eine Änderung des Verhandlungsmandates zum Rahmenabkommen. Das aktuelle Mandat sei zu kompliziert, so viel liess Cassis gegenüber Parlamentariern durchblicken. Ständeratspräsidentin Karin Keller-Sutter (FDP), Mitglied der Aussenpolitischen Kommission, ist überzeugt:

«Der Rahmenvertrag hat derzeit keinen Rückhalt im Parlament.» Mit einer Anpassung des Verhandlungsmandates könne der Bundesrat wieder Vertrauen schaffen im Parlament. In der Schwesterkommission des Nationalrats hat der Zürcher Freisinnige Hans-Peter Portmann einen entsprechenden Antrag eingereicht.

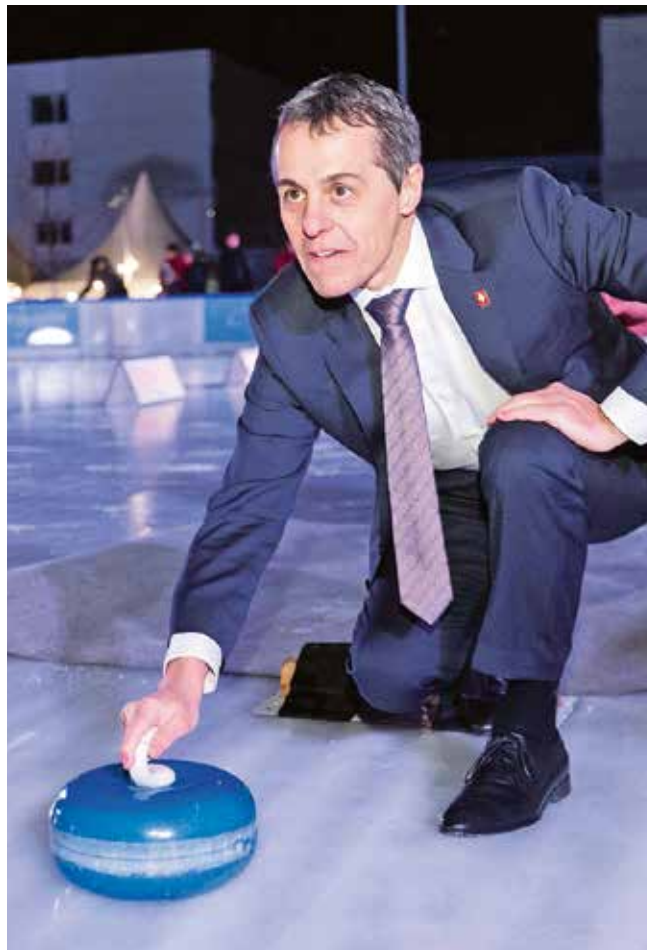
Obwohl manches erst in Umrissen deutlich und es für ein definitives Urteil zu früh ist, gibt es doch Dinge, die Cassis in den Augen bürgerlicher Parlamentarier besser mache als sein Vorgänger: «Er ist näher bei den Leuten», heisst es in verschiedenen Parteien. «Er ist kein Europhiler wie Vorgänger Didier Burkhalter», betont SVP-Ständerat Hannes Germann. Cassis wolle nicht ein Rahmenabkommen um jeden Preis. Aber vom Reset-Knopf sei der Tessiner halt trotzdem noch weit entfernt. CVP-Nationalrätin Kathy Riklin lobt seine kurzen und präzisen Ausführungen.

Kleiner Coup

Die Linke hat den Tessiner dagegen im Visier: SP-Präsident Christian Levrat gab Cassis die Schuld an der Eskalation der Beziehungen zwischen der Schweiz und der EU und bezeichnete den Aussenminister als «Praktikanten». An der

Delegiertenversammlung der FDP rüffelte FDP-Parteichefin Petra Gössi den SP-Chef wegen dieser verbalen Attacke.

Einen kleinen Überraschungscoup hat der neue Aussenminister bisher landen können: Er hat den Aussenpolitischen Bericht aus Burkhalters letztem Amtsjahr zurückgezogen und überarbeiten lassen. Das gilt zumindest als ungewöhnlich. Ob es aber ein Signal ist, dass Cassis den Reset-Knopf in der Europapolitik tatsächlich betätigen will, bleibt abzuwarten.



Im Visier der Linken: Ignazio Cassis.

hiesse, den Teufel mit dem Beelzebub auszutreiben.

Auch weitere Pläne sind durchgesickert. So wälzt das EDA Ideen zu einem Paket Bilaterale III. Mit einem Gesamtpaket verspricht man sich bessere Chancen für eine Akzeptanz im Inland. Nur ist man sich in Bundesrat und Parlament uneins, was man da überhaupt hineinpacken könnte. Ein Abkommen über Finanzdienstleistungen zum Beispiel, wie dies in Sonntagsmedien herumgeboten wurde, kommt für viele Parlamentarier nicht in Frage, weil die Beihilfen



«Bisher kannte ich die Branche nur als Inserent»: Verleger Bayard.

Kopf der Woche

Unter dem Radar schlich er sich an die Spitze

Von Hubert Mooser — Der Textilhandelsunternehmer Fredy Bayard hat einen medienpolitischen Coup gelandet: Er kaufte die Tageszeitung *Walliser Bote* und schnappt damit der CVP ihr Leibblatt weg.

Es war ein Paukenschlag. Am Freitag vor einer Woche verdichtete sich im Oberwallis zur Gewissheit, was man bisher nicht einmal als vage Option in Betracht gezogen hatte. Der erfolgreiche Visper Modeunternehmer Fredy Bayard kauft die Mehrheit an der Mengis Druck und Verlag AG. Der Deal beinhaltet nebst dem *Walliser Boten* (WB) mit einer Auflage von 20 000 Exemplaren die Mehrheit am Gratisanzeiger *Rhonezeitung* (RZ, Auflage 40 000) – beides profitable Unternehmen –, eine Beteiligung am Lokalradio Rottu, eine etwas kriselnde Druckerei und das frühere Verlagshaus im Zentrum von Visp. Unternehmer Bayard hat alle auf dem falschen Fuss erwischt.

Vom Lokalmatador zum Marktführer

Eine Woche später sitzt er schon an den Schaltebelen und freut sich noch immer über seinen Coup, als habe er den Jackpot geknackt. Aber

um ein Glücksspiel geht es bei der WB nicht, sondern um eine Tageszeitung, die trotz Monopolstellung im Oberwallis wie andere Zeitungen mit sinkenden Leserzahlen kämpft.

Vor Jahrzehnten genoss die Zeitung noch den Ruf, eine der besten Regionalzeitungen zu sein. Das war in der Zeit, als man mit dem *Walliser*

Über diese Leserbriefe werden teils heftige Kontroversen ausgetragen.

Volksfreund im Oberwallis um die Vorherrschaft rang. Das ist schon lange vorbei. Aber die Leserbriefe im WB sind immer noch Kult. Die Art, wie das Blatt mit den zugesandten Ergüssen seiner Leser umgeht, brachte schon manchen *Üsserschwyzer-Leser* zum Schmunzeln. Die Leserbriefe werden fast über die gesamte Zeitung

verteilt abgedruckt. Über sie werden teils heftige Kontroversen ausgetragen. Das ist einzigartig in der Medienlandschaft.

Mit Bayard bekommt der WB einen Verleger, der sich im schwierigen Zeitungsgeschäft nicht auskennt. «Bisher kannte ich die Branche nur als Inserent», sagt er. Und dass es profitablere Bereiche gäbe, um sein Geld anzulegen. Er habe aber eine neue Herausforderung gesucht. Wer den diskreten, aber fulminanten Aufstieg des Modegeschäfts Bayard vom Visper Lokalmatador in die Top Ten der Schweizer Modebranche mitverfolgt hat, kann davon ausgehen, dass Bayard auch als Verleger keine halben Sachen macht.

Bayard ist ein knallharter Geschäftsmann mit einem freundlichen Naturell. Dass die Belegschaft nicht nervös auf den Wechsel an der Spitze der Mengis-Gruppe reagierte, liegt wohl auch daran, dass Bayard in Visp, wo das

Unternehmen seinen Sitz hat, alle kennen. Er wuchs hier als einziger Bub unter fünf Schwestern auf. Papa Alfred führte in zweiter Generation das Modehaus Bayard, damals schon eine gute Adresse für Kleider im Oberwallis. Mama Adele, sie stammt aus Italien, war im Geschäft für den Kleidereinkauf verantwortlich und zog nebenbei die sechs Kinder gross. Kurzum: Das Geschäft mit den Textilien steckt Fredy Bayard in den Genen. Die nötige Härte für das Geschäftsleben holte er sich als Handballer beim KTV Visp. Es war nur eine Frage der Zeit, bis der Stammhalter das operative Geschäft übernahm.

Die Ablösung fand 1989 statt. Zielstrebig kauft Fredy Bayard schweizweit Kleiderunternehmen auf. In zwanzig Jahren bauten er und seine Ehefrau Silvia das einstige Familienunternehmen zur Bayard-Gruppe um, zu einem führenden Modeunternehmen in der Schweiz mit 76 Filialen, gegen 400 Angestellten und einem Umsatz um die 110 Millionen Franken. Unternehmensberater Klaus Stöhlker zeigt sich beeindruckt. Fredy Bayard habe mit seiner Frau Silvia aus einem kleinen Laden in

Der Besitzerwechsel kostet die CVP weiteren Einfluss im Oberwallis.

Visp die erfolgreichste Textilhandelskette der Schweiz gemacht, Bayard Co. Ltd, schwärmte er in der *Basler Zeitung*. Im Unterschied zu Vögele, Schild, PKZ oder Loeb verdienten sie gutes Geld. Andere sagen: Es gäbe Kleider Bayard, wie sich das Familienunternehmen einst nannte, heute wohl nicht mehr, wenn man nicht in die Offensive gegangen wäre.

Die Erfolgsgeschichte fiel lange Zeit niemandem auf. So zugänglich und offen sich der Visper im Umgang mit Freunden und Bekannten gibt, im Geschäftsleben gilt für ihn als oberste Maxime: Diskretion. Oder wie er dies einmal gegenüber dem Schweizer Fernsehen kundtat: «Wir bleiben lieber unter dem Radar.» Bayards Verkaufsflächen sind originell gestaltet, es sieht aus wie in einer Autowerkstätte, in der paar Kleider herumhängen. Das Konzept funktioniert, und den Kunden gefällt's.

Steckt Peter Bodenmann dahinter?

2016 macht sich Fredy Bayard erstmals Gedanken über seine Zukunft. Nach 35 Jahren in der Textilbranche sucht er nach neuen Aufgaben. Er verkauft seine Anteile, schmeisst am 1. August 2017 in Bern eine grosse Abschiedsparty und begibt sich auf Wanderschaft. «Ich bin von Lausanne bis nach Monza gelaufen», sagt Bayard. Da hatte er viel Zeit zum Nachdenken – auch über den Kauf des *Walliser Boten*. Im Herbst 2017 ging er auf die Verlegerfamilie Mengis zu,



Monopolstellung: Walliser Bote und Rhonezeitung.

ein paar Monate später war das Geschäft abgewickelt. Das ist der sichtbare Teil von Bayards Zeitungscoup.

Es gibt indes nicht wenige im Oberwallis, die sich nicht wundern würden, wenn er diese Idee im Restaurant des Hotels «Riverside» in Brig, im Hotelbetrieb des früheren SP-Präsidenten und *Weltwoche*-Kolumnisten Peter Bodenmann, vorbesprochen hätte. Bayard lässt sich politisch zwar schwer einordnen, pflegt aber zu Bodenmann und zu dessen jüngerem Bruder ein enges, freundschaftliches Verhältnis. Wenn man ihn darauf anspricht, lautet sein Standardsatz: «Wir sehen uns nicht mehr so oft wie früher.» Es ist aber kaum anzunehmen, dass er den WB-Deal mit Bodenmann nicht erörtert hat, zumal der frühere SP-Präsident sich mit Druckmaschinen und Zeitungen bestens auskennt. Bayard gibt sich hier gewohnt diskret. Mit dem früheren SP-Staatsrat und Nationalrat Thomas Burgener ist er verwandtschaftlich verbandelt.

Burgener ist mit einer seiner Schwestern verheiratet. Auch mit ihm pflegt der neue WB-Verleger regelmässigen Kontakt. Burgener präzisiert: Er sei nicht Fredys Berater, sondern bloss sein Schwager.

Vor diesem Hintergrund bekommt der Deal politische Brisanz. Es ist allerdings kaum zu befürchten, dass das jahrzehntelange Leibblatt der Oberwalliser CVP jetzt zum linken Kampfblatt wird. Fredy Bayard hat hoch und heilig versprochen, dass er nicht in die redaktionelle Linie einzugreifen gedenke.

Seine Devise: «Die Leserinnen und Leser wollen möglichst umfassend und erst noch anregend informiert und unterhalten werden. Und auch alle Glocken läuten hören. Von rechts bis links», so Bayard im Interview mit dem WB.

CVP-Nationalrätin Viola Amherd, ein Liebling des *Walliser Boten*, ist überzeugt, dass er Wort hält. Was bleibt der CVP auch anderes übrig. Ihr Ständerat Beat Rieder ist froh, dass der WB «im Oberwallis bleibt und nicht zum Beispiel von einer Tamedia aufgekauft wird und so in einem redaktionellen Einheitsbrei untergeht».

Aber für alle ist klar: Der Besitzerwechsel kostet die CVP weiteren Einfluss bei der einzigen Tageszeitung im Oberwallis. Das Blatt gelte zwar schon lange nicht mehr als das offizielle Verlautbarungsorgan der Lokalpartei, wie Amherd betont. Aber inoffiziell genoss die CVP im *Walliser Boten* trotzdem noch viel Goodwill. Am deutlichsten zeigte sich dies in der CVP-nahen Berichterstattung über die Sessionen des Walliser Parlaments. Und nun schnappte ihnen Fredy Bayard ihr Leibblatt weg.

Mehr zum Thema: Seite 23

«Lebenslust kennt kein Verfalldatum.»

Markus Leibundgut
CEO Schweiz
zum längeren,
selbstbestimmten
Leben

Personenkontrolle

Trump, Haley, Cassis, Pfister, Berset, Leuthard, Rytz, Markwalder, Wermuth, Badran, Brestel, Widmer Gysel, Blöchlinger, Maurer, Lipp, Fazioli, Comey, Kallstrom, Clinton, Clinton, Lynch, Obama, Burkart

Donald Trump, Powerplayer, lässt in der Jerusalem-Frage nicht mit sich spassen. Vor der Abstimmung in der Uno-Generalversammlung vom 21. Dezember 2017 erhielten diverse Länder eine E-Mail-Nachricht von der amerikanischen Uno-Botschafterin Nikki Haley, vormals Gouverneurin von South Carolina. Haley baute eine wahre Drohkulisse auf: Der Präsident nehme das Votum «persönlich», so Haley. Er habe verlangt, dass sie ihm berichte, welche Länder «gegen uns» gestimmt hätten. «We will take note of each and every vote on this issue», schliesst die E-Mail. Im Departement des neuen Schweizer Aussenministers Ignazio Cassis nimmt man die undiplomatischen Töne gelassen. Die USA hätten im Vorfeld der Abstimmung «weltweit Demarchen» unternommen, heisst es beim EDA auf Anfrage, «so auch in Bern und New York». (gut)

Gerhard Pfister, Fernsehkritiker, fehlte bei der «Präsidialarena» des Schweizer Fernsehens SRF am letzten Freitag. Die CVP war als einzige Bundesratspartei nicht in der Runde vertreten, in der es im Gespräch mit Bundespräsident Alain Berset auch um EU-Politik ging, die zuletzt von CVP-Bundesrätin Doris Leuthard entscheidend geprägt wurde. Statt Pfister kam die Präsidentin der Grünen, Regula Rytz, zu einem Auftritt, man weiss nicht, warum. Der CVP-Präsident ist darüber gar nicht erfreut, dass er vom Fernsehen zu dieser «Arena» nicht eingeladen worden ist. Offensichtlich wolle es sich die SRG auch noch mit der CVP verscherzen, sagt Pfister. (hmo)

Christa Markwalder, Argumentationskünstlerin, zeigt einmal mehr, wie flexibel der Begriff «liberal» in den freisinnigen Reihen mittlerweile ist. Die Berner Nationalrätin wandte sich an der Delegiertenversammlung ihrer Partei gegen die «No Billag»-Initiative, die von den Jungfreisinnigen mitinitiiert worden war. Anders als die Jungpolitiker sieht FDP-Frau Markwalder in der Zwangsabgabe für Radio und Fernsehen nichts Unliberales. Im Gegenteil: Nicht die Empfangsgebühr sei unliberal, sondern die Initiative zu deren Abschaffung, so Markwalder, weil



Drohkulisse: Uno-Botschafterin Haley.



Unbelehrbar: SVP-Politikerin Widmer Gysel.



Alles ist liberal: FDP-Frau Markwalder.



Tiefflieger: SP-Nationalrat Wermuth.

diese gleich mehrere Verbote in der Bundesverfassung verankern wolle. Folgt man dieser Lesart, sind nun also Verbote an die Adresse des Staates unliberal und Zwangsabgaben liberal. (fon)

Cédric Wermuth, Brachialrhetoriker, hängt derweil die Messlatte für das Niveau im Abstimmungskampf zu «No Billag» etliche Stufen tiefer. Auf Twitter schreibt er, die Initiative passe «ins neofaschistische Programm der autoritären Rechten». Kurz zuvor hatte Jacqueline Badran bereits einen intellektuellen Tiefpunkt gelandet, indem sie die liberale Befürworterin Jessica Brestel von den Jungfreisinnigen Zürich, immerhin eine Medizinstudentin auf der Zielgeraden zum Diplom, als «dumm wie Brot» apostrophierte. (fsc)

Rosmarie Widmer Gysel, Rechthaberin, zeigt sich auch nach einem deutlichen Urteil des Schaffhauser Kantonsgerichts gegen den Kanton unbelehrbar. Die Richter hatten entschieden, Ex-Polizeijurist Daniel P. sei zu Unrecht fristlos entlassen worden. Die *Weltwoche*



In fremden Diensten: Fernsehjournalist Lipp.

hatte den Fall ins Rollen gebracht («Die wacklige Autorität von Oberstleutnant Blöchlinger», Nr. 18/17). Obwohl der Kanton als Arbeitgeber das Urteil nicht weiterzieht, wollte die verantwortliche SVP-Regierungsrätin nichts von einer «Fehlleistung» wissen. Aus ihrer Sicht seien die Gründe für eine fristlose Entlassung gegeben gewesen, so Widmer Gysel. «Das Gericht ist nun nach eigenem Ermessen zu einer anderen Beurteilung gekommen.» Und nachtretend fügte sie an: «Vom befristet angestellten, ehemaligen Mitarbeiter hätten wir uns gleichwohl getrennt.» Souveränität sieht anders aus, von Selbstkritik nicht zu reden. Noch nicht abgeschlossen ist eine externe Untersuchung gegen Polizeikommandant Kurt Blöchlinger durch den Zürcher Staatsanwalt Hans Maurer. (gut)

Reto Lipp, SRF-Ökonom, stellt seine Sendung «Eco» in den Dienst von antikapitalistisch bewegten Nichtregierungsorganisationen (NGOs). In der letzten Ausgabe berichtete Lipp, ein Migros-Zulieferer unterhalte eine Geschäftsbeziehung mit einem deutschen

Kaffeimporteur, der auch Kaffee von einer Plantage in Uganda bezieht, bei der die Landrechte seit Jahren strittig seien und wo es zu Vertreibungen von Kleinbauern gekommen sei. SRF übernahm unkritisch die Darstellung der beteiligten Bauern und ihrer Anwälte aus der Welt der NGOs. Auf die politische Ursache, die so gut wie nicht vorhandenen Grundbücher in solchen Ländern und die unzuverlässige öffentliche Verwaltung, ging «Eco» nicht weiter ein. (fsc)

Ignazio Cassis, Neuling, arrondiert seinen Mitarbeiterstab. Er holt die Tessiner Journalistin **Anna Fazioli** in sein Team. Fazioli, Tochter des früheren Fernsehjournalisten **Michele Fazioli**, arbeitet seit 2012 als Bundeshausredaktorin für die Tageszeitung *Corriere del Ticino*. Ab Februar wird die 35-Jährige ihren Arbeitsort vom Medienzentrum ins Aussendepartement verlegen, wo sie sich speziell um die Zusammenarbeit mit der italienischen Schweiz kümmern sowie die Beziehungen zu Italien pflegen soll. Mit diesem Ausbau der Italianità im Aussendepartement sollte auch besser als bisher gewährleistet sein, dass die Schweiz Verhandlungen mit Italien nicht mehr auf Englisch, sondern in der Schweizer Landessprache Italienisch führt. (fon)

James Comey, Ex-Polizist in den Fängen der Politik, kriegt im *Wall Street Journal* harsche Kritik zu lesen. Laut **James Kallstrom**, einem hochrangigen ehemaligen FBI-Agenten, hat er die Untersuchung der Vorgänge rund um die Stiftung von **Bill und Hillary Clinton** auf politische Abwege geführt. Comeys Fehler sei es gewesen, so Kallstrom, zuzulassen, dass **Loretta Lynch** – die ehemalige Justizministerin in der Regierung **Barack Obama** – das Verfahren an sich riss. Das FBI habe in diesem Fall ungewohnt zahm agiert, indem es beispielsweise auf die Einberufung einer Grand Jury (Geschworenengericht) verzichtete. Ganz im Gegenteil habe das FBI das Verfahren wegen angeblicher Russland-Kontakte seitens der Kampagne von Donald Trump mit grosstem Eifer betrieben, obwohl das ursprüngliche Dossier mit den Vorwürfen aus der Küche der Clinton-Kampagne stammte. Kallstrom befürchtet einen irreparablen Vertrauensverlust für ein politisch opportunistisch gewordenes FBI. (fsc)

Thierry Burkart, Balancekünstler, hat am letzten Samstag an der Delegiertenversammlung seiner Partei, der FDP Schweiz, ein Positionspapier durchgebracht, welches unter anderem ein Online-Werbeverbot für die SRG vorsieht. Am Dienstag, in der Sitzung der zuständigen Kommission des Nationalrats, schien dies vergessen. Nationalrat Burkart und die meisten übrigen FDP-Vertreter

Nachruf



König des Volkes: Reitsportlegende Melliger.

Willi Melliger (1953–2018) — Wird ein Reiter mit seinem Pferd gleichgesetzt, ist das normalerweise die grösstmögliche Anerkennung: Das war etwa bei Christine Stückelberger, Dressur-Olympiasiegerin von 1976, und ihrem Wallach Granat so oder bei Steve Guerdat, Goldreiter von 2012, und seinem Nino des Buissonnets. Doch über allen steht ein anderes Paar: Willi Melliger und sein monumentaler Wallach Calvaro.

Der etwas kauzige Metzger und sein majestätischer Schimmel machten den Reitsport in den neunziger Jahren der breiten Masse zugänglich. Als Melliger 2003 sein Lieblingspferd am CSI in Zürich zum letzten Mal der Öffentlichkeit präsen-

tierte, liefen ihm die Tränen über das Gesicht. Es waren Emotionen, die der hochtalentierte Profireiter in der Arena sonst selten zeigte. Nach Calvaros Ableben schrieb die NZZ «vom weisen Mythos» – und zog einen historischen Vergleich: «Der Klerus musste mit den Rappen vorlieb nehmen, Könige und Herrscher setzten sich auf Schimmel.»

Willi Melliger war ein König – ein König des Volkes. Trotz Calvaros beeindruckendem Stockmass (185 cm) sass Melliger nie auf dem hohen Ross. Selbst im Erfolg blieb er bodenständig und bescheiden. Brauchte ein Freund kurzfristig ein Pferd, waren die Stalltüren in Neuendorf stets offen.

Die zwei Olympia-Silbermedaillen, die er 1996 in Atlanta (im Einzel) und vier Jahre später in Sydney (mit der Equipe) gewann, strahl-

ten wie Gold. Gleichzeitig behielt der Pferdehändler das Geschäft immer im Auge. Am CSI Zürich war er sogar im Emblem präsent. Der Boom von Reitsportanlässen in der Schweiz um die Jahrtausendwende ist eng mit seinem Namen verbunden.

Wie auch andere Reiter war der passionierte Zigarrenraucher den süßen Seiten des Lebens nicht abgeneigt. Gesundheitlich hatte er seit längerem mit Rückschlägen zu kämpfen. Vor einem Jahr erlitt er einen Herzinfarkt. Nach einem Hirnschlag vor fünf Wochen lag er im Koma. In der Nacht auf Dienstag verabschiedete er sich in die Ewigkeit. Willi Melliger wurde 64 Jahre alt. Er hinterlässt drei Kinder und einen Enkel. *Thomas Renggli*

stimmten gegen einen Antrag der SVP, die Erneuerung der SRG-Konzession bis nach der Abstimmung zu «No Billag» zu sistieren. Mit dieser Erneuerung will Medienministerin **Doris Leuthard** (CVP) vollendete Tatsachen schaffen, indem sie der SRG mehr Kompetenzen einräumt. So soll ihr die zielgruppenspezifische Werbung im Internet erlaubt werden. Zudem soll die SRG nicht mehr verpflichtet werden, ein von den Privaten unterscheidbares Angebot anzubieten, wie dies die alte Konzession verlangte. Zu diesem Entwurf Leuthards läuft momentan die Ver-

nehmlassung, die aber nicht bindend ist – am Schluss entscheidet ihr Departement ohne Mitsprache des Parlaments. Auf die Frage, warum er die Chance verstreichen liess, der Medienministerin rechtzeitig in die Parade zu fahren, sagt Thierry Burkart: «Die FDP wird ihre inhaltlichen Bedenken in der Vernehmlassung einbringen, wie es in der Schweiz üblich ist.» Sollte Leuthard die Vorbehalte in den Wind schlagen, so hätten liberale und andere SRG-Kritiker bis 2022 – bis dahin soll die neue Konzession laufen – wohl nichts mehr zu melden. (fsc)

Unsere Leute in Brüssel

Von Christoph Mörgeli — Mit dem geplanten Rahmenvertrag zwischen der Europäischen Union und der Schweiz rücken unsere Vertreter bei der EU ins öffentliche Interesse. Wer sind diese Verwalter der Integration?

Sie nennt sich offiziell Mission der Schweiz bei der Europäischen Union. Und beschäftigt stattliche fünfzig Mitarbeitende, davon dreissig Diplomaten, von denen einige in ihrem bisherigen Lebenslauf markante Spuren hinterlassen haben. Die Büros liegen am Place du Luxembourg 1, mitten im Brüsseler Europaviertel. Eine repräsentative Residenz für Empfänge und Networking befindet sich ausserhalb der City. Der Auftrag unserer Mission besteht darin, sich im Machtzentrum der Europäischen Union für die Schweizer Interessen einzusetzen. Auch wenn die Leitplanken dazu von der bundesrätlichen Aussenpolitik abgesteckt werden, gibt es einen gewissen diplomatischen Spielraum. Wie funktioniert unsere Europa-Diplomatie? Welches ist das Personal der Schweizer EU-Mission? Und können wir von den dort handelnden Personen ein Einsteigen für die Schweiz erwarten?

Komplizierte Europadiplomatie

Die Schweizer Interessensvertretung gegenüber Brüssel ist ein kaum führbares und darum auch mangelhaft geführtes Gebilde. Die Gesamtverhandlungen im Rahmen der Vorgaben des Gesamtbundesrates leitet eigentlich Aussenminister Ignazio Cassis (FDP). Doch auf Ebene EU-Kommissions-Präsident tritt das jeweilige Bundespräsidium in Aktion. Für Verhandlungen ihrer Dossiers jetten die Bundesräte im Einzelsprung nach Brüssel. Die Umsetzung der aussenpolitischen Strategie liegt bei Staatssekretärin Pascale Baeriswyl (SP), deren berufliche Zukunft nach dem Wechsel des Departementschefs allerdings als ungesichert gilt. Für die Koordination der laufenden Verhandlungen ist Botschafter Henri Gétaz von der Direktion für europäische Angelegenheiten (DEA) zuständig. Mario Gattiker, Staatssekretär für Migration, betreut das wichtige Dossier Personenfreizügigkeit. Bei dieser unübersichtlichen Mannschaftsaufstellung kann es nicht verwundern, dass die Akteure in Bundesbern von der EU leicht gegeneinander ausgespielt werden. Und dass sie völlig überumpelt waren, als Brüssel beispielsweise die Anerkennung der Schweizer Börse auf ein Jahr beschränkte.

Wer genau verhandelt mit wem? Wer genau rapportiert wem? Beim schwer durchschaubaren Organigramm, welches Politik und Administration heillos verknüpft, bleibt die Rolle der Schweizer Mission in Brüssel ziemlich blass, um nicht zu sagen: auffallend unterge-

ordnet. Ein Fingerzeig war diesbezüglich die Tatsache, dass der Schweizer Missionschef am 23. November nicht zum Staatsbesuch von EU-Kommissions-Präsident Jean-Claude Juncker hinzugezogen wurde. Dies verwundert umso mehr, als die EU umgekehrt ihren Repräsentanten in der Schweiz durchaus an den Verhandlungstisch geladen hatte, an dem Bundespräsidentin Doris Leuthard das grosse Wort führte. Dabei könnten unsere vielen Leute in Brüssel durch ihre Nähe zum Geschehen inhaltlich und klimatisch zweifellos Substanzielles beitragen. Besonders unlogisch an den europapolitischen Abläufen erscheint die Tatsache, dass vorgesetzte Stellen die Spezi-

Bei so vielen Mitspielern droht die Rolle der Schweizer Mission etwas zu verblassen.

aldossiers betreuen, die untergeordnete Mission aber für den Gesamtüberblick zuständig ist. Von Brüssel aus werden die Treffen von EU-Vertretern mit einzelnen Bundesräten organisiert, die diplomatischen Kontakte zu mittlerweile 28 EU-Mitgliedern (inklusive dem austrittswilligen Grossbritannien) gepflegt und die Entwicklungen in den Mitgliedsländern aufmerksam verfolgt.

Kompetenter Missionschef

Als Schweizer Missionschef amtiert seit Sommer 2016 der 55-jährige Botschafter Urs Bucher. Der parteilose Jurist aus Solothurn gilt als routinierter und umsichtiger Diplomat. Vierzehn Jahre seines Berufslebens hatte er sich schon zuvor mit der Europapolitik befasst, etliche Jahre auch in der EU-Metropole. Kaum auf den Botschafterposten in Japan berufen, musste sich Bucher bei der Reaktorkatastrophe von Fukushima bewähren. Auf seinem neuen Posten in Brüssel versuchte er, den Exponenten der EU die geschmeidige Umsetzung der Masseneinwanderungsinitiative zu erklären, wobei er sie vor Einmischungen von aussen warnte. Urs Bucher ist kein blinder EU-Fan, obwohl oder gerade weil er mehrere Jahre lang das Integrationsbüro in Bern geleitet hat. Er wirkte dort gewissermassen als Diener von vier «Herren», stand er doch unter der doppelten Aufsicht von Wirtschaftsminister Joseph Deiss und Aussenministerin Micheline Calmy-Rey. Als Dritter wachte damals Bundesrat Christoph Blocher misstrauisch darüber, dass das Integrations-

büro nur informierte und keine EU-Propaganda veranstaltete. Botschafter Bucher musste aber als vierten Vorgesetzten immer auch die Meinung des Volkes einbeziehen. Er beurteilte den bilateralen Weg für die Schweiz als durchaus angemessen. Und brachte mit gutem Gespür umstrittene europapolitische Vorlagen über die Ziellinie, nämlich den Beitritt zum Vertragswerk von Schengen/Dublin und die Ausdehnung der Personenfreizügigkeit auf die neuen EU-Staaten.

Sein gegenwärtiger Auftrag besteht nun allerdings in der Weiterführung und im Abschluss der Verhandlungen über ein institutionelles Abkommen. Dabei geht es um die automatische Übernahme neuer Regeln für den Binnenmarkt, die Überwachungsverfahren und die Streitschlichtung. Bucher betonte gegenüber dem *Tages-Anzeiger*, die Balance zwischen der EU-Forderung nach homogener Anwendung ihrer Regeln und dem «Schutz der Souveränität der Schweiz als Nichtmitglied» müsse gewahrt werden.

Urs Buchers Vorgänger in Brüssel war bis 2016 Botschafter Roberto Balzaretti. Vor allem Aussenministerin Micheline Calmy-Rey hat dessen Karriere Schub verliehen, und er gilt denn auch als ausgesprochen europhil. So löste der als hyperaktiv wahrgenommene Balzaretti einigen Wirbel aus, als er in einem vermeintlich vertraulichen Mediengespräch Grossbritannien vor einem Brexit warnte («EU-Mitgliedstaat zu sein, ist angenehmer»). Gerne setzt sich Balzaretti mit der Erzählung in Szene, wie er als 27-Jähriger 1992 auserkoren wurde, die Mappe mit dem berühmten Beitritts-gesuch in die Zentrale der damaligen Europäischen Gemeinschaft (EG) zu tragen. Der Tessiner, der sich gerne seiner «weltoffenen Position» rühmt, soll sich hinter den Kulissen für ein Staatssekretariat für Europa starkmachen und will gleich auch dessen Führung übernehmen. Sollte sich Bundesrat Cassis tatsächlich für eine solche Funktion samt Tessiner Personalie Balzaretti entscheiden, stünde dies in schroffem Gegensatz zum angekündigten europapolitischen «Reset».

Stellvertretender Missionschef in Brüssel ist gegenwärtig Gilles Roduit, Absolvent des Nachdiplomstudiums am Basler Europainstitut. Er hat im Sinne einer veränderten Neutralitätspolitik publiziert und zusammen mit der heutigen Staatssekretärin Pascale Baeriswyl in der Sektion Menschenrechtspolitik gearbeitet. Roduit war danach Botschaftsrat in Bosnien-



Umsichtig: Urs Bucher.



Neue Neutralität: Gilles Roduit.



Intern umstritten: Roberto Balzaretto.



Jobsharing: Caroline Bichet.



Menschenrechtler: Emmanuel Bichet.



Brexit-Beobachter: Dieter Cavalleri.

Herzegowina und vertrat die Schweiz auch in Missionen in Asien. Zeitweise hat sich der Walliser gewerkschaftlich im Personalverband des Bundes engagiert.

Couchepins Ränkeschmied

Als zweiter stellvertretender Missionschef amtiert Emmanuel Bichet, ehemals Mitarbeiter bei der ständigen Uno-Mission in New York und Schweizer Unterhändler im Uno-Menschenrechtsrat in Genf. Zweite stellvertretende Missionschefin ist Caroline Bichet-Anthamatten. Dass das Paar mit demselben Namen und derselben Funktion verheiratet ist, wollte man in Brüssel erst auf die zweite Nachfrage bestätigen. Die Beziehungen zum Europäischen Parlament (inklusive Thematik Brexit) verantwortet Dieter Cavalleri, ehemals Pressesprecher der Schweizer Sektion von «Ärzte ohne Grenzen», später auf Botschaften in Südamerika tätig und zeitweise Chef der Sektion Völkerrecht im Aussendepartement.

Der umstrittenste Kopf der Brüsseler EU-Mission ist zweifellos Raphaël Saborit, Leiter Medien und Public Relations. Der Unterwalliser

wurde als Spindoktor und persönlicher Mitarbeiter von Bundesrat Pascal Couchepin 2004 von der Bundesanwaltschaft überführt, einen geheimen Tourismus-Mitbericht Christoph Blochers an Walliser FDP-Kollegen gefaxt zu haben. Couchepin musste seinen «Freund, Vertrauten, graue Eminenz, Sparringspartner, Ränkeschmied, Manipulator, Einseifer» (*Facts*) wohl oder übel fallenlassen. Der intrigierende Bundesrat mochte allerdings nicht zugeben, dass er seinen treuen Komparsen mutmasslich höchstselbst zur Indiskretion angestiftet hatte. Er brachte Raphaël Saborit immerhin im Aussendepartement von Kollegin Calmy-Rey unter. Saborit wirkte in der Folge – vor seinem Brüsseler Engagement – bei der ständigen Uno-Vertretung in Genf. Dort kritisierte er ganz im Sinne seines früheren Chefs gegenüber der Zeitung *Le Monde*, der Wahlkampf der SVP habe einen «neuen Stil eingeführt», der «das System der Konkordanz gefährde».

Als Finanzattaché sitzt in Brüssel Botschaftsrat Mario Tuor, der zuvor die Kommunikation des Staatssekretariats für internationale Finanzfragen geleitet hat. Noch früher arbeitete

Tuor bei der Credit Suisse, als Sprecher des Bundesamtes für Ausländerfragen und ursprünglich als politischer Journalist beim *Bund* und beim Nachrichtenmagazin *Facts*. Gehört er zur Vielzahl jener Zeitungsschreiber, deren Wohlverhalten gegenüber der Bundesverwaltung mit einer Staatsstelle belohnt worden ist? Fest steht, dass der Historiker und heutige Finanzattaché Mario Tuor in seiner journalistischen Periode nicht eben mit brillanten Finanzanalysen hervorgetreten ist. Dafür schrieb er über die Personenfreizügigkeit mit der EU («Europas Lockruf»): «Die neue Freiheit spürt auch das Bundesamt für Ausländerfragen (BFA) in Bern.» Um später beruflich bei ebendiesem Bundesamt anzudocken und einen krisensicheren Staatsjob zu ergattern. Tuor meinte über den bilateralen Weg: «Die Schweiz ist weder drinnen noch draussen. Sie sitzt in der Klemme.» Und er prophezeite: «2028 EU-Beitritt.» Nach Annahme der bilateralen Verträge inklusive Personenfreizügigkeit titelte Tuor im *Facts*: «Fast alles wird besser.» Er kannte keinen Zweifel: «Selbstverständlich sind die bilateralen Verträge der erste Schritt zum EU-Beitritt.» Den-



Fax an Walliser Freunde: Raphaël Saborit.



Ex-Kritiker des Kniefalls: Mario Tuor.

noch überraschte Mario Tuor im damaligen journalistischen Einheitsbrei auch mit ungewohnten Meinungsäusserungen. Kein bedeutenderes Medium berichtete in den neunziger Jahren so EU-kritisch wie das Magazin *Facts*. «Wir Musterknaben Europas» oder «Kniefall vor der EU», so kritisierte Tuor das Mitregieren Brüssels in der Schweiz: «In vorauseilendem Gehorsam passen sich Politik und Wirtschaft der EU an.» 1998 titelte er sogar «Allein ist besser» und sprach von einem «Debakel der bilateralen Verhandlungen». Tuor kritisierte, dass der Bundesrat und seine Diplomaten zäh am EU-Beitrittsziel festhielten: «Ausgerechnet das nützlichste Szenario für die nächsten Jahre ist für den Bundesrat und die Parlamentsmehrheit tabu: der Alleingang.»

Befürworter des Alleingangs

Es sei ganz klar, dass bei einem EU-Beitritt die direkte Mitwirkung der Schweizer Bevölkerung eingeschränkt würde, speziell, wenn die Volksentscheide dem europäischen Recht zuwiderliefern. Weder die obligatorische Erhöhung der Mehrwertsteuer auf mindestens 15 Prozent noch die etwa 4,5 Milliarden Franken Nettozahlungen gehörten zu den «Lieblingsthemen des Bundesrates». Auch wäre es falsch, zu glauben, ein EU-Beitritt löse das Asylproblem. Der Alleingang, so das Fazit von Tuor, sei erfolgversprechend. Das habe weniger mit Unabhängigkeit und Souveränität als mit «realistischer Einschätzung der Lage, Schlitzohrigkeit und erfolgreichem Trittbrettfahren» zu tun.

Solch schlitzohrigen Klartext darf Finanzattaché Mario Tuor in Brüssel heute nicht mehr sprechen. Sonst würde er wohl als Portier an die Botschaft von Kirgisistan versetzt. ○

Verhandlungen

Ist was?

Von Wolfgang Koydl — Die EU ist erstaunt, dass sich die Schweiz über ihren jüngsten Affront aufregt. Der begrenzte Zugang zu Europas Börsen sei in Wirklichkeit ein Weihnachtsgeschenk gewesen. Auf Spurensuche in Brüssel.

Es herrschte dicke Luft im obersten Stock des Berlaymont-Gebäudes, wo Jean-Claude Junckers Büro liegt. Es war ein typischer Brüsseler Novembertag, und in zwei Tagen sollte der EU-Kommissions-Präsident nach Bern fliegen. Ein Arbeitsbesuch nach dem Verständnis seiner Behörde: Ankunft, Mittagessen, Gespräche, Fototermin, Abflug. Mit einer Mischung aus Verwunderung und Amusement hatte man registriert, dass die Landesregierung die Visite in den Rang eines veritablen Staatsbesuches hochlobte.

Aus Verwunderung wurde Verärgerung, als Richard Szostak seinen Vorgesetzten Juncker briefte. Der 35-jährige schlaksige Pole mit dem leichten Sprachfehler betreut praktisch im Alleingang das Schweiz-Dossier in Brüssel. Er ist ein «Reding-Boy»: Diese Gruppe aufgeweckter junger Männer wurde von der früheren luxemburgischen EU-Kommissarin Viviane Reding gefördert und ihrem Landsmann Juncker vererbt. Auch Martin Selmayr gehört dazu: Der erfolgreichste «Reding-Boy» ist Junckers Kabinettschef und nach Meinung vieler der eigentliche Chef der EU.

Was Szostak berichtete, verdross Juncker gewaltig. Bern wollte bei der Visite den unbegrenzten Zugang der Schweizer Börse zum europäischen Aktienmarkt ab 2018 festklopfen, die entsprechende Pressemitteilung war bereits fertig. Doch das widersprach Absprachen, die Bundespräsidentin Doris Leuthard und der EU-Vorsteher im April getroffen hatten. Sie sahen als Gegenleistung für das Börsenprivileg deutliche Fortschritte auf dem Weg zu einem institutionellen Rahmenabkommen mit der

EU vor, wenn nicht gar gleich den Abschluss eines solchen Vertrages. Zusätzlich habe der «jämmerliche Erpressungsversuch mit der Ostmilliarde» im Vorfeld der Visite, so ein EU-Mitarbeiter, auch nicht gerade zu mehr Goodwill beigetragen.

Nicht nur in der Kommission herrschte der Eindruck, dass Bern den unpopulären Rahmenvertrag bis in alle Ewigkeit verschleppen wollte. «Ich habe keine Ahnung, auf welcher Grundlage die Schweizer glaubten, dass sie

damit durchkommen würden», kommentierte auch der aus dem Badischen stammende und mit der Schweiz bestens vertraute deutsche CDU-Europaabgeordnete Andreas Schwab das eidgenössische Zaudern. «Sie taten einfach so, als ob sie es nicht besser wüssten. Ist aber schiefgegangen.»

In der Kommission formulierte man es weniger einfühlsam. «Es gibt drei Arten von Dummheit», meinte ein EU-Vertrauter. «Man ist dumm, man stellt sich dumm, oder man versucht jemanden für dumm zu verkaufen. Dumm sind die Schweizer nicht, das zeigen sie uns jeden Tag. Aber wir hatten das Gefühl, dass sie von Nummer zwei zu Nummer drei überwechselten. Das konnten wir uns nicht bieten lassen.»

Störender «Inländervorrang light»

Das Trio Juncker, Selmayr und Szostak beschloss, ein Exempel zu statuieren – und stach

anonym an die Presse durch, dass der Bern-Trip womöglich annulliert werde. So kurz vor dem Reisetrip wäre dies ein diplomatischer Super-GAU gewesen. Bern verstand die Botschaft. Beim geheimen Privat-Zmorge mit Leuthard und CVP-Chef Gerhard Pfister unterstrich der Kommissionspräsident am 23. November abermals – nach Brüsseler Angaben in sehr unmissverständlichen Worten –, dass die Schweiz nicht mit einer Carte blanche für den Börsenzugang, die sogenannte Äquivalenz, rechnen könne. Über die spätere geheuchelte Empörung Berns kann man in Brüssel daher nur die Stirn runzeln. Im Grunde genommen, sei die Gewährung des Börsenzugangs für ein Jahr «ein Weihnachtsgeschenk von Präsident Juncker gewesen», hiess es. «Es ist kein Menschenrecht, für äquivalent erklärt zu werden.»

Hinter dem negativen Bescheid stand zudem nicht nur die Kommission, sondern auch der Rat. Mehrere Mitgliedstaaten zeigten sich sehr unzufrieden über den fast vollständigen Mangel an Fortschritten beim Rahmenabkommen. Es liege ein EU-Beschluss vor, dass es eine solche Übereinkunft jetzt geben müsse. Wenn die Eidgenossen nicht liefern wollten



Richard Szostak.

Der 35-Jährige betreut praktisch im Alleingang das Schweiz-Dossier.



Exempel: EU-Spitzenpolitiker Juncker, Selmayr.

oder könnten, müsse man eben ein wenig nachhelfen – dort, wo es weh tut: beim Portemonnaie. Dass einzig die Briten für die Schweiz weibelten, half auch nicht unbedingt: «Seit dem Brexit ist britische Fürsprache toxisch», merkte ein EU-Intimus trocken an.

Es mag schmerzlich sein, aber überrascht nicht wirklich, dass ausgerechnet die Schweizer Nachbarn im Norden, Süden, Osten und Westen am meisten gegen die Eidgenossenschaft intrigieren. Sie stört vor allem der «Inländervorrang light», jene von Kurt Fluri erfundene, vermeintliche Quadratur des Kreises in puncto Zuwanderung. So bezeichnete Michael Reiterer, erster EU-Botschafter in Bern, etwa die Acht-Tage-Regel für ausländische Arbeitskräfte von ennet der Grenze als «faktisches Arbeitsverbot» und somit als diskriminierend.

Reiterer ist Österreicher, was nicht erstaunen sollte, ist es doch der Alpen-Bruder, der in unschöner Regelmässigkeit am wenigsten Entgegenkommen für die Schweiz in EU-Gremien an den Tag legt (ausgenommen im Rat der Justizminister, wo die Schweiz als Vollmitglied von Schengen und Dublin mit Sitz und Stimme selbst vertreten ist). «Sie [die Österreicher] sagen klar: Warum sollen wir den Schweizern etwas zugestehen, was wir selbst nur als Mitglied erreichen konnten», zitierte ein EU-Diplomat einen Wiener Kollegen. «Sie wollen alles gratis, und wir sind Nettozahler.»

Kaltschnäuzig kanzelt sogar der Europa-abgeordnete Schwab Schweizer Wehklagen ab, dass das Land mit dem Wechsel von Wolfgang Schäuble vom deutschen Finanzministerium ins Präsidium des Deutschen Bundestages seinen wichtigsten Freund beim grossen Nachbarn verloren habe. «Die Schweiz muss zur Kenntnis nehmen», so Schwab kühl, «dass auch in Deutschland ab und zu Minister ausgewechselt werden.»

Wer hat das grösste Interesse an der Schweiz?

Solche Aussagen fügen sich gut ein in den harten Ton, den die EU seit einiger Zeit anschlägt. «Früher hat sie ihre Macht versteckt, auf *soft power* und Konsens gesetzt», erinnert sich ein Diplomat. Doch inzwischen sei der Ton schärfer geworden und erinnere zuweilen an die Art, in der Grossmächte mit Vasallenstaaten umspringen. Den neuen Tonfall bekommen nicht nur Drittstaaten wie die Schweiz zu spüren. Auch Mitglieder wie Polen oder Ungarn weht verbal ein scharfer Wind aus Brüssel entgegen. Der Wandel sei mit dem Brexit gekommen, glaubt der Diplomat: Anders als erwartet, habe Britanniens Abkehr die EU zusammengeschweisst und sie unduldsamer werden lassen mit Quertreibern.

Die Schweiz hat zudem ein spezielles Problem in Brüssel: Meistens bleibt sie unter dem Radar der allgemeinen Wahrnehmung; man nimmt sie nur zur Kenntnis, wenn sie meckert.

Das kann manchmal ein Vorteil sein, von Nachteil ist es indes, wenn niemand die Schweiz und ihre Besonderheiten kennt. «Im Parlament hat sie den Ruf eines wohlhabenden Landes mitten in Europa», sagt CDU-Mann Schwab. In die Unkenntnis mischt sich ein Quäntchen Neid. Zudem habe die EU genug Probleme, als dass sie sich noch mit Schweizer Luxusorgen herumschlagen könnte. Auch in den Pflichtmedien der EU, dem Portal *Politico* oder der *Financial Times*, kommt die Schweiz so gut wie nie vor.

Sicher, es gibt zahlreiche EU-Experten – sei es für Energie, für Verkehr, Agrar und all die anderen Sektoren, in denen die Schweiz mit der EU verknüpft ist. Aber mit Ausnahme von Szostak ist da niemand, der hauptberuflich, kontinuierlich und vollumfänglich mit dem Schweiz-Dossier befasst ist. Ratspräsident Donald Tusk lässt sich von einem Mitarbeiter briefen, bevor er den Bundespräsidenten trifft. Aber dies ist nicht viel mehr als eine Pressemappe. Beim EEAS, dem Auswärtigen Dienst der EU, ist die Schweiz auf der Ebene eines stellvertretenden Generalsekretärs angesiedelt. Hier finden sich die Ansprechpartner von Staatssekretärin Pascale Baeriswyl.

Das grösste Interesse an den Eidgenossen hat der Chef selbst: Kommissionspräsident Juncker. Daher wäre es klug, ihn auf seiner Seite zu wissen. Doch dafür reicht ein Küsschen hier und da nicht aus. ○

Europas Sozialdemokratie – Ende oder Wende?

Von Wolf Linder — Sozialdemokratische Parteien verlieren überall. Welches sind die Gründe? Lässt sich der Niedergang aufhalten? Was ich mir als nüchterner Altsozialist wünsche.



«Soziale EU» als Täuschung: SPD-Chef Martin Schulz.

Die Sozialdemokratie, Vertreterin der Arbeitnehmerinteressen gegenüber dem Kapital, war die treibende Kraft im Aufbau der sozialstaatlichen Demokratien Westeuropas. In den letzten zwei Jahrzehnten aber ist nicht nur ihre Stammwählerschaft geschwunden. Weit wichtiger: Die Sozialdemokratie schien nicht imstande, neue Ideen zu entwickeln, die als gesellschaftspolitische Alternativen zur neoliberalen und nationalkonservativen Politik wirksam geworden wären.

Es mangelt nicht an Erklärungen für den Abstieg sozialdemokratischer Parteien, wie er sich etwa bei den jüngsten Wahlniederlagen in Deutschland, Österreich oder Frankreich zeigte. Die Sozialdemokratie hat zwar die Staatsangestellten und viele Gutausgebildete hinzugewonnen, aber die schrumpfende Industriearbeiterschaft und die einfachen Arbeiter und Angestellten verloren. Das Profil der Linken verblasst: Allmählich ist der Sozialstaat zu einer Normalität geworden, den die deutsche Bundeskanzlerin Merkel genauso

vertritt wie ihr Amtsvorgänger Schröder. Nun sei das Ende des sozialstaatlichen Ausbaus erreicht, meinen viele, und damit die Sozialdemokratie überflüssig geworden.

Wie konnte es dazu kommen?

Die erste Antwort liegt auf der Hand: Einwanderung! Die Linke hat sich in den meisten europäischen Ländern gegen eine Begrenzung der Einwanderung gestemmt, und das war matchentscheidend: in der Schweiz für die Abwendung der Arbeiterschaft von der SP seit den 1970er Jahren, für den Zerfall des französischen Parti socialiste sowie für die jüngsten Niederlagen von SPD und SPÖ. Vor allem aber dürfte die Personenfreizügigkeit – Dogma und Drohkulisse der EU zugleich – den Ausschlag gegeben haben für den Brexit, den Ausstieg Grossbritanniens aus der EU. Auch dort hatten die einfachen Leute offenbar ganz andere Erfahrungen und Meinungen zur Einwanderung als die linken und liberalen Anhänger der Personenfreizügigkeit.

Von da ist es nicht weit zur zweiten Antwort: Populismus! Er sei die Ursache des neuen Konservatismus, der – in den USA wie in Europa – den Wählerschwund des sozialliberalen Lagers ausgelöst habe. In der Tat: Die meisten nationalkonservativen Parteien geben sich populistisch. Sie wenden jene politische Rhetorik an, welche gegen die «falschen» und «unmoralischen» Eliten protestiert. Gleichzeitig wollen Populisten aber selbst an die Macht mit dem Anspruch, die Einzigen zu sein, die den wahren Volkswillen vertreten. Diese verführerische Rhetorik wiegeln die Stimmbürgerschaft gegen die besonnenen politischen Kräfte auf und sei schuld am Ausfransen der sozialliberalen Parteien, so die Klage. Die Diagnose ist nicht ganz falsch. Sie übersieht aber die Tatsache, dass der Populismus mehr ist als Rhetorik. Seit den Anfängen in den USA zu Ende des 19. Jahrhunderts gibt es einen roten Faden, der seinen Erfolg ausmacht: Populismus mobilisiert die Verlierer der gesellschaftlich-wirtschaftlichen Entwicklung. Trump in den USA,

Marine Le Pen in Frankreich, Orbán in Ungarn, Kaczynski in Polen, sie alle sammeln die Verlierer, die Enttäuschten, die Ohnmächtigen ein.

Und es brauchte den Wahlsieg Trumps, damit die *ruling elite* endlich zur Kenntnis nahm, dass es heute tatsächlich breite Verliererschichten gibt – im amerikanischen Rust Belt, in Frankreichs Banlieues und deindustrialisierten Provinzen, aber auch in den mitteleuropäischen Ländern, die überfordert sind vom Tempo des gesellschaftlichen Umbruchs. Und erst allmählich dämmert dem Establishment, dass das Vertrauen in die politischen Eliten verloren ging, weil diese Verlierer von realen, nicht nur «gefühlten» oder «eingebildeten» Problemen betroffen sind.

Mehr Wohlstand, aber auch Verlierer

Diese Probleme, so unterschiedlich sie im Einzelnen sein mögen, haben einen gemeinsamen Nenner. Es ist jene Globalisierung, welche der amerikanische Ökonom Dani Rodrik wegen ihrer Übertreibungen als «Hyperglobalisierung» bezeichnet. Die grenzenlose Zirkulation von Kapital, Waren, Dienstleistungen und Personen hat zwar insgesamt grösseren Wohlstand für viele gebracht, aber in jedem Land Verlierer in den verschiedensten Schichten hinterlassen. Die Verlagerung von Arbeitsplätzen in die Billiglohnländer haben eine so hohe Arbeitslosigkeit gebracht, wie sie viele europäische Länder seit der Weltwirtschaftskrise der 1930er Jahre nicht mehr erlebt haben.

Für die wenig qualifizierten Arbeitnehmer ist Globalisierung nicht eine Chance, sondern eine Bedrohung. Ihre Jobs sind unsicher, ihr Einkommen ist geringer geworden. Sie tragen die Nachteile der Einwanderung und fühlen sich zurückgesetzt. Der Kreis der Verlierer reicht bis in die Mittelschicht: Auch ihre Einkommen stagnieren, während die grossen Vermögen sich zunehmend in den Händen weniger konzentrieren. Steuererleichterungen für Unternehmen und Wohlhabende, Sparen beim Sozialstaat heisst das neoliberale Programm von Portugal bis Polen.

Eigentlich wäre dies alles eine Steilvorlage für die klassische Linke, die sich für den Schutz der Arbeitnehmer gegenüber entfesselten Kapitalinteressen einsetzt. Warum aber wenden sich die Verlierer der Globalisierung nicht der Linken, sondern der politischen Rechten und dem nationalen Konservatismus zu?

Hier war und ist die europäische Sozialdemokratie einer fundamentalen Fehleinschätzung erlegen. Historisch dem Internationalismus und überstaatlicher Friedenssicherung verpflichtet, hat sie Globalisierung und Europäisierung unterstützt und gefördert. Tony Blair in Grossbritannien oder Gerhard Schröder in Deutschland haben die Verlierer zwar nicht im Regen stehen lassen, aber ihre Entschädigung durch eine Abfederung der sozialen Kosten der Welthandelspolitik für möglich gehalten.

Übersehen haben sie dabei, dass auch die Europäisierung mehr und mehr zu einem neoliberalen Wirtschaftsprojekt mit neokolonialen Attitüden gegenüber Ost- und Südeuropa wurde. Die «soziale EU» ist eine Täuschung. Die Einwegmigration aus wirtschaftsschwachen Ländern wie Rumänien oder aus Afrika hilft weder gegen die Ungleichentwicklung, noch verbessert sie die Armutslage derer, die dort bleiben. Unterschätzt hat die Linke wohl auch den Umstand, dass die Zentralisierung Brüssels die nationalen Parlamente und Demokratien entmachtet. Europa beruht auf einer reichen politisch-kulturellen Vielfalt – die Vereinigten Staaten Europas wird es wohl kaum geben. De Gaulle hat dies mit seiner Vision eines «Europa der Vaterländer» vermutlich besser erfasst.

Nimmt die Sozialdemokratie dies alles ernst, so wird nicht nur die Labour Party weniger Tony Blairs und mehr Jeremy Corbys brauchen. Eine schärfere Profilierung als Linkspartei reicht freilich nicht. Bemängelt wird von vielen, die Sozialdemokraten hätten die Sprache ihrer Wählerschaft verlernt. Aber es geht um viel mehr als um Sprache.

Der verstorbene britische Historiker Tony Judt diagnostizierte, mit der Durchdringung der Gesellschaft durch das neoliberale Denken sei uns der Sinn der Solidarität abhandgekommen, vor allem aber auch der Sinn für die Notwendigkeit öffentlicher Aufgaben zur Befriedigung jener Grundbedürfnisse, die der Markt nicht erbringt. Mehr als nötig verbeugt sich die Sozialdemokratie vor dem Dogma, dass der Markt für die Lösung aller Probleme besser sei. Zu oft nimmt sie hin, dass öffentliche Einrichtungen vorab den Kriterien privatwirtschaftlicher Effizienz zu genügen haben. Und auch Politiker bis tief hinein in die Linke geben sich der Illusion hin, Demokratie und gesellschaftliche Solidarität seien grenzenlos und ohne den Nationalstaat zu haben. Das Gegenteil ist wohl der Fall. Die Einsicht geht verloren, dass der Staat nicht bloss Rahmenbedingungen für die Wirtschaft, sondern vorab die allgemeinen und langfristigen Interessen der Gesellschaft wahrzunehmen hat. Dass er nicht nur möglichst viele Freiheiten garantieren soll, sondern auch jenes Mass an Grenzen, das den Bürgerinnen und Bürgern ein Stück gemeinsamer Sicherheit gibt, sogar etwas Heimat verspricht.

Die Wende, die der europäischen Sozialdemokratie bevorsteht, verlangt also nicht nur die Auseinandersetzung mit der politischen Ökonomie der Globalisierung, sondern auch jene mit dem Verlust sozialer Bindungen und ortsverbundener Integration in der radikalisierten Marktgesellschaft.

Was heisst das nun für die schweizerische Sozialdemokratie? In weiten Bereichen teilt sie die oben nachgezeichneten Wege und die Abwege ihrer europäischen Schwesterparteien. Aber sie findet bei uns andere Bedingungen vor. Als Minderheit in einem mehrheitlich bürgerlichen Land hat die Linke die Agenda und Grundausrichtung nationaler Politik nie vorherrschend bestimmen können wie

gestern der Freisinn und heute die SVP. Das ist auch in der Europafrage der Fall. Der soziale Ausgleich galt während Jahrzehnten als wichtigste Aufgabe der SP. Ebenso wichtig war aber, dass die Linke die konstanten Mehrheiten eines geeinten Bürgerblocks – wie in der Verkehrs-, der Energie-, der Armee- oder der Bankenpolitik – in Frage stellte oder gar durchbrach.



Labour-Politiker Corbyn.

Eine schärfere Profilierung als Linkspartei reicht freilich nicht.

Trend zur «Identitätspolitik»

Kann die SP ihre «alte» Wählerschaft der unteren Einkommens- und Bildungsschichten, die sie an die SVP verloren hat, wiedergewinnen, und das, ohne die «neue» zu verlieren? Linker Populismus

wird's nicht richten. Aussichtsreicher scheint eine kritischere Positionierung in der Wirtschaftspolitik, welche weder die Hyperglobalisierung noch die neoliberale Politik der EU als unveränderbares Schicksal hinnimmt, sondern beide beeinflussen, ihnen aber auch widerstehen will. Darin ist die SP auf halbem Weg. Sie tut das mit einigem Erfolg etwa in der Ökologiefrage, gegen die Privatisierung öffentlicher Unternehmen, nicht aber in der Einwanderungspolitik, in der eine dritte Kraft heute fehlt.

Sozialpolitisch läuft der sozialliberale Trend in Europa in Richtung «Identitätspolitik» für kleine und kleinste Gruppen. Das ist eine Sackgasse für die Sozialdemokratie. Etwa dann, wenn in der Gender-Politik der Zugang zu Spitzenpositionen in Unternehmen wichtiger wird als das Lohngefälle zwischen Teppichetage und Putzfrauen. Ebenso, wenn die offene Tür für Flüchtlinge nicht mit der Bekämpfung der wirtschaftlichen Ursachen der Süd-Nord-Wanderung zusammengeht oder wenn die Stipendienpolitik übersieht, dass Jugendliche aus unteren Schichten fünfmal geringere Chancen haben, zur Matura zu gelangen. Das alles sind grosse, brachliegende Felder, über die der politische Mainstream strukturblind hinweggeht. Die Augen dafür zu öffnen, das gäbe der sozialdemokratischen Politik vieles an Glaubwürdigkeit zurück.

Wende statt Ende! Das wünschte ich mir als nüchterner Altsozialist und für eine etwas andere Schweiz.

Wolf Linder ist emeritierter Professor für Politikwissenschaften der Universität Bern. Von 1974 bis 1982 sass er für die SP im Thurgauer Parlament.

Hunde beim Metzgen

Von Christoph Mörgeli

Was Politiker und Journalisten über die Nationalbank absondern, geht ins Aschgraue. Kaum war der Gewinn von 54 Milliarden Franken bekannt, fiel die Linke über Thomas Jordan her. Dabei ist er der fähigste Chef unserer Notenbank aller Zeiten. Die Preisgabe des Mindestkurses war goldrichtig. Die Nationalbank steht als Institution weit glaubwürdiger da als Bundesrat, Parlament und Bundesgericht, die sich um Volksentscheide und um die Verfassung foutieren.

Die Politik hat verschuldet, dass an Bund und Kantone jährlich gegen zwei Milliarden Franken ausgeschüttet werden. Man giert nach dem Geld wie der Hund aufs Metzgen. Auch dann, wenn ein Defizit resultiert. Der Auftrag der Nationalbank besteht aber nicht im Auffüllen staatlicher Fehlbeträge, sondern einzig in der Gestaltung unserer Preis-, Konjunktur- und Währungspolitik. Die «Tagesschau» von SRF kommentierte: «Das meiste Geld in die Kasse spülten die Währungsreserven.» Dank Billag-Finanzierung denkt das Staatsfernsehen nur noch auf dem Niveau Spülmaschine. Laut dem Nachrichtenportal *Watson* verdiente sich die Nationalbank «dumm und dämlich». Der Grüne Balthasar Glättli will Geld für die Energiewende. SP-Mann Rudolf Strahm schreit nach «Ausschüttungsregeln» und verunglimpft Nationalbank-Chef Jordan als «ängstlichen Menschen». Man rüttelt dreist an den Fundamenten unserer erfolgreichen Wirtschaftspolitik. Mit der Begehrlichkeit von Wegegagerern: «Geld her!» Es fehlt nur noch die Pistole. Geladen und entschert.

In seiner Kolumne (*Weltwoche* Nr. 5/17) schrieb Christoph Mörgeli unter dem Titel «Aepplis krimineller Sumpf» über eine Strafuntersuchung der Staatsanwaltschaft im Zusammenhang mit angeblich nicht geschuldeten Staatsbeiträgen seitens der Zürcher Bildungsdirektion. In der Kolumne ist die Rede von kriminellen Machenschaften, vom Einstreichen enormer Summen für nicht erbrachte Leistungen und vom Lebensstil «Kassieren fürs Nichtstun», die vom unvoreingenommenen Leser als Vorwürfe an die Stiftung Ecap verstanden werden. Christoph Mörgeli hält ausdrücklich fest, dass er diese Ausdrücke nicht auf die Stiftung Ecap beziehen wollte und dass die Stiftung im Zusammenhang mit den erwähnten Staatsbeiträgen kein Verschulden trifft. Sollte ein anderer Eindruck entstanden sein, bedauert er dies und entschuldigt sich bei der Stiftung Ecap in aller Form.

Der Autor ist Historiker und ehemaliger SVP-Nationalrat.

Für jeden Schweizer 100 000 Fränkli

Von Peter Bodenmann — Thomas Jordan hat einen gigantischen Kollateralnutzen geschaffen.



Braucht es deshalb statt einer «No Billag»-Initiative endlich eine «No Staatsfonds»-Initiative?

Jedes Jahr veröffentlicht die Zeitschrift *Bilanz* die Hitparade der reichsten Schweizer. Viele von ihnen sind Ausländer, die sich in der Schweiz pauschal besteuern lassen. Weil in der Schweiz fremde Reiche weniger Steuern bezahlen als einheimische Reiche. Auch und vorab dank der SVP.

Diese Reichen und Superreichen haben zusammen ein Vermögen von 693 Milliarden Franken. Noch mehr Geld als sie alle zusammen hat die Schweizer Nationalbank, nämlich neu 800 Milliarden. In Form vorab von Staatsanleihen, Aktien und Gold. Und sie machte 2017 damit einen Gewinn von 54 Milliarden. In Prozent so viel wie der vergleichbar grosse norwegische Staatsfonds durchschnittlich in den letzten Jahren. Von der Nationalbank eingeseifte Wirtschaftsjournalisten versuchen uns weiszumachen, das seien nur Buchgewinne.

Das real existierende Vermögen der Nationalbank ist Volksvermögen. Dieses Vermögen stieg innerhalb von neun Jahren durch Geld drucken von 70 auf 800 Milliarden. Dieses Geld ist das Blut, das die Unternehmen und die Lohnabhängigen – vorab wegen der falschen Politik von Thomas Jordan – geschwitzt haben. Und somit ein Kollateralnutzen.

Es wäre an der Zeit, wenn man Thomas Jordan diese 730 Milliarden Kollateralnutzen wegnehmen würde. Denn er kann, wie das Beispiel der unsinnigen Aufhebung des Mindestkurses zeigt, mit Druck nicht umgehen. Jordan hat, wie

Franz Jaeger in seiner weitgehend immer noch totgeschwiegenen Studie aufzeigt, 100 000 Arbeitsplätze zerstört oder nicht entstehen lassen.

Immer mehr Menschen fordern einen Staatsfonds. Alt UBS Verwaltungsrat Peter Spuhler war schon immer für einen Staatsfonds. Weil er in der Welt etwas herumkommt. UBS-Chefökonom Daniel Kalt will nur die von der Nationalbank erwirtschafteten Erträge in einen Staatsfonds fliessen lassen. Rudolf Strahm fordert einen Anlagefonds. Corrado Pardini und Oliver Fahrni einen Investitionsfonds für die Industrie. Für Susanne Leutenegger Oberholzer müssen die Erträge eines Staatsfonds die AHV sanieren und die Krankenkassenprämien verbilligen.

Die Gefahr besteht, dass unter dem Strich Bund und Kantone ab 2020 pro Jahr ein paar Milliarden Schweigegeld von Jordan bekommen. Und damit überflüssige Flieger kaufen und die Reichen entlasten.

Da die Linke – und auch der *K-Tipp* – kein Projekt haben, müssten eigentlich die Jungfreisinnigen mit einer «No Staatsfonds»-Initiative in die Bresche springen. Inhalt: Jede Schweizerin und jeder Schweizer bekommt ein Sparbuch mit 100 000 Franken Guthaben. Denn genau so viel machen die 800 Milliarden, geteilt durch die 8 Millionen Einwohner, aus. Nur haben wir diese Grössenordnung noch nicht im Griff.

Der Autor ist Hotelier in Brig und ehemaliger Präsident der SP Schweiz.

Dynastische Fluchten

Von Kurt W. Zimmermann — Wieder einmal übernimmt ein leicht unterbeschäftigter Multimillionär eine Zeitung, diesmal im Wallis.

Es ist eine Geschichte wie aus dem Kalender der Klischees. Ein Unternehmer verkauft seine Firma. Dann geht er für sieben Wochen auf einen Fussmarsch. Dann kommt er geläutert zurück und weiss, was er als Nächstes tun könnte.

Dann kauft er eine Zeitung.

Genau so war es bei Fredy Bayard. Letzte Woche übernahm er den *Walliser Boten*, dieses publizistische Monument des Kantons. Der *Bote* ist eine der letzten Tageszeitungen des Landes, die nicht im Besitz eines grossen Medienkonzerns sind. Das bleibt nun so.

Das ist schon mal erfreulich, sagen wir als Anhänger von durchmischten Märkten. Wir begrüssen Fredy Bayard, 55, also herzlich unter den Verlegern der Schweiz.

Wie Bayard zu seiner Zeitung kam, ist eine Story, die sich aber in den letzten Jahren öfter abgespielt hat. Es ist die Story, wie im Mediengeschäft die alten, mittelständischen Familienunternehmen zerfallen und neue, branchenfremde Besitzer auftreten.

Neo-Verleger Bayard, ein deutschsprachiger Oberwalliser, kommt aus der Modebranche. Er übernahm nach dem frühen Tod seines Vaters vor dreissig Jahren das elterliche Modegeschäft in Visp. Erst expandierte er im Wallis, ab 2003 kamen Läden auch in der Deutschschweiz dazu. Mit Marken wie Esprit, Street One und Tommy Hilfiger setzte er auf das mittlere Preissegment. Als er im letzten August sein Unternehmen an das eigene Management verkaufte, machte er mit 76 Filialen einen Umsatz von 110 Millionen Franken.

Bayard, wie er sagt, hatte genug vom Modebusiness und wollte sein Leben etwas entspannter angehen. Nach dem Firmenverkauf ging er als Erstes auf eine ausgedehnte Fussreise, in fast zwei Monaten von Lausanne über den Grosse St. Bernhard und durchs Aostatal bis nach Monza. Als er dort ankam, wusste er: «Es ist noch zu früh.»

Wie schnell Bayard, nach seiner Auszeit, dann Besitzer des Mengis-Verlags in Visp wurde, sagt einiges aus über die heutigen Zustände auf dem Schweizer Medienmarkt. Es ist eine Zeit der dynastischen Fluchtbewegungen.

Der Mengis-Verlag in Visp macht einen Umsatz von siebzehn Millionen Franken. Er hält mit seinem *Walliser Boten*, gegründet 1840, Auflage 20 000, eine der Traditionsmarken der Schweiz. Das Haus wurde über Jahrzehnte vom Patriarchen Ferdinand Mengis geführt. Ihm wäre nie eingefallen, seine Zeitung zu verkaufen. Kurz vor seinem Tod übernahm



Grundmuster der Medienindustrie: Fredy Bayard.

2010 Sohn Nicolas die Geschäfte. Erst landete er mit dem Kauf einer digitalen Druckmaschine eine gehörige Fehlinvestition. Dann verkaufte er an einen Ex-Unternehmer, der ein neues Arbeitsfeld suchte.

Erinnerungen an Zehnder

Das erinnert stark an die Familie Zehnder aus Wil. Ihr Verlag wurde ebenfalls über Jahrzehnte von einem Patriarchen geführt, Rolf-Peter Zehnder. Er warf Gratisanzeiger um Gratisanzeiger auf den Markt. Dann ging er in Pension und übergab die Aktienmehrheit an Sohn Andreas. Der verkaufte dann an den Ex-Unternehmer Christoph Blocher.

Bayard wie Blocher brauchten, um Verleger zu werden, einen späten Sohn aus einer Mediendynastie, der nicht mehr an ein familiengeführtes Verlagshaus glaubte.

Bei Blocher wiederholte sich dasselbe Szenario schon zum zweiten Mal. Auch bei der *Basler Zeitung* brauchte es mit Matthias Hagemann einen Sohn, der nicht mehr an die Zukunft glaubte und der das gedruckte Familiensilber losschlug.

Es ist dies ein Grundmuster der Medienindustrie. Bestandene Herren von ausserhalb der Verlagsbranche kaufen jüngere Herren von innerhalb der Verlagsbranche aus. Es sind nicht die Väter, die ihre Zeitungen verkaufen. Es sind die Söhne.

Finale Fassung

Von Henryk M. Broder — Resultat der Sondierungsgespräche.

Wie Sie vermutlich gelesen haben, wurden die «Sondierungsgespräche» zwischen der Union – also CDU und CSU – und der SPD nach nur fünf Tagen erfolgreich beendet. Demnächst sollen die Verhandlungen über die Bildung einer grossen Koalition aufgenommen werden. Das ist etwa so sensationell, als würde ein Ehepaar, das seit acht Jahren Tisch und Bett miteinander teilt, bekanntgeben, es wolle die Bedingungen für das weitere Zusammenleben neu verhandeln, zum eigenen Wohl, aber auch zum Nutzen der ganzen Hausgemeinschaft.



Schon deswegen lohnt sich ein Blick in die «finale Fassung» der «Ergebnisse der Sondierungsgespräche», ein 28-Seiten-Papier, das mit dem Satz anfängt: «Wir erleben neue politische Zeiten mit vielfältigen Herausforderungen für Deutschland – sowohl international als auch national.» Wer könnte da widersprechen? Es folgt das Versprechen: «Wir wollen sichern, was gut ist, aber gleichzeitig den Mut zur Erneuerung und Veränderung beweisen.» Das bedeutet: «Wir werden die Probleme anpacken, die die Menschen in ihrem Alltag bewegen, und uns mutige Ziele für die nächsten vier Jahre setzen.» Nach allen Regeln der Logik ist eine Aussage oder eine Behauptung sinnlos, wenn auch das Gegenteil keinen Sinn ergibt. Wenn es «mutige Ziele» gibt, dann müsste es auch «feige Ziele» geben; einer Regierung, die sich auf einem so dünnen Eis bewegt, kann man nicht über den Weg trauen.

Dass sie die Bürger und Wähler nicht ernst nimmt, ist so offenkundig wie die sprachliche Inkontinenz solcher Sätze: «Wir wollen eine stabile und handlungsfähige Regierung bilden, die das Richtige tut.» Offenbar wurde auch die Alternative zumindest «angedacht» – eine instabile und handlungsunfähige Regierung, die das Falsche tut.

Die «finale Fassung» der «Ergebnisse der Sondierungsgespräche» ist eine Ansammlung von Banalitäten und Nullsätzen, die jeden beschämen muss, der «deutsch» nicht für ein Synonym von «dumm» hält – angefangen bei der Binse: «Europa muss ein Kontinent der Chancen sein, besonders für junge Menschen», bis zu der Drohung: «Wir werden einen Pakt für den Rechtsstaat schliessen». In der Tat, es reicht nicht, keine Gedanken zu haben. Man muss auch unfähig sein, sie zu artikulieren.



«Das ist doch ganz normal»: US-Präsident Trump im Oval Office.

«Soll ich deine Frau anrufen?»

Sie haben ihm zum Sieg verholfen. Sie kennen ihn wie nur wenige andere. Donald Trumps Wahlkampfmanager, die Bestseller-Autoren Corey Lewandowski und David Bossie, gewähren einen exklusiven Blick hinter die Kulissen. *Von Urs Gehrig*

Dieser Präsident hält alle auf Trab. Atemlos. Pausenlos. Kaum glaubt man, sein Vorgehen durchschaut zu haben, wartet er mit einer neuen Überraschung auf. Nun also kommt Donald Trump in die Schweiz. Der erste C-17-Frachtflieger Globemaster ist in Kloten gelandet. Der Trump-Tross bearbeitet das Schweizer Terrain für die höchstkarätige Delegation, die je am WEF in Davos Einzug gehalten hat.

Im medialen Vor-Davos-Hype erstarrt die Figur Trump abermals zur Karikatur. Statt von aussen zu berichten, wechselt die *Weltwoche* den Blickwinkel. Zwei Trump-Orbiter eröffnen uns ihre Sicht auf den US-Präsidenten. David Bossie war die Schaltzentrale im Wahlkampfteam und Vizepräsident des präsidentialen Übergangsteams. Corey Lewandowski

ist ein Trump-Gefährte der ersten Stunde. Als erster Wahlkampfchef hat er mit Trump 38 Vorwahlen gewonnen. Dann wurde er durch Paul Manafort ersetzt, der Trumps wilde Rhetorik vor dem Duell gegen Hillary Clinton mittels Teleprompter zu zähmen versuchte. Eine *mission impossible*, wie man heute weiss.

Lewandowski sollte recht behalten, sein Mantra «Let Trump be Trump» (Lasst Trump Trump sein) war das Erfolgsrezept, mit dem Donald Trump die Wahl zum Präsidenten gewonnen hat. Unter dem gleichen Titel hat Lewandowski mit Bossie eine Inside-Geschichte über Trumps Aufstieg veröffentlicht. Das Buch figuriert seit Wochen auf der Bestsellerliste der *New York Times*.

Donald Trump kommt nach Davos – wer hätte das gedacht?

Lewandowski: Wer hätte gedacht, dass er in einem Jahr das Land und die Welt derart verändern würde? In der Weltgemeinschaft haben das viele diesem Präsidenten nicht zugetraut. Und nun, wenn man die US-Wirtschaft, die Beschäftigungszahlen und die Richtung, in die er das Land geführt hat, anschaut, sind viele erstaunt. Donald Trump geht nach Davos und erinnert die Weltgemeinschaft an seinen Erfolg, den er im ersten Amtsjahr errungen hat.

Das könnte er auch anderswo tun. Der Präsident reist mit einer hochkarätigen Delegation an. Warum schenkt Nationalist Trump dem Forum der Globalisten so grosse Beachtung?



Bossie: Unsere Wirtschaft wächst schneller als alle anderen. Nach der erfolgreichen Steuerreform sind wir wieder rund um die Welt wettbewerbsfähig. Trump kann in Davos die starke Botschaft verkünden: «Amerika ist wieder der grossartigste Platz, um zu investieren.»

Lewandowski: Wir haben die Unternehmenssteuern von 35 auf 20 Prozent gesenkt. Wir steuern ein 4-prozentiges Wachstum des Bruttoinlandsprodukts an. Dazu ist eine Erneuerung der Landesinfrastruktur im Umfang von einer Billion Dollar geplant. Firmen und Staaten aus aller Welt werden wieder Geld in Amerika investieren. Sie werden Produktionsplätze wieder in die USA verlegen. Amerika ist zurück.

In Europa klingt Trumps Wahlspruch «Amerika first» wie «Amerika allein». Was bedeutet «America first» wirklich?

Bossie: Das ist eine philosophische Frage. Für den Vorgänger Barack Obama kam die Welt vor den Interessen der USA und der amerikanischen Arbeiter. Trump denkt gerade umgekehrt. Er denkt immer zuerst an das eigene Land. Deshalb ist er vom

Pariser Abkommen zurückgetreten. Er tat es, weil er überzeugt ist, dass dies im Interesse der amerikanischen Bevölkerung ist. Er schaut nicht einfach darauf, wie unser Handeln die Welt beeinflusst, sondern wie er für unsere Bürger die beste Zukunft bauen kann. Was sollte daran schlecht sein? Jeder gute Präsident sollte zuerst an sein eigenes Volk denken, das ihn gewählt hat. Das ist doch ganz normal. «America first» bedeutet: Wir tun Dinge, die zum Vorteil Amerikas sind. Und wir hoffen, dass der Rest der Welt profitiert, wenn Amerika prosperiert.

Trump verwendet oft harte, verletzende Ausdrücke. Letzte Woche sagte er in Bezug auf Einwanderer aus Afrika und Haiti: «Warum lassen wir all diese Leute aus Drecksloch-Ländern zu uns rein?» Waren Sie jemals in Sorge darüber, dass der Präsident sich selbst der schlimmste Feind sein könnte?

Lewandowski: Der Grund, warum Donald Trump im Wahlkampf ein Feld von sechzehn republikanischen Kandidaten geschlagen und sich gegen die Clinton-Dynastie durchgesetzt hat, war genau seine natürliche, volksnahe Art zu sprechen.

«Drecksloch» ... Mit solcher Sprache läuft der Präsident Gefahr, seine positiven Eigenschaften auszublenden.

Lewandowski: Was nun auch alles berichtet wird, Trump hat es so nicht gesagt. Er hat klar dementiert, dieses Wort verwendet zu haben. [Was genau Trump hinter verschlossenen Türen gesagt hat, wird von Zeugen unterschiedlich wiedergegeben, d. Red.]

Bossie: Ich glaube keinen Moment, dass der Präsident dieses Wort gesagt hat. Trump ist eine liebenswürdige, generöse und warme Person. Braucht er deutliche, harte Worte, wenn es um die Grenzen und den Schutz der US-Bürger geht? Absolut. Wird er sich dafür entschuldigen? Absolut nicht.

Fakt ist, dass sich Trump immer wieder in der Wortwahl vergreift. Über mexikanische Immigranten sagte er: «Sie bringen Drogen, sie bringen Kriminalität mit sich. Sie sind Vergewaltiger. Und einige, so vermute ich, sind gute Menschen.» Sind solche Ausfälle nicht kontraproduktiv für seine politische Agenda?

Bossie: Bisweilen verwendet Donald Trump eine harte Sprache, um ein dringendes Problem zu thematisieren, mit dem sich dieses Land konfrontiert sieht. Wir haben keine Zeit mehr für politische Korrektheit. Wir müssen schonungslos offen über die Realität sprechen. Wir müssen Worte wie «radikaler islamischer Terrorismus» aussprechen können und klarstellen, dass wir derlei nicht mehr auf US-Boden tolerieren. Das ist eine 180-Grad-Wende im Vergleich zu seinem Vorgänger Obama und seiner Konkurrentin Hillary Clinton. Sie wollten die Terroristen nicht einmal beim Namen nennen. Donald Trump sagt, wie es ist.

Lewandowski: Was die jüngste Debatte über dieses Wort [«Scheissloch»] zum Ausdruck bringt: Wir müssen sicherstellen können, dass wir in der Lage sind, unsere Grenzen zu kontrollieren. Und das werden wir tun. Wir sind eine souveräne Nation und haben das Privileg – wie jedes andere Land auch –, zu definieren, wer in unser Land einreisen darf und wie viele Menschen wir aufnehmen wollen. Nehmen wir Kanada oder Australien: Diese Länder haben ein leistungsabhängiges Einwanderungssystem. Ein System, das sicherstellt, dass nur die bestqualifizierten Menschen einwandern. In vielen anderen Ländern beobachten wir das Gegenteil. Die haben Flüchtlinge und Migranten einwandern lassen, deren Identität und Hintergrund sie nicht genau überprüft haben. Nun laufen sie Gefahr, dass sie von innen angegriffen werden. Donald Trump sagt, dass er derlei nicht tolerieren wird.

Sie sagten eben, der Präsident sei im persönlichen Umgang eine sehr warme Person. Können Sie uns ein Beispiel nennen?

Lewandowski: Während des Wahlkampfes verbrachte ich achtzehn Monate lang achtzehn Stunden täglich mit Trump. Während dieser Zeit wurde mein Familienleben stark strapaziert. Kein Tag verging, an dem Trump mir nicht sagte: «Hey Corey, soll ich deine Frau anrufen und ihr sagen, welch grossartigen Job du machst? Soll ich mit deinen Kindern telefonieren? Ich weiss, sie vermissen dich.» Trump war immer zuvorkommend und aufmerksam. Davon hat die Öffentlichkeit nie etwas erfahren. Und ich hatte nie das Bedürfnis, dies nach aussen zu tragen. Seine menschliche Wärme ist der Grund, dass seine engsten Mitarbeiter ihm gegenüber loyal sind.

Bossie: Grosszügigkeit ist das Erste, was ich von Trump erfahren habe. Ich habe Geld für Kinderspitäler gesammelt, um kranken Kindern dieselben lebensrettenden Massnahmen zu ermöglichen, die mein Sohn erhalten hat. [Bossies Sohn musste sich vier Hirnoperationen und zwei Operationen am offenen Herzen unterziehen, d. Red.]. 2010 habe ich Trump um einen finanziellen Beitrag gebeten. Darauf unterstützte er mein Projekt während Jahren. Das alles hatte nichts mit Politik zu tun. Diese Seite von Trump ist der Öffentlichkeit weitgehend unbekannt. Er hauiert nicht damit.

Mr Lewandowski, neulich sagten Sie am US-Fernsehen, es werde Zeit, dass der Präsident weitere Wahlkampfversprechen einlöse. Wo muss er in seinem zweiten Amtsjahr besonders ans Werk?

Lewandowski: Das kaputte Gesundheitssystem muss er flicken. Die Kettenmigration und das Visa-Lotterie-Programm muss er stoppen. Und er muss die Mauer an unserer Südgrenze bauen, damit Leuten, die ohne Kontrolle über unsere Grenze einwandern, der Riegel geschoben wird. >>>

Trump in der Höhle der Globalisten

Für die Davoser Elite ist der US-Präsident der leibhaftige Gottseibeius. Aber vielleicht kann er sie bei seinem Besuch bekehren. *Von Roger Kimball*



Kindergartenähnliche Gefühlsausbrüche: WEF in Davos, 2016.

Ich schreibe diese Zeilen zu einem Zeitpunkt, da sich die globalistische Schickeria auf ihre jährliche Orgie der Selbstbeweihräucherung in Davos vorbereitet. Viele glaubten, dass die Rivalität zwischen Emmanuel Macron und Angela Merkel die Hauptattraktion in den Bündner Bergen sein werde – vorausgesetzt, die angeschlagene Kanzlerin würde sich doch noch entscheiden, das legendäre Kolloquium der Eliten mit ihrem Besuch zu beehren.

Doch dann gab das Weisse Haus bekannt, dass Präsident Donald Trump das Forum besuchen werde, und plötzlich müssen die Karten neu gemischt werden. Trump, der als erster amtierender US-Präsident seit Bill Clintons Besuch im Jahr 2000 in Davos auftritt, kommt mit hochkarätigem Gefolge: Aussenminister Rex Tillerson, Finanzminister Steven Mnuchin und Handelsminister Wilbur Ross. Ihre Mission: Die Verkündung des Evangeliums des «America first» vor einem Publikum, das auf Teufel komm raus Macht und Prestige Amerikas in Frage stellt, indem es das rivalisierende Evangelium der Globalisierung und des Freihandels predigt. Popcorn-Becher, bitte.

Davos erzeugt regelmässig kindergartenähnliche Gefühlsausbrüche von antikapitalistischen Nutzniessern des Kapitalismus, von denen viele in ihren Privatjets herbeifliegen, um gegen Reichtum und Privilegien zu wettern. Die Zugabe von Trump – der In-

karnation von allem, was Davos ablehnt – wird das Volumen aufdrehen, sowohl in den heiligen alpinen Hallen des Privilegs als auch in den Strassen weiter weg.

Es ist meine Pflicht, die Schweizer Leser zu beruhigen. Trumps «America first»-Politik ist nicht der eigenbrötlerische, fremdenfeindliche, protektionistische Albtraum, als der sie gerne dargestellt wird. Im Gegenteil: Sie stellt den Triumph des Pragmatismus dar, dessen Erfüllung grössere Sicherheit und grösseren Wohlstand für alle beinhaltet.

Merkels «Menschlichkeit»

Tönt dies paradox? Das sollte es nicht. Ein Schlüssel zum Verständnis dazu kann in den tiefsinnigen Betrachtungen von Alexis de Tocqueville gefunden werden. In seinem Werk «De la démocratie en Amérique» weist er auf eine Doktrin hin, die er «richtig verstandenes Eigeninteresse» nennt. In Europa, konstatierte Tocqueville, ist das Interessensprinzip «beaucoup plus grossier» – viel ordinärer – und weniger verbreitet als in Amerika: «Bei uns heucheln die Menschen immer noch Andacht für Gefühle, die sie nicht mehr fühlen.» Die Amerikaner hingegen «zeigen auf selbstzufriedene Art, wie aufgeklärte Rücksicht auf sich selber sie immer wieder dazu ermutigt, sich gegenseitig zu helfen». Tocqueville gibt zu, dass das richtig verstandene Eigeninteresse «keine grossen Taten der Selbstaufopferung hervorruft». Dieses Eigeninteresse ermutigt prosaischere Tugenden:

«Gewohnheiten der Regelmässigkeit, Besonnenheit, Mässigkeit, Voraussicht, Selbstbeherrschung».

Ein konkretes Beispiel kann diesen Unterschied illustrieren. Als Angela Merkel über zwei Millionen Migranten nach Deutschland hereinliess, stellte sie eine abstrakte Tugend und das, was sie «Menschlichkeit» nennt, über die Interessen des deutschen Volks. Indem Trump die Interessen der Amerikaner an die erste Stelle setzt, macht er sie stärker und sicherer. Ein ungewollter Vorteil besteht darin, dass unsere Partner an den Früchten unseres Wohlstands und unserer Sicherheit teilhaben können.

Ein anderes Beispiel. In einer Rede, in der er kürzlich die Sicherheitskomponente von «America first» skizzierte, kündigte Trump eine Politik des «prinzipientreuen Realismus» an. Dieser dreht sich um das Ziel, Amerikas Eigeninteresse zu verfolgen. Diese Haltung ist «prinzipientreu», weil sie letztlich zugesteht, dass es in Amerikas Interesse liegt, mit dem Rest der Welt Handel zu treiben und zu koexistieren. Deshalb ist für den Präsidenten «America first» nicht nur die beste Strategie für die USA, sondern auch für die zivilisierte Welt.

Donald Trumps prinzipientreuer Realismus wie auch Tocquevilles «richtig verstandenes Eigeninteresse» werden Utopisten nicht gefallen und auch nicht denen, die grosse, poetische Tugenddeklarationen dem schlichten prosaischen Werk bürgerlicher Tugend vorziehen. Der Weise von Genf, Jean-Jacques Rousseau, hätte Trump verabscheut. Was für Rousseau zählte, war das Gefühl der Tugend, die Überzeugung des eigenen Auserwähltheits. Rousseau hätte sich in Davos zu Hause gefühlt.

Ich frage mich jedoch, was der grosse Raymond Aron von Trump gehalten hätte. Bekanntlich zog er das Prosaische dem Poetischen vor. «Tatsächlich denke ich», schreibt er in seinen Memoiren, «dass sich die Organisation sozialen Lebens auf dieser Erde schliesslich als ziemlich prosaisch erweist. Rechtsstaatlichkeit, wirtschaftliche Vitalität, Respekt für Traditionen, Redefreiheit: aus solchen prosaischen Elementen sind die wundersamen Erfolge der westlichen Gesellschaft geschmiedet.» Aron hätte vermutlich Trumps Manieren ziemlich alarmierend gefunden. Ich vermute jedoch, dass er Trumps von gesundem Menschenverstand geleitete Politik gutgeheissen hätte.

Aus dem Englischen von **Hanspeter Born**.

Roger Kimball, 64, ist Chefredaktor und Verleger der Literatur- und Kulturzeitschrift *The New Criterion* sowie Verfasser zahlreicher kunst- und sozialgeschichtlicher Bücher. 2017 erschien von ihm «Vox Populi – The Perils and Promises of Populism» (Encounter Books, New York).

Bossie: Bei all der Arbeit, die ansteht, sollten wir nicht vergessen, dass Trump das Land bereits dauerhaft verändert hat. Er hat Neil Gorsuch an das Oberste Gericht gebracht und Dutzende konservative Richter in lokalen Gerichten etabliert.

In Ihrem Buch eröffnen Sie dem Leser Überraschendes. Trump sei «einer der abergläubigsten Menschen», den Sie je getroffen hätten. Manchmal werfe er Salz über die Schulter, bevor er esse. Welche anderen Macken hat der Präsident?

Lewandowski: Es sind keine Macken. Wie ein Topathlet seine Routine hat, hat auch der Präsident seine Routine. Dazu gehören gewisse besondere Angewohnheiten. Zum Beispiel rief er während der Vorwahlen jeden Montagmorgen bei «Fox and Friends» [TV-Frühstücksshow des US-Senders Fox News, Red.] an. Er war der festen Überzeugung, dass diese Angewohnheit ihm Glück bringe. Ausserdem ist er überzeugt davon, dass gewisse Leute, besonders jene mit wenig Energie, mit Unglück behaftet sind und um jeden Preis gemieden werden müssen.



«180-Grad-Wende»: Bossie (l.), Lewandowski.

Eine weitere Routine waren seine Essgewohnheiten auf der Wahlkampftour. Er ass jeweils den ganzen Tag lang praktisch nichts. Erst spät in der Nacht, nach 18, 19 oder 20 Stunden Arbeit, nahm er etwas zu sich.

Wie ist es, tagtäglich in Trumps direktem Umfeld zu arbeiten?

Bossie: Inspirierend und enorm anspruchsvoll. Im Wahlkampf waren wir manchmal fünf Tage ohne Unterbruch unterwegs und hatten bis zu sechs Auftritte pro Tag in drei verschiedenen Zeitzonen. Es war aussergewöhnlich, ihn zu beobachten. Er ist immer in Bewegung und hat ein unglaubliches Durchhaltevermögen.

Lewandowski: Trump hat einen einzigartigen Kampfgeist. Und er versprüht in seinem direkten Umfeld denselben Arbeitsgeist. Er fordert nie etwas, was er selbst nicht bereit ist, zu tun. Er will einfach, dass jeder gleich hart arbeitet wie er – keine einfache Aufgabe!

Sprechen wir kurz von Ihrem Kollegen Steve Bannon, dem ehemaligen Kampa-

gnenmanager und späteren Chefstrategen im Weissen Haus. Nach Bannons Trump-kritischen Zitaten in dem Skandalseller «Fire and Fury» hat ihn der Präsident rhetorisch mit Benzin übergossen und angezündet. Ist der Bruch zwischen den beiden endgültig?

Lewandowski: Wenn Leute Verdienste beanspruchen für Dinge, die sie nicht getan haben, oder versuchen, den Präsidenten in den Schatten zu stellen, dann wird das zum Problem. Sechzig Millionen Amerikaner haben für Donald Trump gestimmt. Und nicht für Bannon. Aber wenn Steve Bannon die Agenda des Präsidenten unterstützt, ist das Donald Trump willkommen.

Mr Bossie, Bannon hat einen guten Draht zum Volk. Wird ihm Trump vergeben?

Bossie: Der Präsident ist ein Typ, der immer für ein Gespräch offen ist. Wiederholt hat er gezeigt, dass er zerbrochene Beziehungen wiederherzustellen bereit ist. Dieses Buch [«Fire and Fury», d. Red.], welches Bannon auf Konfrontationskurs mit der Präsidentenfamilie brachte, hat Donald Trump persönlich verletzt. Das ist der Unterschied zu anderen Konflikten, die der Präsident ausgetragen hat. Es gibt den bekannten Spruch: «Zeit heilt alle Wunden.» Diese Wunde wird viel Heilungszeit beanspruchen.

Mr Lewandowski, Sie selbst wurden von Trump gefeuert. Nachdem Sie mit ihm 38 Vorwahlen gewonnen hatten, ersetzte er Sie durch Paul Manafort. Warum stehen Sie bis heute hinter dem Präsidenten?

Lewandowski: Aus demselben Grund, weshalb ich ihn als einer der Ersten unterstützt habe. Ich will, dass mein Land wieder erfolgreich wird. Hätten wir nach acht Jahren Obama mit Hillary Clinton den alten Kurs weiterverfolgt, wäre Amerika immer tiefer gesunken. Ich will, dass meine Kinder und Grosskinder dieselben Möglichkeiten bekommen, wie ich sie genossen habe.

Bossie: Du sollst dein Land in einem besseren Zustand hinterlassen, als du es vorgefunden hast. Genau darum ist es in der amerikanischen Geschichte immer gegangen.

David Bossie, 52, war ab August 2016 Vize-Manager von Trumps Wahlkampfteam. 2015 erklärte ihn die Zeitschrift *Politico* zur zweiteinflussreichsten Persönlichkeit der US-Politik. Bossie ist seit 2001 Präsident der konservativen Lobbygruppe Citizens United und regelmässiger Gast auf Fox News.

Corey Lewandowski, 44, war Politberater und Trumps erster Wahlkampfchef. Der ehemalige Polizeioffizier war Manager der konservativen Lobbygruppe Americans for Prosperity und amtiert heute als CEO der Beratungsfirma Lewandowski Strategic Advisors. Er war Politikkommentator auf CNN und ist regelmässiger Gast auf Fox News.



Corey Lewandowski und David Bossie: Let Trump Be Trump – The Inside Story of His Rise to the Presidency. Center Street.



Inside Washington

«Das System»

Das «Biest» spricht. Die Clintons unter Feuer. Chelsea Manning will in die Politik.

Jaaa, sie ist wieder da! Zwanzig Jahre ist es her, seit der Sexskandal um Bill Clinton und Monica Lewinsky die Medien in Atem hielt. Und Linda Tripp, Amerikas meistgehasstes «Biest», die Frau, die einer jungen, naiven Praktikantin im Weissen Haus empfahl, ihre nächtlichen Telefonsexgespräche mit dem Präsidenten der USA aufzuzeichnen, hat mit der *Daily Mail* gesprochen.

Die 68-Jährige bezeichnete das ehemalige Präsidentenpaar als «skrupellos» und «unheilvoll» und machte die beiden Clintons für den rüden Umgangston und den Zynismus in der heutigen Politik verantwortlich. Im Zusammenhang mit der #MeToo-Debatte nahm Tripp die selbsternannte Feministin und Präsidentschaftskandidatin Hillary Clinton unter heftigen Beschuss. Im Exklusivinterview mit der *Daily Mail* erklärte sie: «Das Schlimmste, was ich während des Wahlkampfs beobachten musste, war, dass sie sich als grosse Frauenrechtlerin präsentierte. Tatsächlich vernichtet sie Frauen, die sich ihr in den Weg stellen.» Und Monica Lewinsky, die selbst gnadenlos verfolgt wurde, tritt heutzutage leidenschaftlich für Opfer von Cyber-Mobbing ein. Sie wünscht sich ein «menschlicheres» Internet.

Auch Chelsea Manning (vormals Bradley Manning), die wegen der Weitergabe von militärischen Geheimdokumenten an Wikileaks zu einer Gefängnisstrafe verurteilt worden war, wendet sich gegen «das System». Die dreissigjährige Whistleblowerin hat ihre Kandidatur für den Senatorensitz im Bundesstaat Maryland bekanntgegeben. In einer Wahlkampfanzeige mit apokalyptischen Bildern von Strassenschlachten erklärt Manning: «Wir müssen kämpfen!» Aber zunächst einmal muss sie gegen den demokratischen Amtsinhaber kämpfen und gegen die weitverbreitete Ansicht, dass sie Geheimnisverrat begangen hat.

Nun ja, halt eine weitere Woche in der amerikanischen Politik. *Amy Holmes*

Einer, der sich einmisch

Bundeskanzler Walter Thurnherr versteht seine Aufgabe im Rücken der Regierung deutlich politischer als seine Vorgänger. Kaum einer kennt die Berner Machtzentrale besser als der studierte Physiker. Manche trauen ihm sogar den Aufstieg in den Bundesrat zu. *Von Katharina Fontana und Karl Heinz Hug (Bild)*

Er ist der unbekannte Achte im Bunde: Walter Thurnherr, Bundeskanzler und auf dem jährlichen Bundesratsfoto stets die Person, die etwas verloren am Rande steht und über die oft gerätselt wird, was sie in der illustren Runde wohl verloren hat. Seit zwei Jahren ist der 54-Jährige im Amt. So unbekannt Thurnherr in der breiten Öffentlichkeit sein mag: Sein Einfluss im Bundeshaus ist nicht zu unterschätzen.

Der Bundeskanzler, der weitherum als kreativer und blitzgescheiter Kopf gilt, versteht seine Aufgabe deutlich politischer als etliche seiner Vorgänger. Und auch wenn er nicht als «achter Bundesrat» bezeichnet werden möchte – ein «Titel», der auf den mächtigen Christlichdemokraten Karl Huber zurückgeht, der von 1968 bis 1981 Stabschef der Landesregierung war –, so sieht er sich doch auch keineswegs als Verwaltungsfachmann, der bloss die Sitzungen der Landesregierung vorbereitet. Thurnherr versucht vielmehr, sich in die Regierungspolitik einzubringen – und er tut dies so zielstrebig, dass man sich in gewissen Departementen über den forschen Bundeskanzler mitunter ärgert.

Angesichts seines Gestaltungswillens, kombiniert mit Erfahrung und Kompetenz, erstaunt es nicht, dass Thurnherr im Gespräch ist für noch höhere Weihen: als möglicher Nachfolger von CVP-Bundesrätin Doris Leuthard, die, so wird erwartet, ihr Amt vor Ende 2019 abgeben wird. Es wäre allerdings das erste Mal in der Schweizer Geschichte, dass ein Bundeskanzler in die Landesregierung gewählt würde.

Mit Witz zum Erfolg

Im persönlichen Gespräch wirkt Thurnherr durch seine direkte Art wie das Antiklischee des eines Bundesbeamten. Der Bundeskanzler, so der Eindruck bei einer Teestunde in seinem Büro im Bundeshaus West, verfügt über Witz und Esprit. Thurnherr stammt aus dem Aargauer Freiamt. Er studierte Mathematik und Physik – für die meisten wohl ein Buch mit sieben Siegeln, für ihn faszinierend aufgrund der «einfachen und eleganten Formsprache». Als ältestes von vier Kindern einer Arbeiterfamilie war er der Erste, der das Gymnasium besuchte und akademische Weihen errang. Die Physik beschäftigt ihn heute noch. Auf Twitter verbreitet der Bundeskanzler regelmässig mathematische und physikalische Denkspiele. Wer sich für schwarze Löcher interessiert, wird die Tweets

von Thurnherr schätzen. Politische Aussagen findet man dort allerdings keine.

Die Physik blieb nur eine Etappe. Nach ein paar Jahren Tätigkeit am Mathematischen Institut der Universität Bern trat Thurnherr bereits im jungen Alter von 25 Jahren in den diplomatischen Dienst ein. 1989, als die Sowjetunion in den letzten Zügen lag, schickte ihn das

Aussendepartement nach Moskau. Nach weiteren diplomatischen Missionen wurde der Aargauer 1997 vom damaligen Aussenminister Flavio Cotti in die Berner Zentrale zurückgerufen und zu dessen persönlichem Mitarbeiter.

Der junge Diplomat war dem CVP-Magistraten wegen eines speziellen Vorfalles positiv aufgefallen. Thurnherr hatte eine staubtrockene



Mehr Tempo: Bundeskanzler Thurnherr (CVP).

Rede, die Cotti an der Albisgütli-Tagung der SVP halten sollte, mit einem Einstiegswitz aufgelockert und ihr den richtigen Dreh gegeben. Der Auftritt des erklärten EU-Beitrittsfreundes Cotti in der Höhle der SVP-Löwen gelang – und die Karriere von Thurnherr nahm eine neue Richtung.

Im Aussendepartement stieg der Diplomat zum Generalsekretär auf und übte diese Funktion später auch für die CVP-Bundesräte Joseph Deiss im Volkswirtschaftsdepartement und für Doris Leuthard im Umwelt- und Verkehrsdepartement aus. Die CVP sei für ihn als Aargauer aus dem Freiamt die logische Partei gewesen, meint Thurnherr. Laut einem Blindtest zu seinen politischen Präferenzen wären auch noch die Grünliberalen in Frage gekommen. Doch

karrieretechnisch war die CVP für Thurnherr zweifellos die bessere Wahl: Ohne sie wäre er heute wohl nicht Bundeskanzler.

Thurnherr ist Vater von zwei Kindern und wohnt mit seiner Familie in Sigriswil im Berner Oberland, einem hoch über dem Thunersee gelegenen Dorf, von wo sich einem ein phänomenaler Blick auf den Niesen und die Berner Alpen eröffnet. Das Dorf glänzt zudem mit einer beeindruckenden Panorama-Hängebrücke, die in der Nähe von Thurnherr's Wohnhaus vorbeiführt. In Sigriswil trifft der Bundeskanzler regelmässig auf SVP-Nationalrat Adrian Amstutz, der ebenfalls dort wohnt. «Wir kennen einander gut, begegnen uns ab und zu beim Bäcker oder auf den dorfeigenen Skipisten.»

So gut wie Thurnherr, der während seiner langen Karriere im Bundesdienst in drei Departementen als Stabschef gearbeitet und die Strippen gezogen hat, kennt sich wohl kaum ein anderer im Bundesberner Machtgefüge aus. Sein Wissen kommt ihm in seiner jetzigen Funktion natürlich besonders zugute. Es gehe ihm nicht darum, bei den Bundesratssitzungen seine eigene persönliche Meinung durchzusetzen, betont Thurnherr. Seine Aufgabe sei es vielmehr, der Landesregierung zu zeigen, wie sie am besten vorgehe und wo es Fallstricke gebe. Drohe eine Blockade, versuche er zuweilen, zwischen den Departementen zu vermitteln. Und halte er ein Vorhaben für zu umstritten, weise er auf mögliche Kompromisse hin.

Kommt diese aktive Rolle bei den Bundesräten gut an? «Da müssen Sie eigentlich die Departemente fragen, aber ich denke schon.» Die oft gehörte Kritik, dass die Bundesräte am Gängelband der übermächtigen Bundesverwaltung seien, teilt Thurnherr nicht. «Früher mag die Verwaltung den Bundesrat mitunter

Es wäre das erste Mal, dass ein Bundeskanzler in die Landesregierung gewählt würde.

übersteuert haben, heute ist dies mit Sicherheit nicht mehr der Fall.» Die Politik wird also vom Bundesrat und nicht von Chefbeamten gemacht? «Ja, die einzelnen Bundesräte verfolgen ihre Linie durchaus selbstbewusst, manchmal auch gegen den Widerstand eines betroffenen Bundesamtes.»

Als Bundeskanzler ist Thurnherr auch für die Kommunikation zuständig. Die Dissonanzen zur Europapolitik in den letzten Wochen, als praktisch jeder Bundesrat etwas anderes verlauten liess, waren kein Glanzstück. «Bei sieben Regierungsmitgliedern ist es nicht einfach, Einheitlichkeit zu garantieren», sagt Thurnherr. Allzu deutlich intervenieren und eine unpassende Aussage zurechtrücken kann die Bundeskanzlei nicht, käme dies doch einer Desavouierung des jeweiligen Bundesrates

gleich. Geben solche Sololäufe im Bundesrat zu reden? «Gewiss, man weist den Betreffenden meist unter vier Augen darauf hin, es kann aber auch zu einer Aussprache kommen.»

Anhänger der Volksrechte

2014 geriet die diskrete Bundeskanzlei unter der damaligen Chefin Corina Casanova in die Schlagzeilen. Dies, weil sie eine «geheime Denkgruppe» ins Leben gerufen hatte, die einen Umbau der Volksrechte prüfen sollte. Die Kritik am «Geheimplan» war vehement, das Vorhaben endete kläglich. Unter Walter Thurnherr ist nicht mit einer Neuauflage zu rechnen. Die Volksrechte hält er für eine «geniale Einrichtung, die einer rein parlamentarischen Demokratie überlegen ist. Dank ihr konnten wir viele drohende Konflikte entschärfen.» Reformen bei Initiative oder Referendum erachtet er nicht als notwendig, eine Zunahme der Volksbegehren, wie sie vorab vor Wahlen vorkommt, sieht er als unproblematisch an. Aufpassen müsse man aber, dass sich die Stimmberechtigten weiterhin aus mehreren Quellen informieren könnten und dass die grundlegende Bildung garantiert sei, denn: «Entscheiden bedingt Wissen.»

So deutlich das Interesse von Thurnherr an politischen Fragen hervortritt, so klar ist auch zu spüren, dass das Alltagsgeschäft der Bundeskanzlei mit ihren rund 270 Mitarbeitern nicht zu seinen Prioritäten zählt. Mit der geschlechtergerechten Sprache etwa, für deren Einhaltung die Bundeskanzlei zuständig ist, kann er nicht besonders viel anfangen, mindestens wenn sie zu komplizierten Sätzen führe. «Man soll das vernünftig handhaben. Es ist klar, dass eine Formulierung geschlechtergerecht sein soll, aber man muss sie dann auch noch verstehen können.»

Wie fühlt sich jemand wie Thurnherr in der Bundesverwaltung, die nicht gerade als Ort von sprühendem Leben und Querdenkertum gilt? Es sei viel besser als früher, die Führung sei nicht mehr so ausgeprägt hierarchisch, meint er. Gleichzeitig lässt er durchblicken, dass noch mehr möglich wäre. So sollte es seiner Meinung nach einfacher sein, sich von einem ungeeigneten Mitarbeiter zu trennen. «Das dauert heute zu lange.»

In die Bundeskanzlei hat Thurnherr dem Vernehmen nach mehr Tempo und frischen Wind gebracht. So entschied er sich etwa nach dem Abgang des freisinnigen Vizekanzlers Thomas Helbling für den SP-Mann Jörg De Bernardi, einen Theologen, früheren Diplomaten und umtriebigen Lobbyisten für den Kanton Tessin, der sich durch seine offene Art auszeichnet. Und so stehen nun, neben dem Bundesratssprecher und früheren Journalisten André Simonazzi, ein Physiker und ein Theologe an der Spitze der Bundeskanzlei, die lange Zeit fast ausschliesslich von Juristen dominiert war. ○





Zentrale Figur: FDP-Ständerat Caroni.

Bumerang fürs Parlament

Im Ständerat scheint man kein Interesse an einem Gegenentwurf zur SVP-Selbstbestimmungsinitiative zu haben. Das ist kurzsichtig. Das Parlament setzt seine Macht aufs Spiel.

Von Katharina Fontana

Wer heute auch nur ansatzweise die Meinung vertritt, dass die Selbstbestimmungsinitiative der SVP nicht zum Untergang des Abendlandes führe, muss damit rechnen, von einer Phalanx von Nichtregierungsorganisationen und Wirtschaftsverbänden als Menschenrechtsfeind und Wirtschaftssaboteur abgestempelt zu werden. Dem mögen sich viele, die etwas zum Thema zu sagen hätten, nicht aussetzen. Das zeigt sich auch im Parlament, wo das Geschäft derzeit von der ständerätlichen Rechtskommission vorbehandelt wird und wo verschiedene Ratsmitglieder von massivem Druck namentlich durch die Gruppe der «Menschenrechtsschützer» berichten.

Die Kommission hat in den letzten Tagen erneut Anhörungen durchgeführt und sich von Experten erklären lassen, warum die Selbstbestimmungsinitiative untauglich sei und dass es ein Ding der Unmöglichkeit darstelle, einen überzeugenden Gegenentwurf zu erarbeiten. Das Gremium hat sich zwar noch nicht definitiv festgelegt. Mitte Februar soll das Geschäft an einer weiteren Sitzung behandelt werden. Doch dem Vernehmen nach stehen alle Zeichen auf Ablehnung: Ein Nein zur Initi-

ative ist so gut wie sicher, ein Nein zu einem möglichen Gegenentwurf wahrscheinlich. Damit wäre die Kommission auf der Linie des Bundesrates, der dem Parlament empfiehlt, das Volksbegehren abzulehnen und darüber hinaus nichts zu tun und nichts zu regeln.

Der Deutsche und die Schubert-Praxis

Ginge es nur um die Selbstbestimmungsinitiative der Volkspartei, könnte man die Zurückhaltung der Parlamentarier aus den anderen Parteien ja verstehen. Dass sie kein Interesse daran haben, dem ungeliebten politischen Gegner irgendwie entgegenzukommen und sich selbst massiver Kritik auszusetzen, liegt auf der Hand. Doch es geht um weit mehr, nämlich um die Befugnisse des Parlaments selber, die in der letzten Zeit durch die Justiz spürbar unter Druck geraten sind. Und hier wird die weitgehende Diskussionsverweigerung der Ratsmitglieder eigenartig.

Dazu müssen wir kurz zurückblenden, und zwar auf den Fall des deutschen Schlägers Clemens S. Im letzten Oktober entschied das Zürcher Obergericht, dass der vorbestrafte junge Deutsche nicht ausgeschafft wird, obschon die

Voraussetzungen für die obligatorische Landesverweisung erfüllt waren. Die Richter begründeten dies damit, dass die Landesverweisung mit dem Freizügigkeitsabkommen nicht vereinbar wäre. Sie stützten sich dabei auf einen höchst umstrittenen Entscheid des Bundesgerichts von 2015, nach dem das Freizügigkeitsabkommen dem Landesrecht vorgehe. Das Zürcher Urteil sorgte für helle Empörung, da es der 2010 von Volk und Ständen angenommenen Ausschaffungsinitiative zuwiderläuft. Desavouiert wurden aber nicht nur die Stimmberechtigten, sondern auch das Parlament: Das von ihm erlassene Ausschaffungsgesetz über die Landesverweisung, das die Politiker als «pfefferscharf» angepriesen hatten, spielte für das Gericht schlicht keine Rolle.

Derart übergangen zu werden, macht einem Parlamentarier keine Freude. Die SVP-Fraktion reichte in der Folge im Nationalrat eine parlamentarische Initiative ein, die klarstellen soll, dass das Ausschaffungsgesetz dem Freizügigkeitsabkommen in jedem Fall vorgeht. Die Volkspartei will damit den Druck auf das Bundesgericht erhöhen, bei dem der Fall des Deutschen derzeit hängig ist. Und unterstreichen,

dass man ein höchstrichterliches Urteil zugunsten des Straftäters und gegen das Ausschaffungsgesetz als Dreistigkeit ohnegleichen empfinden würde.

Nebst der SVP ärgern sich aber auch Politiker vorab aus den Reihen der CVP und der FDP darüber, dass die Ausschaffungsregeln von der Justiz nicht beachtet werden. Dabei geht es um weit mehr als um den Umgang mit ausländischen Kriminellen, nämlich um die Grundfrage, ob das Parlament in einem Gesetz von einem Staatsvertrag abweichen darf oder nicht; diese Befugnis des Parlaments wird als Schubert-Praxis bezeichnet und gilt seit 1973. Es erstaunt also nicht, dass man sich im Parlament nun fragt, wie man die langjährige Schubert-Praxis sichern und das Bundesgericht in die Schranken weisen kann. Zur Tat geschritten ist der freisinnige Ausserrhoder Ständerat Andrea Caroni, der immer mehr zur zentralen Figur bei staatspolitischen Themen aller Art wird. Ihm schwebt eine Lösung vor, die als Gegenentwurf zur Selbstbestimmungsinitiative vorgelegt werden könnte und zu der die Verwaltung dem Vernehmen nach bis im Februar einen Text ausarbeiten soll.

Griffiger Gegenentwurf

Caronis Vorschlag sieht, vereinfacht gesagt, vor, dass internationale Verträge dem Landesrecht grundsätzlich vorgehen. Volk und Parlament sollen aber wie bisher Abweichungen beschliessen können. Das Volk müsste dazu in einer Volksinitiative den Vorrang dieser Initiative gegenüber (nichtzwingendem) Völkerrecht pauschal festhalten; als Beispiel kann hier die gescheiterte SVP-Durchsetzungsinitiative dienen, die einen solchen allgemeinen Passus enthielt. Der Gesetzgeber seinerseits könnte ein Gesetz «völkerrechtsfest» machen, indem er es in einem erschwerten Verfahren beschliesst (Zustimmung durch die Mehrheit der Ratsmitglieder).

Der Vorrang solcher Verfassungsnormen und Gesetze vor widersprechenden Staatsverträgen wäre auch für die Justiz verbindlich. Zu welchen Konsequenzen die Vertragsverletzung führen würde, ob die Schweiz der Gegenpartei beispielsweise Schadenersatz bezahlen müsste oder eine Kündigung des Vertrags nötig wäre, würde sich im konkreten Fall zeigen.

Es würde den Ständeräten gut anstehen, hier in die Diskussion einzusteigen – und zwar aus ihrem ureigenen Interesse. Es kann ja nicht sein, dass das Parlament seine Vorrechte schrittweise verliert und sich durch die Justiz entmachten lässt. Dasselbe gilt für die SVP: Es wäre auch in ihrem Sinn, Hand zu bieten zu einem griffigen Gegenentwurf, der einen Rückzug der Selbstbestimmungsinitiative erlauben würde. Nicht zuletzt könnte sie damit verhindern, an der Urne mit wehenden Fahnen unterzugehen. ○

Justiz

Rechtsbruch in Strassburg

Der Europäische Gerichtshof für Menschenrechte setzt sich über elementarste Prinzipien der Rechtsstaatlichkeit hinweg, bedroht Rechtsfrieden und Rechtssicherheit. Martin Schubarth

Stellen Sie sich vor: Sie führen einen Prozess, betreffend eine Angelegenheit vom November 2009, und gewinnen diesen letztinstanzlich vor Bundesgericht am 29. August 2012. Damit, so glauben Sie, ist der Fall abgeschlossen und der Rechtsfrieden eingeleitet. Mehr als fünf Jahre später erhalten Sie völlig unverhofft den Anruf eines Journalisten: Das Urteil des Bundesgerichts verletze nach Auffassung des Europäischen Gerichtshofes für Menschenrechte (EGMR) die Menschenrechte.

Sie fallen aus allen Wolken. In einer Angelegenheit, die sie persönlich betrifft, hat der Europäische Gerichtshof für Menschenrechte der Sache nach ein Urteil gegen Sie gesprochen – ohne Sie auch nur ein einziges Mal kontaktiert zu haben. Sie haben nichts gewusst vom Strassburger Verfahren. Während fünf Jahren hat man Ihnen dieses verheimlicht.

Eine erfundene Geschichte? Leider nein. Der EGMR ist mit seinem Urteil vom 9. Januar 2018 betreffend verbalen Rassismus (dazu *Weltwoche* Nr. 02/18, Seite 8) genau so vorgegangen. Und das ist ein rechtsstaatlicher Skandal, ein Fusstritt gegen die elementarsten Grundsätze der Gewährung des rechtlichen Gehörs. Mitgewirkt hat bei diesem Rechtsbruch eine Schweizer RichterIn, von der man erwarten sollte, dass sie weiss, was es für den Betroffenen bedeutet, nach fünf Jahren Geheimprozess unvorbereitet mit einem solchen Urteil konfrontiert zu werden.

Siegerin wird zur Verliererin

Wie ist ein solches Vorgehen, das offenbar gängiger Strassburger Unrechtspraxis entspricht, zu erklären? In einem Zivilprozess stehen sich im nationalen Verfahren zwei Parteien gegenüber. Gelangt die vor Bundesgericht unterlegene Partei nach Strassburg, handelt es sich um eine Beschwerde gegen die Schweiz. Die im nationalen Verfahren siegreiche Partei ist nicht direkt am Verfahren beteiligt. Wird die Beschwerde vom EGMR gutgeheissen, wird das Urteil des Bundesgerichtes nicht aufgehoben, sondern die Schweiz wird wegen Verletzung der Menschenrechte verurteilt.

Allerdings hat eine solche Verurteilung Konsequenzen für die im nationalen Verfahren siegreiche Partei. Denn die Schweiz ist aufgrund einer solchen Verurteilung gehalten, die Menschenrechtsverletzung nach Möglichkeit wiedergutzumachen, insbesondere durch Revision des bundesgerichtlichen Urteils gemäss Art. 122 des Bundesgerichtsgesetzes. Mit

einer solchen Revision wird aber die ursprünglich siegreiche Partei zur Verliererin – und dies aufgrund eines Strassburger Verfahrens, in dem sie nicht angehört wurde.

Darin liegt der rechtsstaatliche Skandal, dem das Bundesgericht die Stirn bieten kann – indem es die Revision verweigert, weil der Strassburger Gerichtshof elementare Regeln eines rechtsstaatlichen Verfahrens («fair trial», Waffengleichheit, beides garantiert durch Art. 6 EMRK, Garantien, die zu bewahren zu den vornehmsten Aufgaben des Europäischen Gerichtshofes für Menschenrechte gehört) verletzt hat.

Das Vorgehen des EGMR ist überdies nicht nachvollziehbar, weil in der Europäischen Menschenrechtskonvention (EMRK) die Beteiligung Dritter ausdrücklich vorgesehen ist: «Im Interesse der Rechtspflege kann der Präsi-

Im Tunnelblick der Strassburger Menschenrechtler ist die beteiligte Zivilpartei nicht vorhanden.

dent des Gerichtshofs... jeder betroffenen Person, die nicht Beschwerdeführer ist, Gelegenheit geben, schriftlich Stellung zu nehmen oder an den mündlichen Verhandlungen teilzunehmen» (Art. 36 Absatz 2 EMRK).

Weshalb hat keiner der sieben beteiligten Richter verlangt, dass von dieser Möglichkeit Gebrauch gemacht wurde? Offenbar wird das Grundwissen um rechtsstaatliche Verfahrensgrundsätze in Strassburg an der Garderobe des Beratungszimmers abgegeben. Im Tunnelblick der Strassburger Menschenrechtler ist die beteiligte Zivilpartei nicht vorhanden. Deshalb sind sie unfähig, sich in die Lage des Opfers ihres Geheimprozesses zu versetzen. Ein eklatanter Widerspruch zur Empathie, die der EGMR häufig Verbrechern entgegenbringt, die nach schweizerischem Recht des Landes verwiesen werden müssten.

Eine Bekannte, der ich den Fall erzählte, rief spontan aus: «Das ist ja unglaublich!» Sie ist nicht Juristin, verfügt aber, das sei eingeräumt, über einen gewissen kulturellen Background.

Martin Schubarth war zwischen 1982 und 2004 Bundesrichter, politisch engagierte er sich bei der SP, www.martinschubarth.ch.

Vom Islam zum iMac

Als vor 50 Jahren die Studenten auf die Strasse gingen, sendete die SRG erstmals in Farbe. Vor 200 Jahren kam Karl Marx auf die Welt, und mit «Ne partez pas sans moi» gewann unser Land 1988 den Eurovision Song Contest. Die interessantesten Jubiläen dieses Jahres. Von Peter Keller

Vor 10 Jahren

Zusammen mit Österreich ist die Schweiz Gastgeberin der Fussball-Europameisterschaft. Im gleichen Jahr erklärt das Kosovo seine Unabhängigkeit von Serbien. Der Bundesrat nimmt umgehend diplomatische Beziehungen auf mit dem Neo-Staat, was die serbische Seite als Angriff auf ihre Souveränität wertet. Viele Fussballtalente mit kosovarischen Wurzeln werden später Loyalitätskonflikte austragen. Während sich Xherdan Shaqiri und Valon Behrami für die Schweizer Nationalmannschaft entscheiden, wechselt der Torjäger Albert Bunjaku die Farben.

Vor 20 Jahren



Alles in einem: iMac, 1998.

1998 kommt mit dem iMac eine Ikone der Computertechnologie auf den Markt. Der Anspruch von Apple: ein möglichst benutzerfreundliches All-in-one-Gerät bereitzustellen. Auch marketingtechnisch setzt der iMac eigene Massstäbe. Steve Jobs, der Mastermind der Firma, erklärt bei der Präsentation, wofür das «i» stehe: für *internet*, *individual*, *instruct* (instruieren, anleiten), *inform* und *inspire*. Das Präfix zielt bis heute Apple-Produkte und macht sie kenntlich (iPod, iBook, iPhone).

Vor 30 Jahren

Mit «Ne partez pas sans moi» gewann die Schweiz letztmals den Eurovision Song Contest. Komponiert hatte die Liebeshymne Atilla Sereftug, der Text stammte von Nella Martinetti. Für die bis dahin fast unbekannte Siegerin wurde der Wettbewerb zum Auftakt einer Weltkarriere: Interpretin war die aus dem frankofonen Teil Kanadas stammende Céline Dion. Die meistverkaufte Single der Schweiz 1988 war jedoch «Küss die Hand, schöne Frau» der österreichischen Ulk-Rockband Erste Allgemeine Verunsicherung.



Céline Dion, 1988.

Vor 50 Jahren

Während Studenten auf die Strasse gehen, sendet das Schweizer Fernsehen erstmals Farbbilder in die heimischen Stuben – die Premiere findet statt im Zürcher Studio Bellerive in Anwesenheit von Bundesrat Roger Bonvin. Mit den Globus-Krawallen erreichen die 68er Jugendunruhen die Schweiz. Der Stadtrat von Zürich hält fest, dass die «überwältigende Mehrheit der Bevölkerung» empört sei über die Gewaltexzesse und mit grossen Solidaritätsgesten reagiere. So erreichen die Behörden täglich «Briefe der Anerkennung» und Geschenke für die Polizeikräfte, «vor allem Schokolade, Blumen [...], Rauchwaren und Geld». In der *Weltwoche* schlägt sich der Schriftsteller Max Frisch auf die Seite der jungen Revoluzzer, obwohl er sich selber zu den «Begünstigten» zählte: «Eine fundamentale Kritik halte ich nicht nur für berechtigt, sondern für unumgänglich, wenn unser Land bestehen soll.»

Vor 60 Jahren

Ausgerechnet die am meisten begehrte Frau der Welt verführt einen Mann und nicht umgekehrt. Allein dieser Einfall macht «Some Like It Hot» («Manche mögen's heiss») zu einer der unverwüstlichsten Komödien der Filmgeschichte. Tony Curtis und Jack Lemmon flüchten vor der Mafia und tauchen in Frauenkleidern bei einer weiblichen Band unter. Dort spielt und singt auch Sugar Kane, hinreissend gespielt von Marilyn Monroe. Der Film wurde 1958 abgedreht, Regie führte Billy Wilder.

Wir bleiben bei einem verwandten Medium. Offenbar übte das Fernsehen seine Faszination bis hinter die Mauern des Vatikans aus. So fand es Papst Pius XII. für nötig, dem jungen Massenmedium eine eigene Schutzheilige zuzuteilen. Möge die heilige Klara von Assisi «das Fernsehen so anleiten, dass es Wahrheit und Tugend ausstrahlt, worauf unsere gesellschaftliche Ordnung beruht», heisst es im päpstlichen Schreiben. Wie kommt eine Frau aus dem 12. Jahrhundert zu dieser Aufgabe? Als Klara schwerkrank im Bett lag, war sie untröstlich darüber, dass sie nicht an der



Unverwüstlich: «Some Like It Hot», 1958.

Weihnachtsmesse teilnehmen konnte. Gleichwohl habe sie plötzlich die singenden Mönche hören können und sogar die Krippe in der zwei Kilometer entfernten Kirche San Francesco gesehen. Das Fern-Sehen soll solche Gottesdienst-Übertragungen künftig allen Gebrechlichen ermöglichen.

Vor 100 Jahren

Zum Jahrestag der russischen Revolution plante das Oltener Aktionskomitee, ein Zusammenschluss der Schweizer Gewerkschaftsführer und Spitzen der Sozialdemokratischen Partei, eine grosse Kundgebung in Zürich. Auf Antrag von General Ulrich Wille und Ersuchen der Zürcher Regierung erliess der Bundesrat ein Truppenaufgebot. Zu bedrohlich wirkten die Ereignisse der blutigen Oktoberrevolution und die Ermordung der Zarenfamilie im Juli 1918 nach. Das Aktionskomitee antwortet mit einem Aufruf zum unbegrenzten Generalstreik. Ob die radikalen Anführer rund um den SP-Nationalrat Robert Grimm mit einem Umsturz sympathisierten oder bloss sozialpolitische Reformen im demokratischen Rahmen durchsetzen wollten, ist bis heute umstritten.

Der metallische Plopp des Toasters, wenn die Brotscheiben hinreichend geröstet sind, ist jedem vertraut. Entwickelt hat den sogenannten Pop-up-Toaster der Amerikaner Charles Strite – und zeigt damit, dass kleine Erfindungen oft den grössten Erfolg haben.

Vor 150 Jahren

1868 verlangt die Genferin Marie Goegg-Pouchoulin in einem Zeitungsartikel die Schaffung eines Frauenkomitees. Noch im gleichen Jahr konstituiert sich unter ihrer Führung die Association internationale des femmes, die erste internationale Frauenrechtsorganisation. Goegg und ihre Mitstreiterinnen fordern die Gleichstellung der Geschlechter im Bildungswesen, im Erwerbsleben und in rechtlichen Belangen. 1871 gibt sie das Präsidium ab, weil die Mehrheit der Mitglieder ihren radikalen Kurs nicht mittrug. Es sollte noch exakt hundert Jahre dauern, bis die Schweiz das allgemeine Frauenstimmrecht einführt.

In der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts erlebt der Schweizer Tourismus einen einzigartigen Aufschwung. Wesentlichen Anteil daran haben berühmte Gäste wie die britische Königin Victoria. Von Luzern aus besucht sie die wichtigsten Sehenswürdigkeiten rund um den Vierwaldstättersee. In ihrem Tagebuch rühmt sie die «wunderbare Farbe» des Gewässers, die von Saphirblau bis Smaragdgrün variiere. Auf der Rigi begrüßen mehrere hundert Menschen die Monarchin mit Musik und Salutschüssen. Ihr zu Ehren wird das nächste Dampfschiff «Victoria» getauft.

Vor 200 Jahren

Der eine schmückt die heutige Schweizer Tausendernote, der andere wollte den Kapitalismus überwinden: 1818 kommen mit dem Kulturhistoriker Jacob Burckhardt und dem Gesellschaftstheoretiker Karl Marx zwei Koryphäen des Geistes auf die Welt.

Vor 250 Jahren

Warum wird ausgerechnet das zwinglianische Zürich zu einem Finanzplatz von Weltrang? Und ist der Protestantismus tatsächlich ein

besonders guter Nährboden für den Kapitalismus, wie der Soziologe Max Weber mutmassete? Indirekt schon. Sittsames Leben hiess Fleiss minus Luxus. Praktisch alles, was Spass machte und Geld kostete, war verboten. So blieb den tüchtigen Bürgersleuten nichts anderes, als zu arbeiten und Vermögen anzuhäufen.

Je mehr Geld nutzlos herumlag, umso unzufriedener wurden die gutbetuchten Zürcher. Schliesslich legte die Zinskommission, die eine Art Aufsichtsfunktion im Geldverleih wahrnahm, einen Bericht vor, der die bisherige Zinspolitik kritisch zusammenfasste und die Frage aufwarf, ob man nicht die Möglichkeit einer Kapitalanlage (Obligationen) im Ausland prüfen sollte. Mitglied dieser Kommission ist Johann Jacob Leu (1689–1768), seines Zeichens Säckelmeister der Stadt und erster moderner Banker der Schweiz. Er wird die Bankgeschäfte seinem Freund und Compagnon Hans Conrad Heidegger übergeben. Der Name des Instituts – Bank Leu – bleibt erhalten, bis zur endgültigen Zusammenführung mit dem späteren Mutterhaus Credit Suisse.

Vor 400 Jahren

Ob er sich über seinen Adelstitel gefreut hat, ist nicht belegt: Zusammen mit zwei weiteren Vertretern Habsburgs wurde Philipp Fabricius Platter «nach gutem altböhmischem Brauch» zum Fenster der Prager Burg, dem Hradschin, hinausgeworfen. Das Trio überlebte auf wunderbare Weise, und Fabricius durfte sich fortan Ritter «von Hohenfall» nennen. Was als hübsche Anekdote hätte enden können, führte zur Entfesselung eines mörderischen Konfessionskrieges zwischen den protestantischen und katholischen Schutzmächten.

Vor 500 Jahren

Er war der Luther der Mathematik. Rechenmeister Adam Ries(e) verfasste 1518 das erste von mehreren Rechenbüchern in deutscher Sprache. Das für Kinder gedachte Werk «Rechnung auff der linihen» fand weite Verbreitung und trug wie die von Luther übersetzte Bibel zur Ausgestaltung des Hochdeutschen bei. Bis heute leitet



Erstes Rechenbuch: Adam Ries, 1518.

der Satz «Das macht nach Adam Riese...» ein besonders wasserdichtes mathematisches Ergebnis ein. Auch sonst war der Mathematiker äusserst produktiv: Mit seiner Frau zeugte er mindestens acht Kinder. Rund 24 000 Personen dürfen sich der direkten Nachkommenschaft Adam Rieses rühmen.

Vor 600 Jahren

Anfang des 15. Jahrhunderts stritten gleich drei Päpste um ihre Rechtmässigkeit. Das Konzil von Konstanz (1414–1418) kann die Einheit der Kirche wiederherstellen: durch Absetzung der Gegenpäpste und die Hinrichtung des böhmischen Reformators Jan Hus (obwohl ihm der Kaiser sicheres Geleit zugesagt hatte). Der Anlass war für das Städtchen am Bodensee eine logistische Parforceleistung. Um die Versorgung der rund 70 000 Gäste sicherzustellen, wurden 73 Geldwechsler, 230 Bäcker, 70 Wirte, 225 Schneider und 310 Barbieri zusätzlich nach Konstanz geholt. Offenbar ging es am Konzil nicht nur um hochtheologische Fragen. Der Chronist Ulrich von Richental zählte mehrere hundert Dirnen, und im Anschluss kursierte das Schimpfwort «ain concilium kind» bei ungeklärten Vaterschaften.

Vor 1000 Jahren

Er war der letzte deutsche Kaiser aus dem Geschlecht der Ottonen: 1018 legt Heinrich II. in Zürich die Freiheiten des Klosters Einsiedeln fest. Auf Bitte des Abtes Wirund schenkt er dem Kloster den um die Abtei gelegenen «unwegsamen und unkultivierten Wald» («silvam inviam et incultam»). Der spätere «Marchenstreit» (Grenz- und Nutzungskonflikt) zwischen den Benediktinern und der Talschaft Schwyz wird 1315 am Morgarten eskalieren.

Vor 1400 Jahren

Zwischen den Anhängern Mohammeds und seinen Gegnern brechen 618 in Mekka erste Konflikte auf. Doch der Weg des Islam zu einer Weltreligion ist nicht zu stoppen. Bereits hundert Jahre später belagert ein arabisches Heer Konstantinopel. Einer byzantinisch-bulgarischen Allianz gelingt es, die Krieger Allahs vorerst zu besiegen. ○



Zu Ehren des Monarchinnen-Besuchs von 1868: «Victoria» auf dem Vierwaldstättersee.

Selbstmitleid und Killergames

Die Baselbieter Justiz will den Prozess gegen den rückfälligen Doppelmörder Heinz Spring hinter verschlossenen Türen abwickeln. Nicht einmal die Angehörigen des Opfers dürfen die entscheidenden Akten einsehen, Schlüsselzeugen werden nicht befragt. Der Täterschutz geht vor. *Von Alex Baur*

Es war ein fürchterlicher Anblick. Am 12. November 2015 kurz nach 21 Uhr fanden Anwohner auf einem Parkplatz an der Bahnhofstrasse in Frenkendorf BL die übel zugerichtete Leiche von Iris Koller. Ein Kampfmesser mit einer achtzehn Zentimeter langen Klinge steckte im Rücken der 64-jährigen Lehrerin. Zwei Stunden später verhaftete die Polizei einen Verdächtigen: den damals 61-jährigen Heinz Spring.

Heinz Spring war zuerst geflüchtet, dann aber an den Tatort zurückgekehrt. Eine Kontrolle an der Absperrung ergab, dass er kein unbeschriebenes Blatt war. Spring bewegte sich «auf Bewährung» in der Freiheit. Im Februar 1994 hatte er in Hägendorf SO seine Ex-Freundin Daniela Niederberger und deren Bruder Arno ermordet. Auch damals hatte Spring ein fürchterliches Gemetzel angerichtet, mit vierzig Schüssen aus einem Sturmgewehr. Das Blutbad war von langer Hand geplant. 1996 verurteilte ihn das Solothurner Kriminalgericht zu einer lebenslangen Zuchthausstrafe.

Heinz Spring hatte Iris Koller lediglich zwei Monate vor der Tat kennengelernt. Nach einer kurzen Affäre trennte sie sich von ihm. Doch nun bedrängte er sie erst recht und stellte ihr nach. Als Spring klarwurde, dass die Trennung definitiv war, brachte er die Frau um. Es war exakt dasselbe Muster wie 21 Jahre zuvor in Hägendorf. Von einem typischen, ja gar «einfühlbaren Beziehungsdelikt» sprach Gerichtsgutachter Franz Vadasz damals. Die Rückfallgefahr sei in solchen Fällen gering.

Begründeter Verdacht

Psychiater Vadasz, ein erfahrener Mann, hatte sich geirrt. Offensichtlich lag das Problem nicht in einer fatalen Beziehungsdynamik, wie er vermutet hatte, sondern in der Persönlichkeit des Täters. Als Spring 2015 erneut von einer Frau verlassen wurde – ein nicht unwahrscheinliches Szenario bei einem obsessiven Mann seines Schlages –, reagierte er gleich. Die Kardinalfrage lautet demnach: War der Rückfall voraussehbar? Oder handelt es sich um jenes ominöse Restrisiko, das nie ganz auszuschliessen ist?

Um diese Frage dreht sich alles. Doch alle involvierten Instanzen meiden sie wie der Teufel das Weihwasser. Eine Woche nach dem Mord an Iris Koller gab der damalige Solothurner Vollzugschef Thomas Fritschi in einem Interview mit Tele M1 Entwarnung: Alles sei korrekt verlaufen, es seien keine Fehler gemacht worden. Zwei Monate später doppelte die So-



Fühlt sich als Opfer: Doppelmörder Spring.

lothurner Regierung nach: Die Freilassung von Spring sei rechtlich zwingend gewesen. Im Kanton Baselland verwehrt derweil Staatsanwältin Corina Darms den Angehörigen von Iris Koller – ihrem Ex-Gatten Johann Koller und ihrem Bruder Charles Scheidegger – bis heute jede Einsicht in sämtliche Vorakten und in die forensisch-psychiatrischen Begutachtungen des Rückfalltäters.

Staatsanwältin Darms weigerte sich auch standhaft, den Bewährungshelfer Simon Kof-

Nicht alle hatten die Gefährlichkeit des Rückfalltäters falsch eingeschätzt.

mel und den Therapeuten Dieter Bongers in den Zeugenstand zu rufen. Stattdessen wurden vor allem Nachbarn und Freunde des Opfers befragt, die den Täter kaum kannten. Dabei spielen Kofmel und Bongers als Betreuer des 2011 auf Bewährung freigelassenen Doppelmörders eine Schlüsselrolle. Bis zuletzt standen sie in Kontakt mit ihm. Zwar verfassten die beiden Berichte. Doch eine Befragung im Zeugenstand, bei der im Zweifel nachgehakt werden kann, ist etwas anderes.

Ist die Privatsphäre eines Angeklagten etwa gewichtiger als die Klärung eines Mordes? Ge-

wiss, die Justiz von Baselland hat nicht über ein allfälliges Versagen der Solothurner Behörden zu urteilen, sondern allein über den Mord an Iris Koller. Doch die Vorgeschichte und die Umstände von Springs Freilassung sind ein Teil davon. Und wenn sich herausstellen sollte, dass vermeidbare Fehler gemacht wurden, wäre es dem Gericht zumindest nicht verboten, diese zu benennen. Und vielleicht könnte man sogar Lehren daraus ziehen.

Doch nicht nur die Staatsanwältin stellt den Täterschutz über alles. Auch Gerichtspräsident Dr. Andreas Schröder schmetterte sämtliche Anträge der Opferanwälte Christoph Dumart-heray und Annalisa Landi auf Akteneinsicht und die Befragung der Schlüsselzeugen ab. Darüber hinaus verfügte er den Ausschluss der Öffentlichkeit von der Hauptverhandlung gegen Heinz Spring, die auf den 25. April 2018 angesetzt wurde. Schröders Begründung: Die schrecklichen Tatortbilder könnten der Öffentlichkeit nicht zugemutet werden. Abgesehen davon gelte es, die Würde des Opfers zu schützen. Dem Öffentlichkeitsprinzip sei Ge-



Er schlich sich von hinten an: Tatort in Frenkendorf.

nüge getan, wenn das Publikum zur Urteilsöffnung zugelassen würde.

Die Begründung ist schon fast zynisch. Mit dem Verweis auf schreckliche Bilder liesse sich der Öffentlichkeitsgrundsatz der Justiz – eine der wichtigsten Errungenschaften der Aufklärung und der Französischen Revolution – bei jedem Kapitalverbrechen aushebeln. Dabei sind es die Angehörigen des Opfers, die eine lückenlose Aufklärung und ein öffentliches Verfahren fordern. Denn Johann Koller und Charles Scheidegger hatten von allem Anfang an den Eindruck, dass es beim Verfahren gegen den mittlerweile 63-jährigen Heinz Spring in erster Linie darum gehe, die Pannen bei der Freilassung des Doppelmörders zu vertuschen. Dieser ungeheuerliche Verdacht ist begründet.

Mit der Betreuerin angebandelt

Nicht alle hatten nämlich die Gefährlichkeit des Doppelmörders falsch eingeschätzt. Am 22. November 2015, zehn Tage nach dem Blutbad in Frenkendorf, brachte die *Schweiz am Sonntag* eine brisante Enthüllung: Als Heinz Spring 2009 aus dem Gefängnis entlassen werden sollte, erhob der damalige Solothurner Oberstaatsanwalt Matthias Welter Einspruch, vorerst erfolgreich. Welter präsierte die interkantonale Kommission, die über die Freilassung von Gewalttätern entscheidet. Er kannte den «Fall Spring» bestens, hatte er den Straftäter doch 1996 selber vor Gericht gebracht. Springs nachträgliche Verwahrung war 2009 zwar rechtlich

ausgeschlossen. Doch eine Verwahrung stand, anders als von der Solothurner Regierung suggeriert, gar nie zur Debatte. Entgegen der landläufigen Meinung bedeutet «lebenslanglich» nicht, dass ein Mörder nach fünfzehn Jahren automatisch freikommt. Voraussetzung ist stets, dass er als «nicht mehr gefährlich» eingestuft wird.



Sie hatte keine Chance: Opfer Iris Koller.

Neben der ausserordentlichen Grausamkeit des geplanten Doppelmordes von Hägendorf gab es zwei Gründe, die Oberstaatsanwalt Welter alarmiert hatten. Zum einen erwies sich Spring (Diagnose: schwere narzisstische Persönlichkeitsstörung) trotz zahlreicher Anläufe im Vollzug als therapieresistent. Zum andern war es 2004 zu einem Vorfall gekommen, der das alte Tatmuster offenbarte. Während des

Der Einzige, der den Fall wirklich à fond kannte, war damit aus dem Weg geräumt.

halboffenen Vollzuges hatte Spring mit einer Betreuerin angebandelt. Als die Frau seine obsessiven Avancen abblockte, denunzierte er sie – mit dem einzigen Ziel, ihre berufliche Existenz zu vernichten. Spring wurde in der Folge in den geschlossenen Vollzug versetzt.

Der Widerstand des Oberstaatsanwaltes war allerdings von kurzer Dauer. Im November 2009 hiess das Solothurner Verwaltungsgericht einen Rekurs von Spring gut. Welter musste wegen angeblicher Befangenheit in den Ausstand treten. Der Einzige, der den Fall wirklich à fond kannte, war damit aus dem Weg geräumt. Gut möglich, dass die Solothurner Regierung auch nicht mehr an Welter erin-

nernt werden möchte, weil sie diesen wenig später im Zuge einer politischen Intrige ziemlich unelegant zum Rücktritt zwang.

Ganz wohl war es der Solothurner Strafvollzugsbehörde aber bei der Sache offenbar nicht. Als Spring im Juli 2011 das Gefängnis verlassen durfte, wurde eine fünfjährige Probezeit mit einer «engmaschigen Betreuung» angeordnet. Bewährungshelfer Simon Kofmel kannte den Entlassenen seit zehn Jahren. Fast monatlich, insgesamt vierzig Mal, trafen sich die beiden in den kommenden vier Jahren. Zudem wurde der in Liestal BL praktizierende Psychologe und Gestalttherapeut Dieter Bongers mit seiner Betreuung betraut.

Der auf Paartherapien spezialisierte Bongers ist kein Forensiker. Doch als langjähriger Cheftherapeut der Arbeitserziehungsanstalt Arxhof, Leiter der Anlaufstelle Rechtsextremismus beider Basel und «Bedrohungsmanager» des Kantons Baselland verfügte er über praktische Erfahrungen im Umgang mit Straftätern.

Das Amt des Bedrohungsmanagers war 2001 nach dem Massenmord von Friedrich Leibacher in Zug eingeführt und von Bongers aufgebaut worden. Als er Ende 2014 dieses Amt abgab, warnte er vor Tätern, «die ihren eigenen Anteil an einem Konflikt ausblenden und sich selber als Opfer sehen, die gleichsam in Notwehr handeln». Das Muster passt perfekt zu einem seiner damaligen Klienten: Heinz Spring.

In den ersten zwei Jahren nach seiner Haftentlassung galt Heinz Spring als Musterbeispiel einer erfolgreichen Resozialisierung. Er hielt alle Termine ein, war stets pünktlich, fand schnell eine Bleibe in Basel und einen Job als Telefonverkäufer. Von alten Knastbekanntschaften hielt er sich tunlichst fern. Spring sagte es in jeder Sitzung: Er habe die Lektion gelernt und werde alles tun, um nie wieder ins Gefängnis zu kommen.

Das gibt Pluspunkte bei der Bewährungshilfe, sagt aber wenig über die Rückfallgefahr. Psychopathen zeichnen sich durch eine hohe Anpassungsfähigkeit aus. Allerdings gab es auch Alarmsignale. Über seine Verbrechen mochte Spring mit seinen Betreuern partout nicht mehr reden. Das sei «paranoid», meinte er und pochte auf «ein Recht auf Vergessen». Er habe sich damals «zur Tat hinreissen lassen», sagt er einmal zu Bongers. Springs «Enttäuschungswut» sei auch zwei Jahrzehnte nach der Tat noch deutlich spürbar, notierte der Therapeut. Exakt so hatte es Spring 1996 vor Gericht gesehen: Die Ermordeten hatte ihn provoziert – eigentlich waren sie schuld daran, dass er die «Kontrolle verloren» hatte. An diesem Denkmuster hat sich seither nichts geändert. Spring ist nie schuld. Selbst wenn er nur mal ein Bier zu viel getrunken hat, ist er von andern zuvor dazu verführt worden.

War das nicht just jener Typ von «Opfertäter», vor dem Bongers gewarnt hatte? >>>



Über Privatangelegenheiten redet er ohnehin ungern. Aus seiner Sicht hat er die Auflagen formell zu erfüllen, mehr nicht. Spring sieht sich als Opfer der Gesellschaft, wie er seinem Bewährungshelfer einmal anvertraut: «Man muss hinnehmen, dass Menschen im Umgang mit Straftätern zu Bestien werden.»

«Heute nehme ich mir das Leben»

Leben wir wirklich in einer Gesellschaft, die nichts anderes im Sinne hat, als Rache zu üben? Muss man Straftäter vor dem primitiven Mob abschirmen, so wie man einst gefallene Mädchen versteckte? Notfalls vielleicht sogar die Wahrheit unterdrücken, um sie nicht blosszustellen? Heinz Spring ist mit dieser Sichtweise nicht allein. Staatsanwältin Darms und Richter Schröder scheinen sie zu teilen.

Springs Gespräche mit seinen Betreuern drehen sich vor allem um die Arbeit und diverse gesundheitliche Gebrechen. Im Juni 2013 verliert Heinz Spring seine Arbeit und meldet sich beim RAV an. Zwar findet er zwischendurch einmal eine Stelle. Doch schon nach wenigen Tagen kündigt er, angeblich auf dringendes Anraten des Arbeitsamtes, weil der Lohn von 4000 Franken «unzumutbar» sei. Überprüft wurde das nie. Es war sein letzter Job.

Nichts scheint mehr zu funktionieren. Im gleichen Jahr bandelt der inzwischen 59-Jährige mit einer jungen Frau an. Die Affäre ist von kurzer Dauer. Sie habe ihn lediglich missbraucht, um aus einer Beziehung auszubrechen, sagt Spring. Überprüfen lässt sich das nicht, Namen nennt er prinzipiell keine. Er brauche keine Partnerin, sagt Spring seinem Therapeuten, er könne seine Bedürfnisse im Bordell «abreagieren». Kofmel und Bongers wollen nun Springs Schwester ins Setting einbinden. Widerwillig stimmt er zu: «Mein letztes Entgegenkommen, dann ist aber fertig.» Die Übung bringt nichts. Die Schwester zeigt sich verschlossen, fordert, man sollte Heinz Spring endlich in Ruhe lassen.

2014 stirbt Springs Mutter. Seine Trauer halte sich in Grenzen, vertraut er dem Bewährungshelfer an, seine Eltern hätten ihn nur ausgenützt. Im Juli 2015 wird es auch finanziell eng: Heinz Spring ist mit 61 Jahren ausgesteuert. Das Sozialamt gibt ihm bis Ende Jahr Zeit, eine günstigere Wohnung zu suchen. In der Stadt Basel ist das nicht so einfach, doch Heinz Spring will unter keinen Umständen wegziehen. Meistens sitzt er zu Hause, schlägt die Zeit mit Computerspielen tot, mit Killer-Games vom Genre Ego-Shooter.

Hätten seine Betreuer das als Alarmzeichen erkennen müssen? Von einer erfolgreichen Resozialisierung konnte schon lange keine Rede mehr sein. Doch wenn der Zug in die Freiheit einmal rollt, ist er schwer aufzuhalten. Die Bewährung kann nach geltendem Recht nur von Richtern aufgehoben werden. Und die wollen handfeste Beweise sehen.

Anfang September 2015 trifft sich Heinz Spring ein letztes Mal mit seinem Bewährungshelfer. Er klagt über gesundheitliche Probleme, macht sich Sorgen ums Altern. Was er nicht erzählt: In jenem Zeitraum lernt er über seine Schwester Iris Koller kennen. Die KV-Lehrerin lebt allein in Frenkendorf, hat sich von ihrem Mann Johann getrennt, in



Protest gegen das Vertuschen: Charles Scheidegger.

freundschaftlichem Einvernehmen. Vom 10. bis zum 12. Oktober verbringen Spring und Koller ein gemeinsames Wochenende auf einem Campingplatz am Greyerzersee.

Anfänglich schmeicheln ihr seine überschwänglichen Komplimente. Allerdings fühlt sich Iris Koller bald eingeengt. Doch je mehr sie auf Distanz geht, desto intensiver bedrängt Spring die Frau. Nach bloss zwei Wochen erklärt sie die Affäre definitiv für beendet. Sie werde zu ihrem Gatten zurückkehren, erklärt Iris Koller. Doch Spring akzeptiert diesen Entscheid nicht. Obsessiv stellt er ihr und ihrem Mann nach, schleicht in der Nachbarschaft herum und beobachtet sie mit dem Feldstecher, droht mit Selbstmord.

Ende Oktober lässt Heinz Spring Gesprächstermine bei Bewährungshelfer Kofmel und Therapeut Bongers platzen. Er schiebt angebliche Bewerbungsgespräche vor, die nie stattgefunden haben. «Bongers hätte gemerkt, dass etwas nicht stimmt», wird er später zu Protokoll geben. Und in Bezug auf den Bewährungshelfer meinte er: «Es hat mir gestunken, ich hatte absolut keinen Bock, nach Olten zu fahren.» Stattdessen reist er am 6. November zu einer Schwester nach Süditalien. Doch fünf Tage später ist er wieder zurück in Basel.

Hatte Spring zu diesem Zeitpunkt bereits seinen Mordplan geschmiedet? Einiges weist

darauf hin, dass sich in seiner Fantasie etwas zusammenbraute. Auf Google sucht er nun Einträge zu Schlagworten wie «Halsschlagader abdrücken», lädt Artikel mit Titel wie «Wer andere überzeugen will, soll sie ängstigen» (20 Minuten) oder «Die 20 brutalsten Foltermethoden der Geschichte» (Blick am Abend) herunter. Später wird Spring zu Protokoll geben, er habe sich selber umbringen wollen. Das hält er sogar in seiner Agenda fest, die er aufgeschlagen auf seinem Pult zurücklässt, so dass sie die Polizei sicher finden würde: «Heute nehme ich mir das Leben.» Es ist der 12. November 2015.

Um 14 Uhr 07 kauft Heinz Spring in Basel für 79 Franken das Kampfmesser «Black Field Basic Guard». Er steckt es in eine Aldi-Ein-

Anfänglich schmeicheln ihr seine überschwänglichen Komplimente.

kaufstasche, in der man später noch eine Axt, einen Gertel, eine Rebschere, Kabelbinder, ein Küchenmesser sowie eine Flasche Champagner finden wird. Gegen 20 Uhr nimmt er den Bus in Richtung Frenkendorf, wo er um 20 Uhr 30 ankommt. Beim Bahnhof wirft er einen vorbereiteten mehrseitigen Brief an Johann Koller ein. Auf vulgäre Weise behauptet er, dessen Frau Iris sei sexsüchtig und würde es mit vielen Männern treiben. Dann wartet er, mit der Aldi-Tasche in der Hand, im Autounterstand vor ihrer Wohnung auf Iris Koller. Er weiss, dass sie bis 20 Uhr 50 unterrichtet.

Im Schutz der Dunkelheit

Kurz nach 21 Uhr parkiert Iris Koller ihren Ford Fiesta. Als sie aussteigt, schleicht sich Heinz Spring im Schutz der Dunkelheit von hinten an sie heran. Wahrscheinlich versucht sie noch, zu flüchten, doch die Frau hat keine Chance. Mit dem Gertel schlägt er sie zu Boden. Mit dem Kampfmesser sticht er auf ihren Körper ein, mit voller Wucht, zwanzig Mal. Danach flüchtet Spring zu Fuss.

Eine halbe Stunde nach der Bluttat schickt er Johann Koller von seinem Handy aus eine Mail. Spring behauptet, die Frau, die er soeben ermordet hat, hätte Sex mit diversen Männern. Will er den Ehegatten damit an den Tatort locken, an den er nun selber zurückkehrt? Wollte er nun auch noch ihn umbringen?

Das ist eine von vielen Fragen, mit denen sich das Strafericht Basel-Landschaft im kommenden April befassen wird. Bloss die eine alles überstrahlende Frage wurde sorgsam ausgeklammert und zum Tabu erklärt: Hätte man die sich anbahnende Katastrophe nach menschlichem Ermessen erkennen und verhindern können? Ausser den Angehörigen von Iris Koller scheint sich kaum jemand für eine ehrliche Antwort zu interessieren. ○

Politischer Leerlauf

Die OECD war früher eine Art Think-Tank, der die Mitgliedsländer bei Wirtschaftsanalysen unterstützte. Heute dominiert die an Eigeninteressen orientierte Bürokratie. *Von Rudolf Walser*

Der jährliche Bericht der OECD, der in Paris ansässigen Organisation für wirtschaftliche Zusammenarbeit und Entwicklung, zum wirtschaftlichen Zustand der Schweiz ist ein fester Bestandteil der wirtschaftspolitischen Agenda. Die Empfehlungen der OECD für mehr Wettbewerbsintensität im Inland, zur Förderung der Erwerbsbeteiligung der Frauen, zur Sicherstellung des lebenslangen Lernens oder zur Koppelung der sozialen Sicherungssysteme an die Lebenserwartung können indes kaum noch gross die Gemüter bewegen.

Immerhin fehlen dieses Jahr die sonst üblichen Ratschläge, die staatlichen Entwicklungshilfebudgets aufzustocken und die amtliche Statistik auszubauen. Aber Aufschluss darüber,



Sitz der OECD im Schloss La Muette in Paris.

wie etwa die stetige Ausdehnung des Staatssektors einschliesslich der staatsnahen Unternehmen die Produktivitätsentwicklung negativ beeinflussen könnte, sucht man vergebens.

Die OECD-Länderberichte gibt es seit rund fünfzig Jahren. Kam diesen Studien früher angesichts der anfänglich doch eher bescheidenen wirtschaftspolitischen Analysekapazität in der Schweiz noch besondere wirtschaftspolitische Relevanz zu, hat sich dies inzwischen grundlegend verändert. Neben den regelmässigen Wachstums- und Strukturberichten des Staatssekretariats für Wirtschaft (Seco) und den vielfältigen geld- und volkswirtschaftlichen Untersuchungen der Nationalbank gibt es mittlerweile mit den Konjunkturforschungsinstituten KOF der ETH, BAK Economics AG, Institut d'économie appliquée (CREA) der Universität Lausanne, mit den Wirtschaftsabteilungen der Banken sowie unabhängigen Think-Tanks wie Avenir Suisse zahlreiche wirtschaftspolitische Analyse- und Prognosestellen, die sich ebenfalls mit den Problemen und Herausforderungen der schweizerischen Volkswirtschaft befassen.

Hinzu kommen auf internationaler Ebene die jährlichen «Artikel IV»-Missionen des Internationalen Währungsfonds, in deren Rahmen der Zustand, die Widerstandskraft und die Anpassungsfähigkeit der schweizerischen Volkswirt-

schaft auf Herz und Nieren geprüft werden. Ebenso zu nennen gilt es die Jahresberichte der Bank für Internationalen Zahlungsausgleich (BIZ) mit ihren substanziellen volkswirtschaftlichen Analysen. Schliesslich seien auch noch die periodischen Prüfberichte der Welthandelsorganisation (WTO) zur schweizerischen Handelspolitik erwähnt. In diesem Umfeld fällt es den OECD-Länderberichten nicht einfach, qualitativ mitzuhalten, so dass ihre Bedeutung stetig zurückgegangen ist.

Geringer Zusatznutzen

Es kommt noch ein Weiteres hinzu: Mit der wachsenden Bedeutung der nationalen Verwaltungen hat die OECD als deren internationaler Zusammenschluss nicht nur an Unabhängigkeit eingebüsst, sondern ist auch immer mehr zum Spielball von Sonderinteressen geworden. Ihre Rolle als marktwirtschaftliches Gewissen hat sie praktisch verloren, wenn man etwa an die unter ihrer Ägide laufende Harmonisierung der internationalen Steuerpolitik denkt. Trotzdem erweckt die Bundesverwaltung gerne den Eindruck, als ob den «unabhängigen» Länderberichten eine höhere Qualität zukomme, weshalb sie sich bei eigenen Lösungsvorschlägen oft auf die Respektabilität der OECD beruft.

Dabei dürfte die OECD kaum je Empfehlungen abgeben, die den Verwaltungen ihrer Mitgliedstaaten fundamental zuwiderlaufen. So sucht man denn auch im Länderbericht 2017 vergebens nach einer kritischen Analyse der planwirtschaftlichen Energiepolitik der Schweiz. Schliesslich arbeiten am Schweizer Desk des OECD-Sekretariats kaum mehr als drei Personen, die zudem wegen der ständigen Wechsel mit den Besonderheiten der Schweiz kaum sehr vertraut sein dürften. Deshalb wird in den Länderberichten auch immer häufiger auf schweizerische Primärquellen zurückgegriffen, wogegen neue eigenständige, innovative Untersuchungen des OECD-Sekretariats selten geworden sind.

Da internationale Organisationen nach der Theorie der Bürokratie aber unsterblich sind, werden wohl auch die OECD-Länderberichte weiterhin produziert werden, auch wenn der Zusatznutzen gering ist. Wie aber die wirtschaftspolitische Reformfähigkeit der Schweiz, die seit mehr als zehn Jahren nur noch in der Defensive ist und laufend standortfeindliche Initiativen abwehren muss, wieder zurückgewonnen werden kann, weiss auch die OECD nicht.

Rudolf Walser war Chefökonom von Economiesuisse und anschliessend für Avenir Suisse tätig.

Sozialdemokraten

«Unschickliches»

Robert Grimm (1881–1958) war Streikführer. Und Belästiger von Servicepersonal.

Linke und halblinke Historiker reagierten heftig auf die ungeschminkte Biografie von Robert Grimm in der *Weltwoche*. Sie hören nicht gerne, dass der Revolutionär, Marxist und Landesstreikführer von 1918 genau wie die sowjetischen Bolschewisten die «Diktatur des Proletariats» durchsetzen wollte. Sie verweigern sich der Einsicht, dass Grimm vor genau hundert Jahren den Übergang zum «offenen Bürgerkrieg» geplant hat. Sie wollen nichts hören von der Tatsache, dass er seine sozialen Forderungen mit dem pathetischen Ausruf schloss, die Streikenden würden «kämpfend siegen oder sterbend untergehen». Als der Generalstreik nach vier Tagen zusammenbrach, hatte Robert Grimm weder kämpfend gesiegt, noch war er sterbend untergegangen. Er lebte munter weiter. Und machte eine typische sozialdemokratische Berufspolitikerkarriere.

Nun erklärte SP-Kantonsrätin Monika Wicki als Präsidentin der Robert-Grimm-Gesellschaft, sie und ihre Mitkämpfer wollten in Zürich Oerlikon einen «Robert-Grimm-Weg» realisieren. In Bern haben sich die Anwohner der Südbahnhofstrasse noch 1982 standhaft geweigert, eine Umbenennung nach dem Sozialisten- und Streikführer Robert Grimm hinzunehmen. Man mag einwenden, die Macht von Rot-Grün in Stadtrat, Gemeinderat und Strassennamenkommission werde in der Stadt Zürich einem Robert-Grimm-Weg locker zum Durchbruch verhelfen. Gemach. Die aktuelle Sexualbelästigungsdebatte und die #Me-Too-Bewegung werden da auch noch ein Wörtchen mitreden.

Adolf McCarthy schrieb als Angehöriger der Familie 1989 in seiner Biografie über Robert Grimm: «An manchen formellen und hohen Anlässen machte sich Grimm ein Vergnügen daraus, seine proletarische Herkunft zu unterstreichen, indem er etwas Unschickliches tat, etwa einer hübschen Kellnerin mit lauter Stimme unpassende Anträge machte.» Offenbar empfand er noch als Herr Regierungsrat, Nationalrat und kantonaler SP-Präsident sexuelle Belästigung als Bestandteil seines Proletendaseins. Dass der angebliche Vorkämpfer der unteren Volksschichten als Opfer seiner verbalen Übergriffe hilf- und wehrlose Serviertöchter auswählte, macht sein Bild nicht sympathischer. Nein, der Chefredaktor der *Berner Tagwacht* verdient in Zürich keinen Robert-Grimm-Weg. Der Chefredaktor der *Schweizer Illustrierten* hat ja in Olten auch keinen Werner-De-Schepper-Weg zu erwarten. *Christoph Mörgeli*

«Machtfülle wie Macron und Trump»

Liechtenstein liegt nah – und ist doch so anders. Wie funktioniert das wendige Nachbarland, das keine Personenfreizügigkeit kennt und von fremden Richtern schwärmt? Ist es sogar die bessere Schweiz? Aurelia Frick, Aussenministerin und liberale Befürworterin der Frauenquote, erklärt. *Von Philipp Gut*

Die Wege in Liechtenstein sind kurz – das ist einer der Vorteile des Kleinstaates, den auch wir bei einem Besuch im Regierungsgebäude von Vaduz erfahren durften. Als ihr Team gerade beschäftigt war, servierte uns die Aussenministerin persönlich einen Espresso. Die promovierte Rechtsanwältin und Mutter von zwei kleinen Kindern setzt sich auf dem internationalen Parkett für die strafrechtliche Verfolgung von Kriegsverbrechen und Verbrechen gegen die Menschlichkeit ein. Die passionierte Leserin pariert auch kritische Fragen mit einem gewinnenden Lächeln.

Frau Frick, beginnen wir mit einem Crashkurs. Ihr Land ist ein Fürstentum und hat eine direkte Demokratie. Können Sie für Nicht-Liechtensteiner in ein paar Sätzen erklären, wie dieses System funktioniert?

Wir haben eine «konstitutionelle Erbmonarchie auf parlamentarischer und demokratischer Grundlage», wie es in der Verfassung heisst. Das fasst es relativ gut zusammen.

Wie muss man sich die Arbeitsteilung zwischen Regierung und Fürstenhaus vorstellen?

Die Regierung ist die Exekutive, wir sind das ausführende Organ. Unsere Verfassung sieht aber vor, dass unser Staatsoberhaupt, der Fürst oder gegenwärtig der Erbprinz, das Land gegen aussen vertritt. Da gibt es klare Regeln, aber ich fühle mich in meiner Arbeit sehr frei.

Gibt es Fälle, in denen das Staatsoberhaupt interveniert und sagt: «Frau Frick, das hätte ich jetzt gern anders?»

(Lacht) Nein. Ich würde Ihnen gern eine Story erzählen, aber es gibt einfach keine. Wir treffen uns zwei Mal im Jahr zusammen mit den Botschaftern auf dem Schloss. Dort koordinieren wir unsere Aussenpolitik, diskutieren Schwerpunkte und besprechen die wichtigen aussenpolitischen Termine des Staatsoberhauptes.

Das Staatsoberhaupt repräsentiert das Fürstentum gegen aussen, Sie als Aussenministerin reisen auch in der Welt herum. Kommen Sie sich da nicht ins Gehege?

Überhaupt nicht. Ich führe etwa die Delegation bei der Uno, das ist so abgesprochen. Der Erbprinz macht eigene Auslandsreisen, auf denen ich ihn manchmal begleite.

Der Erbprinz hat ein Vetorecht. Souverän ist, wer das letzte Wort hat. Wer ist dies jetzt, das Staatsoberhaupt oder das Volk?

Sie haben recht: Das Staatsoberhaupt hat ein Vetorecht, es muss alle Gesetze, die der Landtag beschliesst, absegnen. Erbprinz Alois hat also die gleiche Machtfülle wie Emmanuel Macron und Donald Trump.

Wie oft macht der Herrscher von seinem Vetorecht Gebrauch?

Seit Liechtenstein eine Verfassung hat, ist es erst drei Mal vorgekommen. Das letzte Mal im Jahr 1995 beim Strassenverkehrsgesetz.

Das klingt alles sehr harmonisch.

Es gibt ein grosses Commitment zu unserer Staatsform. In den Jahren 2002/03 haben wir breit darüber diskutiert. In einer Abstimmung sagten zwei Drittel der Bevölkerung, dass sie mit der Verfassung einverstanden sind.

Das Fürstenhaus wird nicht als anarchistischer Störfaktor wahrgenommen, als Hindernis für die Demokratie?

Ich bitte Sie: Wir sind ein sehr demokratisches Land! Die Waagschalen von Fürst und Volk sind sehr ausgewogen.

Das Staatsoberhaupt ernennt auch die Richter. Entspricht dies wirklich dem modernen Verständnis der Gewaltentrennung?

Ein Auswahlgremium unter dem Vorsitz des Erbprinzen schlägt dem Parlament Richter zur Wahl vor. In diesem Gremium sind je ein Abgeordneter von allen im Parlament vertretenen Parteien sowie externe Berater und auch ich als Justizministerin dabei. Die vom Gremium vorgeschlagenen und vom Parlament gewählten Kandidatinnen und Kandidaten werden dann vom Landesfürsten zu Richtern ernannt.

Liechtenstein sagte 1992 ja zum Europäischen Wirtschaftsraum (EWR) – eine Woche nach dem Nein der Schweiz. Wie sieht Ihre Bilanz nach 25 Jahren aus?

Wir haben eine sehr unaufgeregte Europapolitik, die tief in unserer Gesellschaft verankert ist. In einer Umfrage zeigten sich über 80 Prozent der Liechtensteiner mit unserem Kurs einverstanden. Davon träumen wohl andere Länder.

Sie spielen vermutlich auch auf die Schweiz an. Aber der entscheidende Unterschied zwischen den beiden Ländern ist doch, dass die Schweiz die Personenfreizügigkeit hat – und Liechtenstein nicht. Wie konnten Sie dieses Verhandlungsziel durchsetzen?

Wir wenden die vier Freiheiten an; nur bei der Niederlassungsfreiheit konnten wir eine Sonderlösung aushandeln. Ich glaube, wir haben zum richtigen Zeitpunkt sehr gut argumen-

tiert. Wir hatten schon damals einen relativ hohen Ausländeranteil und haben diesen sowie unsere geringe Grösse ins Feld geführt.

Die Schweizer haben die Masseneinwanderungsinitiative angenommen, die unter anderem eine Kontingentlösung vorsieht. Allerdings weigert sich das Parlament, den Verfassungsartikel anzuwenden. In Liechtenstein arbeiten Sie seit langem mit Kontingenten.

Wir haben in den Verhandlungen eine Quote vereinbart: Wir nehmen jährlich 72 Personen auf und müssen regelmässig Rechenschaft darüber ablegen, dass wir sie tatsächlich aufgenommen haben. Wir schreiben zweimal pro Jahr eine Lotterie aus, die restlichen Personen werden von der Regierung ausgewählt. Einzelne Wirtschaftsbereiche dürfen nicht bevorzugt werden.

Wie läuft das Auswahlverfahren?

Es gibt ein vorgegebenes Verfahren, die Industrie weiss, bei welchem Amt sie die Unterlagen einreichen muss.

Stellen die Unternehmen Anträge auf eine bestimmte Anzahl von Arbeitskräften? Oder sagen sie konkret: «Wir wollen Herrn Müller aus Hamburg?»

Sie beantragen die Niederlassungsbewilligung für konkrete Personen.

Kommt es vor, dass die Regierung Anträge der Wirtschaft ablehnt?

Ja, wenn beispielsweise die gesetzlichen Voraussetzungen nicht erfüllt sind.

Was würden Sie der Schweiz vor dem Hintergrund Ihrer Erfahrungen für die Verhandlungen mit der EU empfehlen?

Ich mische mich grundsätzlich nicht in die Politik eines Nachbarstaats ein und hüte mich davor, Ratschläge zu erteilen.

In der Schweiz tobt ein erbitterter Kampf um die fremden Richter. Sie sehen diese nicht als Problem an, im Gegenteil, Sie halten fremde Richter sogar für einen Vorteil. Wie begründen Sie diese steile These?

Diese These gehört zu unserem Leben. Wir haben in Liechtenstein auch Richter, die aus anderen Staaten stammen, aus Österreich und der Schweiz. Das ist für uns Alltag. Bei unseren 38 000 Einwohnern ist der Talent-Pool schlicht und einfach zu klein. International gesehen, erachte ich es als Souveränitätsgewinn, dass wir Institutionen haben, die nach klar vorgegebenen Kriterien entscheiden und nicht einfach nach den Machtverhältnissen. Liechtenstein, Norwe-



«Wir sind nicht der <kleine fiese Nachbar>»: Liechtensteinische Aussenministerin Frick.

gen oder Island haben vor dem Efta-Gerichtshof die gleichen Chancen wie die EU mit ihren 28 Mitgliedstaaten. Wir sind froh, dass es bei Streitfällen unabhängige Richter gibt, die entscheiden.

Einspruch: Am Efta-Gerichtshof stellt Liechtenstein einen von drei Richtern, Sie werden ständig überstimmt.

Halt! Das Recht wird nach den gesetzlichen Grundlagen, nicht aufgrund der

«Die Welt ist heute eine andere als vor zwanzig Jahren: Der Steuerstreit war ein Weckruf.»

Staatsbürgerschaft der Richter gesprochen. Aber es ist richtig, auch Liechtenstein ernannt einen Richter und ist somit Teil des Gremiums.

Sie sind von Haus aus Rechtsanwältin. Nach Ihrem Verständnis ist Recht gleichbedeutend mit Gerechtigkeit. Ist das nicht etwas naiv?

Sie mögen sagen, ich sei als Justizministerin naiv. Aber das ist genau das, was ich täglich in meiner Arbeit verfolgen muss: eine

unabhängige und glaubwürdige Rechtsprechung für grösstmögliche Gerechtigkeit. Wo kämen wir hin, wenn wir an diesem Ideal der Gerechtigkeit nicht festhielten?

Reden wir über den Finanzplatz Liechtenstein. Sie haben den Steuerstreit mit den USA pragmatisch beigelegt. Täuscht der Eindruck, oder hat sich Liechtenstein sehr wendig aus dieser Krise geschlängelt?

Ich freue mich, dass Sie es wendig und agil nennen. Wir sind ein moderner Staat und konnten aufgrund unserer Grösse sehr schnell und zielgerichtet agieren.

Ich will Ihnen nicht zu nahe treten, aber «wendig» ist ja ein schillernder Begriff. Sehen Sie denn keine Schattenseiten?

Die Welt ist heute eine andere als vor zwanzig Jahren: Der Steuerstreit war ein Weckruf. Wir haben auf die kalte Dusche reagiert, uns neu positioniert und gesagt, wohin wir wollen. Es hat auch weh getan, ja, aber wenn Sie die Leute auf der Strasse fragen, werden sie Ihnen sagen, es sei der einzig richtige Weg gewesen.

Auf die Einführung des automatischen Informationsaustauschs Ende letzten Jahres hin haben etliche Schweizer Kleinsparer Geld aus Liechtenstein abgezogen. Gehe ich

falsch in der Annahme, dass vielleicht nicht alle diese Gelder schneeweiss waren?

Ich bin keine Bank. Aber vermutlich liegen Sie richtig, wenn Sie von einem Reinigungsprozess ausgehen, der seit längerem in Gang ist.

Etwas im Schatten des vieldiskutierten Finanzplatzes gedeiht in Liechtenstein eine starke Industrie mit internationalen Firmen wie Hilti oder der Ospelt-Gruppe. Haben Sie ein Wahrnehmungsproblem?

2009 hätte ich diese Frage mit Ja beantwortet. Heute ist es anders. Als ich das erste Mal dem britischen Amtskollegen Boris Johnson begegnet bin, sagte er: «Ah, Liechtenstein, das ist doch dort, wo jede fünfte Zahnprothese herkommt.» Ich habe ihm dann eine Prothese geschickt, sie stand später in seinem Büro.

Ich weiss, Sie wollen keine Zensuren verteilen. Dennoch: Gibt es Dinge, die andere von Liechtenstein lernen können? Was machen Sie besonders gut?

Was uns auszeichnet als Land mit beschränkter territorialer Grösse: Wir müssen nicht alles machen. An uns scheitert im Moment – abgesehen von den USA, die ihren Austritt angekündigt haben – die Universalität der Unesco. Wir machen nur das, wo wir einen

Mehrwert leisten können. Das braucht Mut, gegen innen und aussen.

Mit der Schweiz laufe es gut, sagen Sie. Liechtenstein ist ja auch eine Art Schweiz, etwas neokolonialistisch gesagt.

Jetzt muss ich lachen.

Trotzdem: Wo liegen die grössten Probleme mit der Schweiz?

Im *Blick* habe ich unsere Beziehung als «hundertjährige Ehe» bezeichnet. Wenn man hundert Jahre verheiratet ist, braucht es viel, bis man von einem «grössten Problem» spricht. Mir fällt im Moment keines ein.

Sie malen schön. Kürzlich gab es eine grosse Aufregung, weil die Schweiz nach einer Intervention Liechtensteins auf eine graue Steuerliste der EU kam.

Diese Darstellung war und ist falsch. Liechtenstein hat diesen Einfluss in der EU nicht. Wir sind nicht der «kleine fiese Nachbar», wie damals gar eine Schlagzeile lautete.

Ein ungelöstes Problem ist die sogenannte grenzüberschreitende Dienstleistungserbringung. Handwerksbetriebe aus Liechtenstein beklagen sich, weil sie von der Schweiz wie normale Ausländer behandelt werden, wenn sie jenseits des Rheins tätig sind. Die bürokratischen Hürden seien hoch, die Schweiz schalte auf stur.

Das ist eines der Dinge, die diskutiert werden, bei uns läuft die Diskussion unter dem Titel «gleich lange Spiesse». Aber dies ins Zentrum unserer Beziehungen zu rücken, scheint mir nicht angemessen.

Sie sind Aussen-, Justiz- und Kulturministerin in Personalunion – diese Kombination dürfte weltweit einmalig sein.

Vermutlich gibt es das wirklich nur hier, aber ich habe das auch nicht untersucht. (*Lacht*) Diese Abwechslung macht meinen Job spannend, und die verschiedenen Bereiche befruchten sich gegenseitig. Wenn ich juristische Vorlagen vorbereite, kann ich zum Beispiel internationale Konventionen mitberücksichtigen.

In Ihrem Job als Aussenministerin begegnen Sie vielen bekannten und interessanten Persönlichkeiten. Ich nenne Ihnen ein paar Namen und Stichworte: Boris Johnson haben Sie schon erwähnt. Ist er so wirr, wie seine Haare aussehen?

Ich war von seinem Wissen über Liechtenstein beeindruckt. Als Menschen fand ich ihn entspannt und inspirierend. Ich habe sein Buch über Winston Churchill gelesen und finde seine Sichtweise faszinierend.

Welchen Eindruck haben Sie von Barack Obama gewonnen?

Ich habe ihn bei der Uno in New York getroffen. Obama wurde kurz vor mir

gewählt, sowohl für ihn wie für mich war es die erste Generalversammlung. Der amerikanische Präsident macht dort traditionell einen Empfang, ich hatte Gelegenheit, ein paar Worte mit ihm zu wechseln. Ich war etwas nervös und habe mir zuvor überlegt, was man in einem solchem Moment sagt. Seiner Rede am Vormittag vor der Uno hatte ich aufmerksam zugehört, und so sagte ich etwas über sie. Obama fand das sehr lustig. «Was, Sie haben mir wirklich zugehört?», sagte er. Das komme sonst kaum vor.



Aurelia Frick (M.) mit Michelle und Barack Obama, 2009.

Ich habe gelesen, Sebastian Kurz habe bei einem Treffen Ihre Nähe gesucht und wollte unbedingt mit Ihnen auf ein Foto kommen.

Da müssen Sie Herrn Kurz fragen.

Die Politik gilt als Showbusiness der Hässlichen. Sie sind der wandelnde Gegenbeweis für diese These. Wie kam es, dass Sie eine politische Karriere eingeschlagen haben?

Bei uns zu Hause wurde immer politisiert. Die Grosstante, die Schwester meiner Grossmutter, hat mich stark geprägt. Ich erinnere mich noch, dass sie als älteste aktive Politikerin geehrt wurde. Schliesslich war es die Anfrage der Partei – nachdem ich an einem Forum einen Vortrag gehalten hatte.

Sie engagieren sich für die solid bürgerliche FBP (Fortschrittliche Bürgerpartei in Liechtenstein) und sind für die Frauenquote. Frauen sind doch keine benachteiligten Geschöpfe, die eine Krücke benötigen. Sie selber beweisen, dass dies überflüssig ist.

Da muss ich ausholen. Vor sechs, sieben Jahren wurde ich in Artikeln als Gegnerin der Quote beschrieben. Das stimmte auch. Als ich in die Regierung kam, waren im Landtag von 25 Abgeordneten sechs Frauen. Ich glaubte, wenn wir die richtigen Massnahmen treffen und der Wunsch der Parteien da ist, mehr Frauen zu portieren, liesse sich das Ziel erreichen, dass massiv mehr Frauen im Parlament sind. Man sprach immer darüber, aber es ist nichts passiert. Seit den letzten Wahlen sitzen noch drei Frauen im Parlament.

Die Frage ist, warum das so ist. Dass in der Politik und in den Unternehmen alle wichtigen Positionen im Geschlechtergleichgewicht besetzt sein müssen, ist heute Common Sense. Kann es nicht sein, dass viele Frauen dies gar nicht wollen? Dass sie vielleicht weniger bereit sind als Männer, der Karriere alles andere unterzuordnen? Dass sie in der Lebensphase zwischen 25 bis 40, die für das berufliche Fortkommen entscheidend ist, ihren Schwerpunkt eher in der Familiengründung sehen?

Das sehe ich nicht so. Wir haben in Liechtenstein die Listen für die Landtagswahlen analysiert. Listenplätze gibt es bei uns nicht. Die Männer, die auf der Liste waren, hatten 40 Prozent Chance, gewählt zu werden. Bei den Frauen betrug diese Chance 17 Prozent, also weniger als halb so viel.

Woran liegt das aus Ihrer Sicht?

Ich kann mir das nicht erklären. Darum befürworte ich inzwischen eine Quote. Es geht hier um eine gesellschaftspolitische Frage. Wenn Frauen und Männer eine vergleichbare Ausbildung haben, dann sollen sie auch die gleichen Chancen haben. Wir wissen aus Statistiken und Studien, zum Beispiel der Weltbank, dass gemischte Teams erfolgreicher sind. Als Land möchten wir doch auch wie ein Unternehmen erfolgreich sein und die Themen aus unterschiedlichen Perspektiven beleuchten. Das bringt uns vorwärts.

Fühlen Sie sich als Frau in der Politik anders behandelt?

Wenn ich im Ausland bin, nein. Aber im Inland spüre ich es da und dort. Ich gebe Ihnen ein Beispiel: Ich habe kürzlich ein Freihandelsabkommen mit den Philippinen unterzeichnet, ein Abkommen, das für uns wirtschaftlich sehr wichtig ist. Und was haben die Tageszeitungen abgebildet? Meine Schuhe. Ich glaube nicht, dass von einem Mann schon jemals die Schuhe gezeigt worden sind.

Man könnte das ja positiv sehen: als attraktives, farbiges Signal, das den Leser hineinzieht.

Das meinen Sie jetzt nicht im Ernst. Ich denke das nächste Mal, wenn mir so etwas begegnet, an dieses Gespräch. (*Lacht*) ○



Lamborghini-Museum © Lamborghini



Lamborghini-Werk © Lamborghini



Ferrari-Museum Paddock © Museo Ferrari



Lamborghini-Museum © Lamborghini



Faszination Rennsport: VIP-Reise «Motor-Mania»

Dolce Vita und schnelle Motoren

Ferrari, Lamborghini, Ducati, Pagani – für die Freunde des Motorsports haben diese Marken einen unwiderstehlichen Klang. Tauchen Sie ein in die faszinierende Welt der italienischen Edelschmieden auf dieser viertägigen Reise im «Tal der Motoren» zwischen Bologna und Modena.

Was wäre Mobilität ohne Italianità? Die weltberühmten Scuderias stehen für Schnelligkeit, handwerkliche Tradition und Emotionen. Bei Werksbesichtigungen und in Ausstellungen erkunden Sie legendäre Modelle, die mit ihrer unvergleichlichen Schönheit und Technik zu Ikonen der Rennsportgeschichte geworden sind.

Nicht zu kurz kommt auf der 5-tägigen Reise der Genuss, so etwa beim Abendessen im Ristorante «Montana», dem Stammlokal der Ferrari-Formel-1-Piloten, oder bei der Parmigiano-Degustation auf dem Landgut der Familie Panini.

Programm (Auszug):

1. Tag: Reise nach Bologna

- Individuelle Anreise nach Bologna
- Check-in und Apéro im Hotel

2. Tag: Edelschmiede Lamborghini

- Werksbesichtigung bei Lamborghini

- Besichtigung des Werksmuseums von Lamborghini
- Besuch des Ferruccio-Lamborghini-Privatmuseums
- Mittagessen mit Fabio Lamborghini

3. Tag: Pagani, Maserati-Museum, Ducati

- Besuch der Edelschmiede Pagani
- Parmigiano-Degustation
- Besuch des Maserati-Museums
- Werks- und Museumsbesichtigung bei Ducati

4. Tag: Bolognas Altstadt und Ferrari

- Rundgang zu den Sehenswürdigkeiten Bolognas
- Fahrertraining auf dem Autodromo di Modena (optional)
- Werks- und Museumsbesichtigung bei Ferrari
- Abendessen im Ristorante «Montana»

5. Tag: Individuelle Rückreise

Platin-Club-Spezialangebot

VIP-Reise «Motor-Mania», 4. bis 8. April 2018

Leistungen:

- 4 Übernachtungen mit Frühstück im 4-Sterne-Hotel «I Portici»
- Abendessen mit Aperitif
- Mittagessen mit Fabio Lamborghini in einer Trattoria
- Parmigiano-Degustation
- Abendessen im Restaurant «Montana»
- Besuch bei Lamborghini (Werk, Werksmuseum und Privatmuseum)
- Ausflug zu Pagani, Maserati-Museum und Ducati (Werk und Museum)
- Ausflug «Bolognas historische Altstadt»
- Besuch bei Ferrari (Werk, Museum)

Preis:

Mit Weltwoche-Abo: Fr. 1680.– p. P. im DZ
Für Nichtabonnenten: Fr. 1980.– p. P. im DZ
Einzelzimmerzuschlag: Fr. 420.–

Option:

Fahrertraining mit einem Testfahrer auf dem Autodromo di Modena (Fr. 660.–)
Begleitete Testfahrt im Ferrari F430 (Fr. 150.–, 30 Min.)
Anreisepaket mit Flug (Fr. 600.–)

Anmeldung:

Buchen Sie Ihr Arrangement über Telefon 091 752 35 20 oder per E-Mail an info@mondial-tours.ch.

Veranstalter:

Mondial Tours MT SA, Locarno

www.weltwoche.ch/platin-club





Fremdfinanzierter Idealismus: Dominique Biedermann.

Biedermann und die Macht

Dominique Biedermann will an der Spitze der Ethos-Stiftung noch möglichst lange den Kurs bestimmen. Für die als Aktionärskompass bekanntgewordene Gruppe wird der Chef zum Risiko.

Von Beat Gygi

Ethos-Präsident Dominique Biedermann steckt in einer Zwickmühle. Einerseits möchte er so lange als möglich an der Spitze der Gruppe bleiben, die in ihrer gut zwanzigjährigen Existenz zu einer Art Kompass für Aktionäre und Unternehmensführungen geworden ist. Er möchte die Hebel in der Hand halten, um die weitere Entwicklung in jene Bahnen zu lenken, die seinen Vorstellungen entsprechen. Andererseits verletzt er mit seinem Festhalten an Positionen Regeln der Unternehmensführung, wie sie Ethos als Aufpasser, Ratgeber und Schulmeister der Unternehmenswelt immer wieder von den kotierten Aktiengesellschaften einfordert. Ethos, als «Schweizerische Stiftung für nachhaltige Entwicklung» 1997 gegründet, ist durch den bald 60-jährigen Biedermann so stark geprägt worden, dass die Institution ein Stück weit als seine Marke gilt.

Der Zeit voraus?

Als er 2012 den Preis der Landis-&-Gyr-Stiftung erhielt, lobte ihn deren Präsident und frühere NZZ-Chef und Chefredaktor Hugo Bütler für seine vorbildliche Haltung und seinen beharrlichen Einsatz, Bütler nannte ihn

«Wegbereiter bei der praktischen Durchsetzung wichtiger Forderungen im Bereich der unternehmerischen Verfassungspraxis». Am gleichen Anlass sagte der renommierte Aktienrechtler und Verwaltungsrat Peter Forstmoser in seiner Laudatio, Biedermann habe in den neunziger Jahren «als Konservativer, der noch an Werte glaubte, die sich nicht nur finanziell messen lassen» ausserhalb des Mainstreams gestanden, aber er sei damit nicht ein Ewiggestriger gewesen, sondern der Zeit voraus.

Biedermann, der in Genf Mittelschule, Ökonomiestudium und Doktorat gemacht hatte, zählte zu den treibenden Kräften der Gruppe, die bisweilen auch «die roten Genfer» genannt wurde. Ethos wurde gegründet durch die öffentliche kantonale Pensionskasse (CIA, mit Biedermann als Direktor) und die private Pensionskasse für Industrie- und Bauunternehmen (CPPIC) in Genf. Stiftungszweck ist die «Förderung des sozial verantwortungsbewussten Investierens». Das Geschäftsmodell beruht im Grunde darauf, dass Ethos einen Kompass für «richtiges», also für sogenannt nachhaltiges, Investieren zur Verfügung stellt und Gelder von Vorsorgeinvestoren dafür zu gewinnen sucht;

Biedermann liefert die Idee, die Pensionskassen das Geld. Nach dem ersten Jahr zählte die Stiftung etwa 25 Pensionskassen als Mitglieder, heute sind es gut 220 Vorsorgeinstitutionen und gemeinnützige Stiftungen.

Biedermann amtierte nach der Gründung kurze Zeit als erster Ethos-Präsident, wechselte im August 1998 auf den Posten des Direktors und wurde gleich landesweit bekannt, als Ethos Widerstand gegen die Fusion von Bankverein und Bankgesellschaft zur Grossbank UBS leistete. Bis 2015 füllte er die Rolle des operativen Chefs mit vielen kritischen Stellungnahmen zu Mängeln in der Unternehmensführung und markanten Auftritten an Generalversammlungen und anderen Anlässen breit aus. Er wirkte oft wie ein Missionar, seine Botschaften trug er eindringlich, unbeirrbar vor, und dass er seine ethischen, sozialen und wirtschaftlichen Ansichten bisweilen auch mit seinem katholischen Glauben in Verbindung brachte, passt ins Bild. In lebhafter Erinnerung sind Auseinandersetzungen mit dem Novartis-Chef Daniel Vasella wegen Spitzenlöhnen oder mit Nestlé wegen Peter Brabecks Doppelmandat als Konzernchef und Verwaltungsratspräsident.

Die Organisation wurde mit den Jahren breiter. Neben der Stiftung wurde bald die zweite Einheit, Ethos Services AG, eingerichtet, die das Personal anstellt und die Arbeit erledigt, etwa Firmenanalyse, Stimmempfehlungen für Generalversammlungen, Dialoge mit Firmen oder Anlagetätigkeiten. Die Mitglieder bezahlen die Leistungen quasi im Abonnement und die Service-Einheit bezahlt ihrerseits die Stiftung für die Benutzung des Namens. Grob gesagt, soll die Stiftung das Kapital der Pensionskassen anziehen und daneben steht der Think-Tank, der das Geld in die richtigen Kanäle leiten soll, oder anders gesagt: Hier der Geldtopf – da der Kompass zum Investieren. Oder nochmals anders gesagt: Im Grunde genommen haben Biedermann und seine Equipe die Idee eines fremdfinanzierten Idealismus in die Tat umgesetzt.

Zu viel Macht

Sie haben keine Aktien von Ethos Services, die monetäre Kraft kommt von den der Stiftung angeschlossenen Pensionskassen – die zusammen gut 230 Milliarden Franken verwalten –, die beim Investieren und Abstimmen an Generalversammlungen Ethos-Ratschlägen folgen. Das Vermögen, das der Ethos-Beratung – oft mit Stimmrechtsausübung – unterliegt, beträgt rund 1,3 Milliarden Franken. Raiffeisen etwa hat sich offiziell mit den Ethos-Parolen synchronisiert, so dass die beiden Institutionen gemäss Börsenregeln in dieser Beziehung als gemeinsam handelnde Partei gelten.

Mitte 2015 trat Kaspar Müller, ebenfalls Gründungsmitglied und seither dabei, als Präsident der Ethos-Stiftung und der Ethos Services zurück. Da machte Biedermann den Schritt nach ganz oben, vom Direktor zum Präsidenten des Verwaltungsrats von Ethos Services und zum Präsidenten der Ethos-Stiftung. Neuer Direktor wurde Vincent Kaufmann, der 2004 in die Analyseabteilung eingetreten und dann aufgestiegen war. Es gab Diskussionen zur Frage, ob es wirklich guter Unternehmensführung entspreche, wenn der operative Chef anschliessend Präsident wird, aber dann wurde Biedermann an den Generalversammlungen der Mitstifter wie auch der Aktionäre der Ethos Services je einstimmig zum Präsidenten gewählt. Nun scheint ihm dieser Schritt in Verbindung mit seinem Führungsstil aber Probleme zu bereiten.

Zwei Wochen vor Weihnachten kam Ethos in die Schlagzeilen, als Monika Roth, Rechtsprofessorin an der Hochschule Luzern, den Verwaltungsrat von Ethos Services verliess und Françoise Bruderer, Geschäftsführerin der Pensionskasse der Post, aus dem Ethos-Stiftungsrat austrat. Die Kritik lautet im Prinzip, Biedermann habe bei Ethos zu viel Macht und die Führung der Organisation sei anfällig auf Interessenskonflikte, unter anderem weil Biedermanns Ehefrau Yola, seit der Gründung ebenfalls eine prägende Figur, Mitglied der Geschäftsleitung

sei und das wichtige Team leite, das die Analysen der Unternehmen durchführt. Ethos wehrte sich juristisch gegen die Vorwürfe.

Biedermann stellte es so dar: Er wolle an der Spitze von Ethos bleiben, um einen geordneten Übergang in die nächste Führungsgeneration zu garantieren. Auch aus dem Unternehmen ist zu hören, dass es nicht so leicht sei, Ethos unabhängig von Biedermann zu machen. Nach seinen Worten war eigentlich geplant, dass sich das Führungsquartett (er, Müller, Jacques Zwahlen

Die Autorität leidet unweigerlich, wenn die Organisation unbereinigte Führungsfragen mit sich schleppt.

und Claude-Victor Comte), das seit der Gründung dabei war, schrittweise zurückziehen sollte. Nach Müllers Rücktritt 2015 ist zwei Jahre später der Stiftungs-Vizepräsident Zwahlen ausgetreten. Für 2019 wäre laut Biedermann der Rücktritt des Services-Vizepräsidenten Comtes vorgesehen gewesen, nach dessen Tod im Herbst 2017 steht aber Biedermann allein als Letzter der alten Garde da. Mit seinem Wunsch, noch bis etwa 2021 bleiben zu wollen, ist er dem Vorwurf ausgesetzt, er klebe an seiner Position und an der Macht.

Die Zeit für die Erneuerung der Führungsgremien um drei neue Verwaltungs- und Stiftungsräte drängt – nicht nur wegen der fehlenden Kapazitäten, sondern auch, weil der grosse Aktionär, die Post-Pensionskasse (Anteil 7 Prozent), nach Bruderers Austritt nicht mehr vertreten ist und zudem die Saison der Generalversammlungen näherrückt. Das ist die Zeit, in der die Experten von Ethos Services ihre Parolen für die Abstimmungen veröffentlichen, Firma für Firma, nach dem Muster: Ja zur Wahl von XY in den Verwaltungsrat von Firma A, Nein zum Vergütungsmodell der Firma B für die Geschäftsleitung. Etwa tausend Generalversammlungsanalysen erstellt Ethos jährlich, in erster Linie zuhanden der Pensionskassen als Aktionäre der kotierten Firmen. Darüber hinaus sind die Ethos-Parolen auch ein Signal für alle anderen Aktionäre und die Firmenführungen.

Interessenskonflikte

Mit vielen Firmenchefs trifft sich das Ethos-Kader zudem irgendwann im Laufe des Jahres zu sogenannten Dialoggesprächen, um den Managern und Verwaltungsräten darzulegen, was sie gemessen an Ethos-Massstäben richtigmachen und was sie ändern sollten, um an der nächsten Generalversammlung die von der Stiftung vertretenen Stimmen zu erhalten. Oft ist der Direktor Vincent Kaufmann dabei oder Yola Biedermann. Von Unternehmenschefs ist etwa zu hören, dass man bei Yola Biedermanns entschlossenem Auftreten durchaus auf die Idee kommen könnte, sie sei der CEO. Alles in allem ist Ethos als Schiedsrichter und gegebenenfalls

als Coach eine prominente Autorität im Schweizer Markt für Unternehmenskontrolle. Allerdings ist der Ruf wohl grösser als das Gewicht. In der Schweiz werden an den Generalversammlungen im Durchschnitt etwa 4 bis 5 Prozent durch Ethos vertreten, das ist mehr als die Schweizer Konkurrenten Z-Rating oder Swipra erreichen, aber internationale Stimmrechtsberater wie ISS (um die 20 Prozent) oder Glass Lewis (etwa 10 Prozent) wiegen schwerer.

Die Autorität beim Kritisieren und Benoten der Firmen leidet nun auch unweigerlich, wenn die Organisation selber unbereinigte Führungs- und Nachfolgefragen oder mögliche Interessenskonflikte mit sich schleppt. Biedermann könnte in einer Laudatio von 2009 nachlesen, woran er sich messen lassen muss. Damals erhielt Ethos vom International Corporate Governance Network den Preis für hervorragende Leistungen im Bereich Corporate Governance. Die Jury hob etwa hervor, die Verantwortlichkeiten von Präsident und operativem Chef seien klar voneinander zu trennen, und in Ausnahmefällen, in denen der CEO zum Verwaltungsratspräsidenten gemacht werde, sei eine ausführliche Kommunikation mit den Aktionären und eine überzeugende Argumentation im Jahresbericht notwendig; zudem sei wenn möglich eine Pause von beispielsweise zwei Jahren zwischen den beiden Mandaten einzuschalten.

Beliebige Befunde

Ethos begegnet weiteren Widerständen. Die Orientierung am Nachhaltigkeitsprinzip mit der dafür typischen Kombination von Wirtschafts-, Umwelt- und Sozialzielen ergibt einen grossen Ermessensspielraum. Manager und Anleger kritisieren immer wieder, dass bei solchen Beurteilungen oft willkürliche Gewichtungen, Unsicherheiten und spezielle Vorlieben eine Rolle spielen, etwa bei der Frage, in welche Firmen man nicht investieren dürfe. So habe man am Schluss oft beliebige Befunde in der Hand. Bei seinem Auftritt an der Sika-Generalversammlung 2015 wich Biedermann sogar gänzlich von rechtlichen oder regelgebundenen Argumentationen ab und setzte sich voller Emotionen primär für den Arbeitsplatzertrotz in der Schweiz ein. Viele raten Ethos, im eigenen Interesse klarere Massstäbe zu formulieren, wenn mehr Pensionskassen als Kunden gewonnen werden sollen. Einige Beobachter stellen gar das Grundmodell «Hier der Kompass – da der Geldtopf» in Frage. So hat sich etwa die Firma Z-Capital 2014 davon abgewandt, als sie Dienstleistungen und Beratungen für Aktionäre (Z-Rating) von der Vermögensanlage (Z-Capital) vollständig voneinander trennte, um zu vermeiden, dass der Firmenanalytiker bei seiner Arbeit – auch wenn er nicht sollte – doch irgendwie daran denkt, wie er damit wohl neue Kapitalgeber gewinnen kann. Vor diesem Hintergrund besteht heute nicht mehr den Eindruck, dass Biedermann seiner Zeit voraus sei. ○

Aufbruch in grössere Gewässer

Kommunist, Kapitalist, Volleyball-König: Stav Jacobi (50) ist ein Mann mit vielen Gesichtern. Nun transferiert er das Zürcher Profiteam Volero nach Frankreich. Doch auch in der Schweiz hat er noch viel vor. *Von Thomas Renggli*

Stav Jacobi hat nicht immer Zeit, das Telefon selber zu bedienen. Es kommt vor, dass sich unter seiner Nummer ein freundlicher Herr mit dem gutschweizerischen Namen Siegenthaler meldet: «Ich bin der Butler – Herr Jacobi ist gerade in einem Meeting. Er ruft Sie so schnell wie möglich zurück.»

Wer in der Schweiz einen Butler beschäftigt, zählt kaum zu den Sozialhilfeempfängern. Als Stav Jacobi vor ein paar Jahren seine Villa in Herrliberg renovieren liess, bezog er zusammen mit seiner Gattin Inga für ein paar Monate Quartier im «Dolder Grand», «weil kein passendes Mietshaus zu haben war». Der gebürtige Russe gehört zu den schillerndsten Figuren im Schweizer Sport, aber auch zu den diskretesten. Homestorys über ihn findet man nicht, in der Liste der 300 reichsten Schweizer fehlt sein Name, und vor dem Gespräch zu diesem Artikel stellt er klar, dass er «nur über den Sport» sprechen werde.

Sport bedeutet für Jacobi vor allem Volleyball, Frauen-Volleyball. «Hier habe ich meine Seele», sagt er und blickt in seinem Büro im ersten Stock des Osterwalder-Towers in Zürich Oerlikon auf eine Pokalsammlung, die jeden Raumpfleger nervös macht. Seit Jacobi 2002 «per Zufall» bei Volero eingestiegen ist, hat der Klub auf nationaler Stufe je zwölf Mal die Meisterschaft und den Cup gewonnen. In der Champions League gehört er zu den Stammgästen.

187 Siege hintereinander

Volero ist ein globales Erfolgsmodell. Die Spielerinnen der gegenwärtigen Equipe kommen aus Russland, Kuba, Brasilien, Serbien, Bulgarien, Finnland und Schweden. Und aus der Schweiz. «Laura Unternährer war die erste Schweizerin überhaupt, die eine komplette Champions-League-Partie absolvierte», streicht Jacobi den sportlichen Heimatschutz hervor. Doch den Massstab setzen die Gastarbeiterinnen. Bevor das Team zu Beginn der Saison gegen Schaffhausen verlor, hatte es auf nationalem Parkett 187 Siege aneinandergereiht: «Vielleicht müsste man dies als Weltrekord im Guinness-Buch homologieren lassen», sagt Jacobi – relativiert diese Serie aber sofort: «Wenn man mit Profis gegen Halbprofis spielt, ist das von beschränktem Wert.» Der FC Bayern würde auch nicht gegen den FC Herrliberg verlieren, so Jacobi – und fügt schmunzelnd an: Es sei denn, die Münchner kämen direkt vom Oktoberfest.

Rund vier Millionen Franken betrug das Jahresbudget von Volero zu Spitzenzeiten. Jacobi

entwickelte ein interessantes Finanzierungsmodell. Er hatte phasenweise über dreissig Spielerinnen unter Vertrag. Rund die Hälfte war ausgeliehen. Das spülte jährlich ein bis zwei Millionen Franken in die Klubkasse. Trotzdem blieb eine Differenz zwischen Anspruch und Wirklichkeit. Defensiv gerechnet, dürfte der Unternehmer dem Klub insgesamt dreissig Millionen Franken überlassen haben. Doch von dieser Zahl will er nicht sprechen: «Ich habe das Geld nicht gezahlt, weil ich mit Volero nie ein Geschäft machen wollte.» Vielmehr sehe er das Engagement im Sport als Zeichen seiner «sozialen Verantwortung» und als «Entwicklungshilfe im Volleyball». Doch ein sportliches Ziel stand über allem: der Gewinn der Champions League.

Trotz grossem Effort blieb es bisher ein unerfülltes Ziel. Deshalb verkündete Jacobi vergangene Woche einen Strategiewechsel: Er will das Profiteam nach Südfrankreich, in die Nähe von Cannes, transferieren. «Outsourcen» nennt er es, um Volero eine Plattform zu geben, die seine grossen Ambitionen realisier-

Jacobi bezeichnet sich noch heute als «Homo sovieticus». «Ich teile, teile, teile», sagt er.

bar macht. «Wenn man mit einer Rakete in den Weltraum vorstossen will, braucht man eine richtige Startrampe. In der Schweiz jedoch haben wir nur eine Startpiste, die für ein normales Verkehrsflugzeug genügt.» Jacobi will die sportlichen Sterne vom Himmel holen – und er mag wohl auch nicht mehr Geld einschliessen, das verdunstet. Das Scheitern des gemeinsamen Hallenprojekts mit den ZSC Lions war ein Indiz, dass in der Schweiz das Terrain für internationalen Spitzenvolleyball nicht geebnet ist. Die Saalsporthalle, wo Volero die Champions-League-Heimspiele austrägt, hat mit einer modernen Sportarena ungefähr so viel gemeinsam wie ein Toi-Toi-WC mit der Wellness-Anlage eines Luxushotels.

Wenn Stav Jacobi von seinen sportlichen Zielen und Visionen spricht, lässt er sich kaum Zeit zum Atmen. In seinem Deutsch holpert ein slawischer Akzent. Aber seine Message kommt deutlich rüber: «Wir wollen die Besten der Welt sein.» Grenzen setzt er sich keine – schon gar nicht als Geschäftsmann. Sein Vermögen verdankt er unter anderem der Immobilien-Entwicklung und einem speziellen

Verfahren zur Oberflächenbehandlung von Industriematerialien. Die Schweiz schätzt er als Heimat sehr: «Jedes Mal, wenn ich in Kloten lande, denke ich: «Es ist schön, wieder zu Hause zu sein.»» Störend empfindet er, dass hier vieles «überreguliert» ist. Dass er von der früheren Justizministerin Eveline Widmer-Schlumpf im Zuge des Fifa-Skandals aufgrund seines Sitzes in der Exekutive des Internationalen Volleyball-Verbands als politisch exponierte Person (Sport-PEP) eingestuft worden sei, erachtet er als absurd.

«Helvetischer Heidi-Charme»

Jacobi bezeichnet sich als «Homo sovieticus» – seine alte Heimat war die Sowjetunion. Das System habe ihn geprägt – und bestimme bis heute sein Denken: «Ich teile, teile, teile», sagt er über seine soziale Ader. Seinem vier Jahre älteren Bruder Dmitri Jakubowski werden solche Eigenschaften nicht nachgesagt. Der Moskauer Immobilienkönig, der bei der zwölften Ehefrau angelangt ist und dessen Vermögen auf 550 Millionen Franken geschätzt wird, operierte bis vor zwei Jahren ebenfalls von der Schweiz aus. Zu öffentlichen Terminen erschien er oft in Begleitung von Bodyguard und Arzt: «Russen haben ein ausgeprägtes Sicherheitsbedürfnis», sagt Jacobi, «ich dagegen vertraue dem helvetischen Heidi-Charme.»

Vor allem die Investitionen seines Bruders in Engelberg und der Kauf des Hotels «Bänklialp» sorgten für Schlagzeilen. «Ein Russe kauft sich Engelberg», schrieb die *NZZ am Sonntag*. Heute steht Jakubowski im Fokus der Behörden in Russland. Er soll in seiner Heimat rund vierzig Millionen Franken Steuerschulden angehäuft haben. Jacobi äussert sich dazu zurückhaltend: «Mein Bruder und ich haben heute keine geschäftlichen Verbindungen. Unsere Aktivitäten sind sehr unterschiedlich.»

Mit wesentlich mehr Enthusiasmus spricht der Volero-Chef über seine Jugend, als er für die Volleyball-Abteilung des Militärklubs ZSKA Moskau spielte, aber den Sprung in die Nationalmannschaft nicht schaffte: «Die UdSSR stellte damals die beste Mannschaft der Welt. Um als Zuspeler ins Kader zu kommen, musste man mindestens 190 Zentimeter gross sein – ich bin bloss 183.» Jacobi wollte seine anatomischen Grenzen nicht akzeptieren – und liess sich auf ein Streckbett spannen. Trotzdem wuchs er nicht in den Himmel. Als er mit der Sowjetarmee in der DDR stationiert war, nahm er einen neuen Anlauf: «Aber im



«Wir wollen die Besten der Welt sein»: Stav Jacobi.

Vergleich mit der heimischen Liga war das wie ein Kurort», erzählt er.

Damals hiess Jacobi ebenfalls noch Jakubowski. Seinen jüdischen Namen nahm er wieder an, als er nach Israel zog und dort mit der Produktion eines Feuerschutzgels ein lukratives Geschäftsmodell entwickelte. Die Substanz wurde nach Terroranschlägen oder

kriegerischen Zwischenfällen zur Brandbekämpfung eingesetzt. Doch der Erfolg war von beschränkter Nachhaltigkeit. Als nach dem Ende der Apartheid ein südafrikanischer Grosskonzern mit demselben Patent das Parkett betrat, ging Jacobi geschäftlich unter: «Gegen diese Konkurrenz waren wir chancenlos. So gesehen war Israel für mich keine Ent-

täuschung, sondern eine Erfahrung», sagt er dazu rückblickend.

Nach einem Studium in den USA kam Jacobi 1991 in die Schweiz. Was als Durchgangsstation gedacht war, wurde zu seiner neuen Heimat. Seit 2007 besitzt er den Schweizer Pass. Die Einbürgerung wurde ihm aber nicht auf dem Silbertablett serviert: «Nicht einmal auf dem versilberten», wie er lachend sagt. «Als ich vor der Einbürgerungskommission in Erlenbach antreten musste, hatte ich das Glück, dass ich mit den Beamten während der halben Zeit über Volleyball sprechen konnte.» Danach folgten «knallharte» Fragen. Jacobi erinnert sich: «Ich musste sagen, wie man ein altes Sofa entsorgt. Und ich musste erklären, was bei einem zu flüssigen Fondue zu machen ist.»

In der Sportwelt sorgte er aber mehr durch sein globales Beziehungsnetz als durch die kulinarische Problemlösung für Begehrlichkeiten. So sitzt er auch im Verwaltungsrat der Fussballsektion des Grasshopper Club – ohne bisher gross Spuren hinterlassen zu haben. Trotzdem erhofft man sich bei GC noch immer einiges von Jacobis Input. Erich Vogel, der ewige Einflüsterer beim Rekordmeister, sagt über Jacobi: «Seine Leistung für das Schweizer Volleyball ist aussergewöhnlich. Genau solche Persönlichkeiten braucht der Schweizer Sport.» Ähnlich tönt es im Lager der ZSC Lions: «Jacobi ist ein Macher – und ein Mann, der zu seinem Wort steht. Wenn er etwas verspricht, meint er das ehrlich», sagt Lions-CEO Peter Zahner.

Wie ein Fisch im Süsswasser

Diese Worte hört Jacobi gerne. Nützen tun sie ihm wenig – zu beschaulich ist die Bühne, die ihm der Schweizer Volleyballsport geboten hat. Weshalb sucht er sein Glück nicht konsequenter im Fussball? Dort liesse sich mit gutem Personalmanagement Geld verdienen. Jacobis Antwort fällt überraschend aus: «Wer sagt, dass ich das nicht tun werde? Es muss nicht unbedingt GC sein.» Geschäftlich hätte dies seinen Reiz. Jacobis Herz indes wird immer für den Volleyballsport schlagen.

Das ist auch an diesem Abend in der Oerliker Turnhalle «Im Birch» vor dem Heimspiel gegen Düdingen deutlich zu spüren. Jacobi schüttelt jedem freiwilligen Helfer die Hand. Den Weg zum Spielfeld bahnt er sich durch die Küche. Dem Koch klopf er herzlich auf die Schultern. Auf den improvisierten Tribünen sitzen 300 Zuschauer. Die grosse Sportwelt ist weit weg. Volero gewinnt 3:1 und dehnt den Vorsprung an der Tabellenspitze auf fünf Punkte aus. Trotzdem ist es bald vorbei mit Spitzenvolleyball in Zürich. Jacobi zieht «in grössere Gewässer». In der Schweiz fühle er sich wie ein Fisch im Süsswasser. Er wolle ins Meer. Dort lauert zwar die Gefahr von gefährlichen Gegnern. Doch nur dort kann Stav Jacobi fette Beute machen – sportlich und wirtschaftlich. ○

Noch ist Frankreich für die Liebe nicht verloren

In Paris keimt die Revolte der wahren Emanzipation. Von *Jürg Altwegg*



«Ich war und bleibe eine freie Frau.»: Catherine Deneuve in «Belle de jour», 1967.

Paris bleibt Paris, die Hauptstadt der Kultur, der Mode und der Erotik. «Cherchez la femme!» und «Vive la différence!» – ein bisschen sexuelle Belästigung gehört dazu. Vor einer Woche haben hundert Pariserinnen im Weltblatt *Le Monde* einen Aufruf gegen «#MeToo» und die grassierende Hysterie der Denunziation veröffentlicht: «Ein anderes Gesetz des Schweigens» wollen sie brechen. Die *New York Times* und der *Guardian* übernahmen das Manifest, innert Stunden ging seine Botschaft um die Welt.

Am meisten war man bei *Le Monde* überrascht. Sein Ombudsmann hat dem Phänomen inzwischen eine ganze Seite gewidmet. Mit ausführlichen, aufwendigen Recherchen über den sexuellen Missbrauch in Betrieben, im Parlament, an den Universitäten und bei den Jungen Kommunisten hatte das Blatt die Meinungsführerschaft in der Debatte über den Sexismus

der Männer und den neuen Feminismus übernommen. Innerhalb der Redaktion war der Aufruf umstritten. Pikantes Detail: Die Unterschrift von Catherine Deneuve wurde nachgereicht, als die Veröffentlichung bereits beschlossen und die Drucklegung in die Wege geleitet war. Ohne sie wäre das weltweite Echo wohl ausgeblieben.

«Fais-moi mal, Johnny»

Und plötzlich ist Paris wieder der Nabel der Welt. Wie damals, als es sich am Leuchtturm Jean-Paul Sartre orientierte, der aus Saint-Germain-des-Prés den Zeitgeist vorgab. Mit Simone de Beauvoir, der Autorin von «Das andere Geschlecht», führte er eine offiziöse Ehe, in der es Platz gab für das Verhältnis der Feministin mit Claude Lanzmann, einem amerikanischen Geliebten, und viele gemeinsame Gespielinnen, die zuvor auch schon mal ihre

Schülerinnen gewesen waren. Albert Camus' aussereheliche Leidenschaft galt der begnadeten Schauspielerin Maria Casarès, gerade hat der Verlag Gallimard ihren Liebesbriefwechsel herausgebracht. Juliette Gréco sang «Dés-habillez-moi!» (Ziehen Sie mich aus) und «Fais-moi mal, Johnny» (Tu mir weh, Johnny). Die Intellektuellen zelebrierten den Existenzialismus und frönten der Freiheit, von der Sartre erklärte, dass sie «nie grösser war als unter der deutschen Besatzung».

Noch mit dem Segen ihrer Zensur waren die Standardwerke der neuen Epoche publiziert worden, die nur ein Kapitel über den Juden Kafka verbot. Sartre beschrieb die Beziehung zwischen Deutschland und Frankreich mit geschlechtlichen Metaphern: In der Kollaboration spielte die Homosexualität eine zentrale Rolle, und Frankreich übernahm generell den Part der Hure.

Die Scham über Vichy und die Schande der Befreiung durch die Amerikaner kompensierten die Franzosen mit ihrem «dritten Weg» zwischen den Blöcken im Kalten Krieg und der Überlegenheit ihrer Kultur. Um der Vormachtstellung von Hollywood zu begegnen, gründeten sie das Festival von Cannes und schickten Catherine Deneuve in den Kreationen von Yves Saint Laurent als Missionarin in die Neue Welt, wo sie mit einer Intensität vergöttert wurde, von der Brigitte Bardot nur träumen konnte.

Pelzmantel abgelegt

1971 hatte Catherine Deneuve das von Simone de Beauvoir verfasste «Manifest der 343 Schlampen», die sich der illegalen Abtreibung bezichtigten, unterschrieben. Da war sie bereits eine bekannte Schauspielerin. Ihr Durchbruch kam mit «Belle de jour». Bei den Dreharbeiten war sie 23. Sie spielte die Frau eines Chirurgen, die sich aus Langeweile prostituiert. Sie lässt sich entkleiden, auspeitschen, vergewaltigen, wird als läufige Hündin und Schlampe traktiert. Zum 70. Geburtstag liess sich Catherine Deneuve leicht geschürzt für das Magazin der *New York Times* ablichten – den Pelzmantel hatte sie abgelegt, keineswegs aus Rücksicht auf die politische Korrektheit.

Als «Ehrendamen, die nicht für ihre Unterwerfung unter das Patriarchat bekannt sind», bezeichnete der *Figaro* die Autorinnen des Manifests. Die Kunstkritikerin Catherine Millet, 70, hatte mit ihrer Autobiografie «Das sexuelle Leben der Catherine M.» in mehreren Sprachen eine Millionenaufgabe erreicht. An ihrer Seite: die Witwe des Schriftstellers Alain Robbe-Grillet, «Papst des Nouveau Roman» und Autor von Filmen für und über Voyeure. Unter dem Pseudonym Jeanne de Berg beschrieb sie die sadomasochistischen Inszenierungen, bei denen sie als Zeremonienmeisterin auftritt. Peggy Sastre, 37, bekämpft den «Polizei-Feminismus» und behauptet in einem Buch: «Es gibt keine männliche Herrschaft.» Eine erste Version des Manifests schrieb Sarah Chiche, 42. Ebenfalls im Autorenkollektiv mit dabei: Abnousse Shalmani, 41, Iranerin, Verfasserin des Romans «Khomeiny, Sade et moi».

Der Ombudsmann von *Le Monde* zeigt sich nicht nur über das Echo erstaunt. Auch einen Graben – eine «Zäsur» – zwischen den Abonnenten seiner Zeitung, die eher männlich sind und Zustimmung formulierten, und den «Adepten der sozialen Netzwerke» konstatierte er. Im Internet werden die hundert Frauen als privilegierte Minderheit und Elite vorgeführt, die den Bezug zur Wirklichkeit verloren hat: Sie fahren weder mit der Unter-

grundbahn, noch feiern sie Silvester auf dem Platz vor dem Dom in Köln. Catherine Deneuve wird ein «Stockholm-Syndrom» bescheinigt: Sie hätte die sexuelle Ausbeutung durch ihre Produzenten, die Weinstein & Co., bis zur totalen Entfremdung verinnerlicht.

Im Fernsehen wurde die Debatte richtig peinlich: Die Pornodarstellerin und Mitunterzeichnerin Brigitte Lahaie («6 Schwedinnen im Pensionat», «SS-Bordell») sagte zur Feministin Caroline De Haas, die Opfer einer Vergewaltigung gewesen war: «Es gibt Frauen, die dabei zum Orgasmus kommen.» Im Radio bedauerte Catherine Millet vor allem, dass sie selber nie vergewaltigt worden sei: «Es ist unsere Aufgabe, den Frauen zu zeigen, dass die Folgen überwunden werden können.» Die heftigen Reaktionen der Feministinnen, die sich gegen diesen Anspruch zu ihrer sexuellen Nacherziehung und Therapie verwarnten, haben sie überrascht. Auch die Zustimmung sei gewaltig. Aus Amerika habe das Opfer von Roman Polanski sein Einverständnis signalisiert.

Die Verniedlichung der Gewalt ist die Schwachstelle des Texts. Er enthält Sätze, die eine Verhöhnung der Opfer sind: «Unsere innere Freiheit kann nicht vergewaltigt werden.» Bei allen Frauen, die sich durch das Manifest verletzt fühlen, hat sich Catherine Deneuve entschuldigt. Zu Millet und Lahaie geht sie auf Distanz. Und bleibt dabei: «Ich war und bleibe eine freie Frau.» «Ist die sexuelle Freiheit wirklich in Gefahr?»

überschrieb *Libération* eine Titelgeschichte. Anthropologen und Historikerinnen werden befragt. Der Soziologe Olivier Roy hatte die französischen Dschihadisten aus den Banlieues als Produkt der sozialen Verhältnisse verharmlost und kritisiert, dass man den Terror mit dem Islam in Verbindung bringe. In der Sexismus-Debatte, so Roy, werde die Ursache der Gewalt «von der Kultur auf die Natur» übertragen: der Mann, das Schwein.

Unter Ausschluss der Männer

«Als Schwein geboren?» überschrieb die Goncourt-Preisträgerin Leïla Slimani ihre Replik und beansprucht das Recht, sexuell nicht belästigt zu werden. Die Essayistin Natacha Polony bedauert, dass die Debatte unter Ausschluss der Männer stattfindet: «Sie haben Angst, an den Pranger gestellt zu werden.» Dass nur sie als sexuelle Ausbeuter vorgeführt werden, wirft die Autorin Marcela Iacub dem Manifest vor. Als Dominique Strauss-Kahn wegen Vergewaltigung in New York verhaftet wurde, verklärte ihn Iacub zum «Opfer feministischer Hysterie». Nach seiner Entlassung aus dem Gefängnis machte sie sich an ihn heran, sieben Monate dauerte ihr Verhältnis: «Du warst alt, warst dick, klein und du warst hässlich. Du warst ein Macho, vulgär, gefühllos, kleinlich, egoistisch, brutal und kulturlos. Und ich war verrückt nach dir.» Vergeblich versuchte der ausgebeutete Mann, das Buch der Philosophin zu verbieten: Es gab keine Zensur für «Belle et Bête».

Noch ist Frankreich für die Liebe nicht verloren, in Paris keimt die Revolte der wahren Emanzipation. Der Krieg der Geschlechter ist noch lange nicht zu Ende. «Erst wenn sich Sauen und Eber gleichberechtigt belästigen», weiss Marcela Iacub, «wird die sexuelle Freiheit möglich». ○



Catherine Millet.



Marcela Iacub.

FOKUSKMU

Die Sendung für Wirtschaft & Gesellschaft

Deshalb braucht es auch die private Spitex

ab Montag, 22. Januar 2018,
täglich um 17.35 Uhr

auf diesen Sendern:






und unter:
www.fokus-kmu.tv



Unverzichtbares Erlebnis: Panoramablick auf das heutige Berchtesgaden.

Die bösen Berge von Berchtesgaden

Es ist eine der schönsten Gegenden Europas. Doch wie Giftmüll wirkt die deutsche Geschichte nach. Kann man Urlaub machen, wo Hitler einst seine schlimmsten Verbrechen plante?

Von Matthias Matussek

Tatsächlich böse beginnt das, mit ganz bösen Kopfschmerzen. Was irgendwie logisch ist, hier im Schatten des Obersalzbergs, wo «der selbsternannte Führer» – an dieser Stelle und im Folgenden müssen die Anführungszeichen die mokant lächelnden Mundwinkel der deutschen Nachrichtenmoderatorin Marietta Slomka ersetzen –, wo also der «grösste Feldherr aller Zeiten, auch bekannt als Gröfaz», residierte, seine Massenmorde plante und vor seinen «ihm ergebenden Vasallen» vom «Raum im Osten» schwadronierte – oder was der Jargon spöttisch überlegener Heftigkeit so hergibt. Hier kann man nicht so tun, als sei es eine ganz gewöhnliche Wintersportgegend.

Kurz, mir schwirrt die Birne. Wir befinden uns 600 Meter über Meer, am Ziel werden es 1000 Meter sein: thermisch und aktinisch reizmässiges Hochgebirgsklima, Föhne. «Aktinisch» hat was mit Strahlungen zu tun. Mit bösen Strahlungen.

Also rein in die erstbeste Apotheke in Berchtesgaden, Thomapyrin gegen den Faschis..., äh, die Kopfschmerzen. Apropos, viele Touristen kommen sicher auch deswegen, oder?

Die Apothekerin lächelt müde, gleich Feierabend, klar, das ist die Sensation des Ortes. «Wir Deutschen sind mal wieder an allem

Aber was stimmt denn nun? Furchtbar schlimm oder alles halb so wild?

schuld.» Hoppla! Wie ist diese Dame denn drauf? Wenn die Antifa dies wüsste! Wir Deutschen sind eben doch auf dem Weg zu einem neuen Faschismus!

Frau Fendt stammt nicht aus Berchtesgaden. Sie ist in Frankfurt aufgewachsen und erzählt von ihren Grosseltern, die in Frankfurt waren zur schlimmen Zeit. «Denen ging's nicht so gut

als Juden», flüstert sie – um Gottes willen, «nein, nein», sagt sie lachend, «es ging alles gut» – puh!

Aber was stimmt denn nun? Furchtbar schlimm oder alles halb so wild?

Zimmerlektüre «Connection to Paradise»

Verwirrend, und schon kommen Zweifel. Wollte sie mich auf den Arm nehmen, weil hier jeder den gleichen alten Mist fragt? Oder nur stochern, welche Antwort dem Kunden am besten gefällt, in diesem Fall dem Journalisten? Hinauf auf den Berg! Mein Zimmer im «Kempinski» auf dem Obersalzberg habe ich mit Blick gebucht, nicht ins Tal, sondern auf den dunklen Hügel auf der Rückseite, den Kehlstein, wo Hitler seinen Tee nahm. Rechts unten die überwucherten, von Auge kaum erkennbaren Ruinen des Berghofes, der ein gutes Viertel der Amtszeit «des rassistischen Volksbeglückers» (Slomka-Mundwinkel) Führerhauptquartier war. Das Hotel steht auf den Bunkern, die sich Göring in den Felsen hauen



liess, links davon war Bormann, Hitlers engster Mann, die Kanaille.

«Darf man das?», würde unser Lehrer in der Münchner Journalistenschule vor vierzig Jahren, ein berühmter Boulevard-Hund, mit köstlich gespielter Besorgnis gefragt haben. Oder deutlicher im Slomka-Sound: «Urlaub machen dort, wo Adolf Hitler den Völkermord plante?»

Heftig umstritten war der Hotelbau, der hier unter der Regie der Interconti-Gruppe 2005 fertiggestellt wurde. Die Architekten sprachen von zwei grossen Vogelschwingen, die *Süddeutsche Zeitung* (SZ) nannte das gläserne Halbbrund einen «Kuhfladen», nach dem Motto: «Was mit Nazis in Berührung gebracht werden kann, muss buchstäblich Scheisse sein.»



Thermisch und aktinisch reizmässiges Hochgebirgsklima: Hitler (M.), Besuch aus Japan im Berghof, 1941.

Der Publizist und Moderator Michel Friedman (wer sonst?) beklagte die Sache als «geschmacklos» und als «Enthistorisierung des Ortes», und die daraufhin historisch hochsensibilisierte Reporterin des *Hamburger Abendblattes* «zuckte zusammen», als sie durch die grosse Panoramascheibe des Hotels blickte, weil sie sich angelesen hatte, dass Hitlers Berghof ebenfalls Panoramafenster aufwies.

Der damalige Bürgermeister der 7000-Seelen-Gemeinde dagegen nannte es einen «ganz wichtigen Eckpfeiler für die Entwicklung der

Natürlich sind seine Leute über die Vergangenheit gebrieft, falls Gästefragen zu beantworten sind.

Gegend» und hoffte, dass berichtet werde, «dass Berchtesgaden seine Vergangenheit bewältigt hat».

Den Gästen – man setzte auf Kongresse und ausländische Interessenten – wurde der 600-Seiten-Buch-Ziegelstein «Die tödliche Utopie. Bilder, Texte, Dokumente, Daten zum Dritten Reich» aufs Zimmer gelegt, aber der Betrieb kam kaum auf Touren, ein Fluch schien auf ihm zu liegen wie auf dem düsteren Hotel in Kubricks Horrorklassiker «Shining», in dem Jack Nicholson durchdreht.

Der Betrieb schrieb bald – bei einer Belegung von nur 53 Prozent – Millionenverluste, wie die SZ (entschiedener antifaschistischer Gegner des Projekts) bald triumphierend berichtete. Mit Nazikram wird man nicht reich, nicht mehr, Gott sei Dank.

Vor drei Jahren übernahm die Kempinski-Gruppe das Hotel.

Zu meiner Verwunderung stelle ich gleich fest: Auf meinem Zimmer keine Aufklärung, kein Geschichtsunterricht, sondern das Luxusreisen-Journal «Connection to Paradise» (Malediven, Emirate), die neue Mercedes-Hochglanzbroschüre «Driving Performance» und «The Kempinski Experience». Mit einem Wort: die totale Vergangenheitsbewältigungsverweigerung! (Slomka in meinem Kopf lächelt mokant, Friedman fühlt sich im Recht wie immer, und ich staune gerade über die deutsche Ingenieursprache, die solche zusammengeschraubten Endlosörter erlaubt, das hat schon fast finnische Ausmasse.)

«Zu kosmopolitisch»

Doch als ich Hotelchef Werner Müller in der gemütlichen Kaminbar mit Blick auf den Watzmann zur Rede stelle, bleibt der komplett ungerührt: «Wir sitzen hier in der schönsten Ecke Bayerns», sagt er mit seinem gerade mal 38-jährigen, geschichtsunschuldigen Optimismus. Als erste Massnahme hat er die schwarzen Interconti-Monturen gegen Trachten und Dirndl getauscht und den dunkelbraunschwarzen Boden aufhellen lassen. Natürlich sind seine Leute

über die Vergangenheit gebriefft, falls Gästefragen zu beantworten sind.

Würde er die AfD hier tagen lassen? «Nein.» Schnelle Antwort, langes Lächeln. Und die CSU? «Na klar.» Ist das nicht ungerecht? Schliesslich ist die AfD auch eine demokratische Partei! Er antwortet, eine Spur gelangweilt: «Was ist schon gerecht im Leben?»

Er ist Profi und kennt die deutschen Tretminen. Er hat das Hotel in die Gewinnzone geführt, darauf kommt es an. Glaubt er, dass ein neuer Hitler bei uns möglich ist? «Dazu sind wir ja wohl alle zu kosmopolitisch heutzutage.» Glaub ich auch, eigentlich. Im Internet hätte der «Fööhrer» keine Chance, so viel ist mal klar.

Neugierige Siegerblicke der Amerikaner

Dann verweist er auf das Dokumentationszentrum (DZ), das 500 Meter Luftlinie entfernt liegt, im Schnee, wie eine luftige Improvisation, Leichtbauweise, dort wird die Hitlerei beschworen, um sie zu entsorgen. Daneben eine grosse Baustelle, es wird erweitert, rund 170 000 Besucher pilgern jährlich hierher, gedacht war es für 3000.

Bereits in den fünfziger Jahren, noch zur Zeit der U.S. Army, kamen amerikanische Touristen zuhauf hierher, um neugierige Siegerblicke auf die komplette moralische und militärische Niederlage der Deutschen zu werfen. Nun werfen die Deutschen selber ihre Siegerblicke auf die früheren Generationen, der Antifaschismus wächst nach dem Motto von Johannes Gross: «Je weiter das Dritte Reich zurückliegt, desto stärker wird der Widerstand gegen Hitler und die seinen.» Und das war bereits vor zwanzig Jahren so. Ja, der Antifaschismus ist zur Staatsliturgie geworden, und mir scheint er so ritualisiert und automatisiert wie in der DDR, besonders seit der Flüchtlingskrise, und wie in der DDR wuchs er zu einem Crescendo und überdröhnte die programmatische Leere und Ratlosigkeit der Regierung und ihrer angeschlossenen Institute.

«Eine Beschränkung der Besucherzahlen», so die Fachleute des Dokumentationszentrums, «würde nur der Mystifizierung zuarbeiten» (ich sehe den Friedman in meinem Kopf nicken). Da die Erweiterung einen Durchstich zum Tunnelsystem erfordert – die Einbindung des Bunkers sei «zwingend nötig», sagten die Fachleute des DZ –, schiessen die Kosten nach oben, von geplanten 14 Millionen auf 21 Millionen Euro. Zwingend nötig wegen des Erlebnisfaktors.

Allerdings: Bedient man damit nicht den deutschen Kryptofaschisten mit einer Pilgerstätte?

Die Dialektik der Erinnerung. Die Devise wäre: «Ja, erinnern, aber nicht zu heftig». Schwierig, diese Erinnerungskultur, eine Gratwanderung, ein Fall für Homöopathen. (Ich höre, wie Slomka der spöttische Halbsatz «Garantiertes Bunkerfeeling für Ewiggestri-

ge» aus den mokanten Mundwinkeln fällt, Friedman denkt nach.) Das Zentrum besteht aus zwei Etagen, jede vielleicht 25 Schritte lang, die obere ist die spannendere, weil sie der Gegend gilt und in einem Film Zeitzeugen zu Wort kommen lässt.

Johanna Stangassinger erzählt, wie Hitlers Bormann das idyllische Bergbauerndorf mit Pensionen für Städter wie Hitler in den «Führersperrbezirk» verwandelte. Der Ankauf der umliegenden Höfe und Häuser wurde als Raubzug betrieben. Bormann liess die Dächer von den Häusern reissen, damit es reinregnete. Wer sich querstellte, dem drohte er mit dem KZ Dachau. Etwa Johann Brandner, der mehr Geld für seinen Kiosk wollte, als ihm angeboten wurde. Er sass von März 1937 bis Mai 1939 im KZ. Im Januar 1945 fiel er als Soldat.

Unter den überglasten Ausstellungsstücken finden sich viele Reichsadler auf vergilbtem Papier: Akten, mit zerlaufenden Buchstaben und Farbbandfehlern, gespickt mit scheinlegalen Boshaftigkeiten und amtlich gestempelten Morddrohungen.

Aber dann auch die Bilder von verzückten jungen Frauen und Mädchen, die hinaufpilgerten.

Die Dialektik der Erinnerung. Die Devise wäre: «Ja, erinnern, aber nicht zu heftig».

Hitler war der (offiziell unbeweibte) Messias, ein Superstar, vor allem bei den Frauen, die wie Reliquien jene Kieselsteine aufhoben, über die der Diktator gewandelt war. Eva Braun wurde zur geheimen Verschlussache, und sie verstand es.

Illustrierte zeigten den einsamen Führer, der mit seinem Volk verheiratet war, Hitler mit Schäferhund, darunter, wie aus einer frühen *Bravo*: «Als böse Menschen ihn in seinem Innersten treffen wollten, vergifteten sie seinen Lieblingshund. So kämpft die Gemeinheit gegen einen guten Menschen.»

Im Untergeschoss des DZ dann das Grauen der Vernichtung, das jedem Deutschen bekannt ist. Nackte, zusammengedrückte Menschen, Mütter mit Kindern, Leichenberge und Himmlers Zynismus vom Juni 1942: «Die Völkerwanderung der Juden werden wir in einem Jahr bestimmt fertig haben; dann wandert keiner mehr.»

Das, lieber Jakob Augstein, war der Faschismus. Hat dir Stiefvater Rudolf nie davon erzählt?

Oder der Volksempfänger für Führerreden und Marschmusik, den Goebbels so billig haben wollte, dass er konkurrenzlos in jede Wohnung kam.

Das war die Nazi-propaganda, das war die «Medienaffinität» jener Tage, lieber Irokäse Sascha Lobo und alle anderen Komfortzonen-Quatschköpfe und denunziationsbereiten Medienwichtel. Habt ihr nie aufgepasst in der Schule? Wie kann es sein, dass von der jahr-

zehntelangen Dauerberieselung so wenig an Kenntnis der faschistischen Wirklichkeit hängen blieb, dass sich unsere Schneeflockchen kaum einkriegen vor schnatternder Kampfbereitschaft gegen unseren «Alltagsfaschismus», der angeblich wieder um sich greife?

Und erst recht: Wie kann es sein, dass sie sich in der Flüchtlingskrise schützend ausgerechnet vor Immigranten aus islamo-faschistischen Regimes stellen, mit deren tatsächlich antisemitischer Staatsdoktrin?

Am Ausgang frage ich die Kassiererin: «Glauben Sie auch, dass wir im Faschismus leben?» – «Nun», sagt sie, «es gibt da wieder so gewisse Bemerkungen ...»

Tatsächlich: Ein paar Tage zuvor hat ein gewisser Jens Maier von der AfD über Boris Beckers Sohn Noah als einen «kleinen Halbneger» getwittert, was bewies, was jeder weiss, dass es auch Idioten gibt.

Das politische Deutschland war im Ausnahmezustand, inklusive AfD-Chef Jörg Meuthen. Noah klagte, der deutsche Richterbund nannte die Sache einen «unerträglichen» Vorfall.

Und Boris Becker schrieb in einem ausführlichen «Essay» in der *Welt am Sonntag* darüber, dass er sich für eine Illustrierte mit seiner damaligen schwarzen Ehefrau Barbara Becker ausgezogen habe, um über den Rassismus zu diskutieren, und dass sich seitdem nichts geändert habe. Ja, es sei schlimmer geworden, trotz seiner Nackt-Titelgeschichte, besonders seit die AfD Mitspiele, und er verlangte, dass man auf die Strasse gehen solle, in Deutschland, in den USA, auf der ganzen Welt!

«Wie die Pyramiden in Ägypten»

Diese idiotische Bemerkung eines AfD-Deppen also soll der Beleg für ein wiedererstarktes Nazitum sein? Spricht die kollektive Erregung nicht genau für das Gegenteil?

Die zweite Kassiererin bemerkt mein ungläubiges Staunen. «Die Nazis, das ist wie die Pyramiden in Ägypten, das kriegen die auch nie los.» Womit sie recht hat, auf ihre Weise. Obwohl ich nicht das Geringste gegen Pyramiden hätte.

Aber wie kann man von allen umarmte Migranten, darunter viele Antisemiten, mit den verfolgten Juden vergleichen? Welcher Hütchenspielertrick ist da am Werk? Und wie die grenzenlose Langmut, die unsere rechtsstaatlichen Organe den Flüchtlingsströmen entgegenbrachten und -bringen, mit der brutalen staatlichen Einschüchterung jener Elenen damals durch die Diktatur? Ja, wie die Erschiessung von nackten Frauen und Kindern und die reale Existenz von Massengräbern auch nur entfernt mit unserer Willkommenskultur verwechseln?

Und wie kommt der Arzt und Aktivist Thomas Nowotny von der selbstgegründeten «Bayerischen Ärzteinitiative für Flüchtlingsrechte» dazu, Menschenketten um Abschiebe-



Fackeln der Aufklärung: Berchtesgaden, im Januar 2018.



Tatortbesichtigung: wo früher der Berghof stand.

einrichtungen zu organisieren und diese Abschiebungen von rechtsstaatlich abgelehnten Asylbewerbern und Gefährdern als «Menschenhandel in grossem Massstab» und als «Massendeportation» zu bezeichnen – sind das nicht die Massstäbe ins Irre verrutscht?

Nachts stehe ich auf dem Balkon und rauche im Schneegestöber (hier erlaubt) und starre auf den dunklen Kehlstein, dann in Richtung böser Berghof.

AfD leicht unter dem Bundesschnitt

Strahlen diese Trümmer dort im dunklen Wald immer noch, ist da schwarze Magie im Spiel? Sind wir Deutschen nur mühsam überpinselt, und bin ich der einzige Geisterfahrer, der das nicht wahrhaben will?

Da gibt es nur eines: entschlossene Recherche. Am nächsten Vormittag grüsst der weisse Watzmann unter einem strahlend blauen Himmel, was für ein grandioses Naturorchester, der Hohe Göll, das Steinerne Meer, der Hochkalter, das funkelt und türmt sich in den Himmel und fällt schroff in die Tiefe, und ich bin auf dem Weg nach Berchtesgaden hinunter.

Darf man diesen Blick hier, den auch Hitler genoss, schön finden? Oder, um mit Adorno zu fragen: Darf man nach Auschwitz noch Gedichte schreiben?

Politisch scheint Berchtesgaden wie jede andere Gemeinde aufgestellt. Zur letzten Bundestagswahl verlor die CSU hier knapp 11 Prozent, die AfD kam auf 11,5 Prozent und blieb damit leicht unter dem Bundesschnitt.

In der Marktstrasse mit ihren Fachwerkhäusern und Lüftlmalereien auf den Fassaden, einer Fussgängerzone, treffe ich auf zwei alte Damen vor dem Geschäft «Der schöne Tisch». Blauer Wintermantel mit Halstuch die eine, die andere in Beige mit einem faltenreichen Wettergesicht.

«Haben Sie den Führer noch erlebt?» «Ja freilich», sagt die Blaue, die Brandner heisst, mit Vornamen Linde, «von Ottolinde», so waren die Namen damals. Hinaufgepilgert sind sie als Mädchen, «alle in Weiss, Blumen homma dabeighobt», und dann riefen sie vor sei-

nem Haus: «Adolf Hitler, Ostmarksohn, komm heraus auf den Balkon», so Linde, in seliger Erinnerung lachend und gleichzeitig den Kopf schüttelnd, und die andere, Elisabeth, nickt. «Der war doch so, wie man heut diese Popstars bewundert.»

Hier würden unsere Antifa-Idioten sich triumphierend zunicken: «Ham wir's doch gewusst.» Ob die beiden Damen glauben, dass es noch einmal in Deutschland zu einem Faschismus kommt? «Ach i wo», sagt Linde, «das waren doch Hungerzeiten damals, da war der Hitler doch a Messias, und du», sie wendet sich ihrer Gefährtin zu, «dein Vater war ja im Krieg blieb'n, da bist du sechs gwen, und ihr hobst ja a nix ghobt.»

«Wenn ma bedenkt, jetzt homma siebzig Joar Frieden», sinniert Elisabeth, und ich denke an unsere schreibenden Villenbesitzer, die unglaublich geistreich den Faschismus in jedem «gezielten Ausrutscher» des AfD-Politi-

«Wenn ma bedenkt, jetzt homma siebzig Joar Frieden», sinniert Elisabeth.

kers Alexander Gauland wittern, ja, es scheint mir, als beugten sich im Moment unsere Staatssender, unser ganzes Land wie ein Arzt über die beiden, um nach verdächtigen braunen Herztönen zu lauschen, machten Röntgenbilder und Sprachanalysen, das Steckenpferd der Nation: Nazis aufspüren.

Ich schäme mich ein wenig. Sie kommen vom Friedhof, der «sche wiede hergricht is, mit da Tafel vo de Gfoinan aus Berchtesgodn», und ich denke, wie sehr haben die beiden alten Damen bezahlt für ihre Schwärmerei als Backfische, was haben sie erlitten und wiederaufgebaut mit ihren Familien, und ich denke an die gnadenlose Popkolumnistin Sibylle Berg auf *Spiegel* online, wie sie in ihren Kolumnen Alte verwünscht und bei schreienden Babys an Abtreibung denkt, und an all die besserwisserischen jungen Antifa-Gröler mit ihrem Nazikonfetti wie Georg Diez, ebenfalls *Spiegel*

online; sollen die über die Lebensleistung dieser beiden den Stab brechen dürfen?

Verabschiedung mit Handkuss

Nazikonfetti übrigens, das sich jeder greifen kann, wenn ihm danach ist, ob Erdogan oder die griechischen Schuldenmacher oder der junge Türke auf dem Schulhof, der es einer blonden Schülerin entgegenwirft.

Ich verabschiede mich mit Handkuss, wieder kichern beide, backfischhaft.

Nur ein paar hundert Meter weiter liegt das Schloss, rosa getüncht, gleich neben der doppeltürmigen Stiftskirche mit ihrem Kreuzgang aus dem Morgendämmer der grossartigen christlichen Aufklärung des 13. Jahrhunderts mit Thomas von Aquin, mit heiligen Ekstatikern wie Franziskus, mit Ordensgründer Dominikus und Mystikern wie Meister Eckhart.

Was für ein schöner, ruhiger Ort mit seinen gedrehten Säulen mit den kleinen Kapitellen, teils korinthisch, teils lasttragende verzierte Kämpferkapitelle – merkwürdige Mischwesen, eine Meerjungfrau, ein Orpheus mit Reh, halb heidnisch noch.

Augustiner haben hier ihr Kloster gehabt, das reich wurde, denn die Zweitgeborenen der Adelsfamilien wurden Mönche. Darüber hinaus hatte Kaiser Barbarossa in einer Goldenen Bulle die Lizenz zum Forsten und zur Schürfung nach Salz erteilt.

Ja. Berchtesgaden ist tatsächlich älter als die Trümmer auf dem bösen Berg, etwa tausend Jahre älter.

Neben der Stiftskirche lehnt sich nach mehrmaligem Klingeln ein silberhaariger Schwerathlet aus dem Parterrefenster. Herr Brandner war Kunsthändler. Passt. Hier heissen offenbar alle Brandner. Wie lebt es sich in einem Haus von 1532, einer kurfürstlichen Wohnung?

Und vor allem, wie fragt man, ob einer Faschist ist? Vielleicht so: Ist er nicht auch der Meinung, dass mit dem Faschismusgerede mal Schluss sein muss?, also die Höcke-Nummer. «Das ist doch alles Quatsch», sagt er zweideutig. Er ist Journalisten gegenüber skept-

tisch, mit Recht, wie ich gerade beweise. «Den Höcke haben sie ja gerade gemobbt.»

Tatsächlich, ein Trupp junger Antifaschisten unter der Leitung eines Schweizers, der zuvor zur Tötung des *Weltwoche*-Chefredaktors aufgerufen hatte, hatte dem Höcke Stelen wie die des Holocaust-Denkmal in den Nachbargarten gestellt und gebastelte Überwachungskameras in die Bäume gehängt und eine ultimative Entschuldigung gefordert. Die Hilfsrichter nannten sich «Zentrum für politische Schönheit», Zynismus war kein Nazi-Monopol.

«Nie wieder. Schon wieder. Noch immer.»

Kurz noch einen Blick auf den Bahnhof werfen, den die Nazis mit romanischen Rundbögen und plumpen Säulen für Staatsgäste (Chamberlain, Mussolini) und Wallfahrer ausgebaut hatten. Auf der Fahrt zurück zum Hotel auf Radio Bayern 2 die «Jüdische Viertelstunde». Wir schreiben den 18. Tewet des Jahres 5778 im jüdischen Kalender und erinnern uns an Herzls Vision vom Judenstaat vor hundert Jahren. Eine grosse Hoffnung auf einen Flecken ohne Feindschaft: Wie sehr sie nur getrogen hat! Dann einer der Ausstellungstipps, wie sie für die staatlich geförderte Antifa-Liturgie so typisch sind wie die regelmässige Schutzimpfung an Schulen: «Nie wieder. Schon wieder. Noch immer. Rechts-Extremismus in Deutschland seit 1945.» Eine der Ausstellungen, deren Besuch wie der von KZ man allen neuen Deutschen, allen Asylanten, den «importierten Antisemiten» (Jens Spahn) dringend anraten, ja zur Pflicht machen sollte.

Abends um 21 Uhr steht eine Fackelwanderung an, unter Leitung von Manuel, dem «Activity-Manager» in Lederhosen. Selbstverständlich finde ich mich ein. Jetzt drehen wir die Naziromantik mal um! Jetzt rücken wir dem bösen Berg mit unseren Fackeln zu Leibe, denen der Aufklärung.

Eine nette Gruppe findet sich in der Dunkelheit vor dem Hotel ein: eine Mutter mit ihrer Tochter aus München, ein Scheidungsvater mit Sohn aus dem Hessischen, ein junges Pärchen aus Hamm, ein paar Russen, die Frauen im Glitter-Look mit Pelz – rund zwanzig Leute. Ich schlage vor, dass wir rufen: «Hey, du alter Geistersohn, trau dich raus auf den Balkon», und ernte Unverständnis.

Schön und tatsächlich romantisch, diese Fackeln in der Nacht. Ich frage den Vater nach der Bunkeranlage, die er besucht hat. Er fand sie beklemmend, sein Sohn gab sich abgebrühter, eben wie ein zwölfjähriger Junge, der eine Geisterbahnfahrt hinter sich hat. Allerdings bleiben wir oberhalb der Hitlertrümmer auf dem bösen Berg, etwa dort, wo Speer sein Atelier hatte und die Sommerfrischen von Clara Schumann und Sigmund Freud standen. «Vielleicht hat er deshalb so eine beschissene Laune gehabt, weil er auf seinem Nordhang nicht so viel Sonne abgekriegt hat», vermutet der Vater noch frivol. (Eine spätere Recherche



«In der schönsten Ecke Bayerns.»

bei einem Immobilienhändler ergibt, dass der Obersalzberg zwar Nachfragen hat, aber nicht mehr als andere Gebiete. «Hanglagen gehen ohnehin schlecht.»

Und dann öffnet sich der Wald auf einer Lichtung am Bergrand, und in der Ferne im Tal funkeln die Lichter Salzburgs wie die Kristalle des dort beheimateten Swarovski.

Auf dem Rückweg komme ich mit Manuel ins Gespräch, der hier in die Christophoruschule ging. Wir sprechen über die Vergangenheit und über Michel Friedman, der «so einen Fackelzug sicher unmöglich finden würde». Aber wieso sollte man sich ein so harmloses Vergnügen ersparen? Ich beruhige ihn. «Solange du nicht «Autobahn» sagst, ist alles in Ordnung.»

In den Trümmern des Berghofs

Am nächsten Morgen ist mir klar: Es lässt sich nicht weiter aufschieben, ich muss dahin, wo alles noch nachzuglühen scheint: zu den Trümmern des Berghofs, danach in den Schacht, in die Tiefe. Von Hitlers Berghof steht

Schliesslich hebt er seinen Sohn hinauf zur Lüftungsöffnung knapp unter der Decke.

gerade noch eine überwucherte Stützmauer. In frühen Tagen hatten hier Gespenstergestalten noch Blumen abgelegt, jetzt ist nichts mehr zu sehen. Aber das oberhalb liegende «Hotel Garni zum Türken Pension» bietet das «unverzichtbare» Erlebnis, die Tatortbesichtigung, die «Bunkeranlagen mit Gefängnissen und Schiessscharten des Reichssicherheitsdienstes».

Bereits 1943 wurde mit ihrem Bau begonnen, das Regime begann offensichtlich früh, am Endsieg zu zweifeln, und es gehört sicher zu den schöneren historischen Pointen, dass Hitler und seine Oberhenker den Tod in Berlin suchten, während die Berchtesgadener, Frauen wie Linde und Elisabeth vom Marktplatz, in diesen Anlagen Schutz vor den Bombardements der Amerikaner in den Apriltagen 1945 fanden.

Eine schmale Wendeltreppe führt gleich nach dem Drehkreuz am Eingang spiralenförmig in die Tiefe, wie ein begehbarer Bohrer in die schmutzigen Geheimnisse der deutschen Seele, ins Unterbewusste und Verdrängte.

Rohes Ziegelwerk. Auf einer ersten Etage die Gitter von Gefängniszellen. Danach eine steile Treppe hinab wie ein Sturz.

Die Schiessscharten unten sind so angelegt, dass die Maschinengewehre sie zur Gänze bestreichen können. Aufenthalts- und Schlafräume der Leibstandarte, leere Höhlen. Und ein Gang, der vor einem zugemauerten Türrahmen endet. Rechts daneben ist in schwarzen kapitalen Druckbuchstaben gepinselt: «HINTER DIESER ABGEMAUERTEN TÜR [mit Pfeil] BEFINDEN SICH DIE EIGENTLICHEN RÄUME HITLERS, EVA BRAUNS, DR. MORELLS SOWIE DER ZUGANG ZU HITLERS HAUS.»

Einer versucht, durch einen Putzschaden hoch oben ins Dunkle zu schauen, einen Blick ins *Nichts* zu werfen.

Schliesslich hebt er seinen Sohn hinauf zur Lüftungsöffnung knapp unter der Decke. Der meldet nach unten: «Ich seh' gar nichts, Papa!»

Ist da wirklich ... *nichts*?

Ist er tot?

Ist der Spuk vorbei?

Meine Kopfschmerzen setzen wieder ein. Wieder oben, erstehe ich in einer Geste der Hilflosigkeit ein Buch über die Anlage, das ich nie lesen werde, wie einen Ablasszettel. Da unten hinein wollte sich diese Rattenbrut zurückziehen und noch ein paar letzte Opferwillige verfeuern? Mir ist schwindelig, kotz-übel. Die verdammten Treppen!

Am nächsten Tag steht das Weltcuprennen im Rodeln an. Auf dem Weg zur Bahn am Königssee nehme ich einen Anhalter mit, einen kleingewachsenen Engländer, Mark Andrews, der ebenfalls hier in den siebziger Jahren zur Christophoruschule ging. Er wohnt jetzt im schönen Devon. «Ihr Deutschen habt vorge-macht, wie das geht mit der Vergangenheit, da können sich die Ungarn und andere Länder, die keine Flüchtlinge aufnehmen wollen, was abschauen.»

Ich gebe auf. Ich will einfach nicht mehr drüber reden müssen.

Am schönen Königssee, auf dem Weg zur Eisbahn, passiere ich das Museum «Romy-Schneider-Ausstellung». Sissi hat hier elf Jahre ihrer Kindheit verbracht. Damals half Kitsch zur Verschliessung der Wunden und moralischen Verwundungen. Keine bösen Berge mehr, der glitzernde Watzmann, der Steg über den spiegelnden See, die Glühweinstände, die Souvenirs und Tirolerhüte, die Semmelknödel.

Vor allem aber die harmlosen Siege, die der Sport bietet: Zwei Berchtesgadener gewinnen die Rennen, im Eiskanal huschen sie wie wischende Phantome unter mir vorbei. Ich fühle mich besser. ○

Gedanken aus einem Dreckloch

Und wieder toben Empörungswellen durch die Medien. Man entrüstet sich, dass der US-Präsident angeblich «Drecklöcher» «Drecklöcher» nannte. So geht es eben, wenn Journalisten an der Wirklichkeit, von der sie nicht gestört werden wollen, vorbeischieben. Von Mario Widmer

Ich bin zurzeit in Bangkok. Zum Golfen. Bangkok hat 72 Golfplätze. Und einige der besten Hotels der Welt. Seine Restaurants sind kaum zu übertreffen.

Mein Hotel liegt in einem der «Scheisslöcher» Bangkoks. An der Sukhumvit Road. An einer Strasse, die ebenso gut in jedem anderen Scheissloch dieser Welt sein könnte. In Haiti. San Salvador. Manila. Kingston. Kinshasa, Mombasa. In den Slums von Rio, São Paulo. Auch in New York, in Los Angeles gibt es *shit-holes*. In Mumbai, ehemals Bombay, in Kolkata, ehemals Kalkutta, ebenfalls.

In meinem Hotel, dem «JW Marriott», hat es sechs oder sieben Restaurants. Drei von ihnen sind Weltklasse. Ein Steakhouse, mit Wagyu-Fleisch selbstverständlich – von diesen mit Bier und Mais gefütterten Rindern, jeden Tag ihres kurzen Lebens liebevoll massiert – dekadent, natürlich. Das chinesische Restaurant, «Man Ho»: ein Riesending. Der Chef zelebriert mit Stolz mein Lieblingsgericht. Snowfish, in XO-Sauce gesteamt auf Chow Fun, dazu gedämpfte Reissnudeln mit Chili und den Gewürzen aus allen *shit-holes* dieser Welt. Und ein eiskaltes Bier.

Unfreundlich, aber die Realität

Das japanische Restaurant, «Tsu Nami». Mit Wellen an der Wand, Tsunami. Eigentlich sind es vier Restaurants in einem. Teppanyaki, am grossen Tisch auf der heissen Platte zubereitet, Robotayaki, kurz Robata, sanft auf Holzkohle gegrilltes Fleisch, das auf der Zunge vergeht, eine Sushi-Bar mit vier Weltmeistern dahinter, natürlich auch für Sashimi. Dann das klassische japanische Restaurant, da wird die ganze Arroganz Japans vorgeführt. Ein *gaijin* wird sie begeistert geniessen, verstehen wird er sie nie. *Gaijin* bedeutet «Fremder», gleichzeitig ist es die Bezeichnung für einen Bastard. Rassismus, Diskriminierung. Natürlich. Doch Japan ist auch nicht mehr, was es war. Im «Tsu Nami» ist Knoblauch überall dabei. Für die alten Japaner waren die Koreaner «Knoblauchfresser» oder einfach «stinkende Untermenschen». Unfreundlich, aber so war die Realität.

Im «JW Marriott» Sukhumvit musst du das Hotel nicht verlassen, eigentlich ein idealer Ort für heutige Journalisten. Vom Schreibtisch aus die Welt mit leeren Phrasen belehren oder anlügen. Moralisieren, dass es nur so kracht. Viel-



Leere Phrasen vom Schreibtisch aus.

leicht noch mit der gekühlten Limousine durch das Chaos der grossen Stadt zum nächsten Golfplatz fahren. Mit geschlossenen Fenstern. Der Duft der Wirklichkeit könnte die Meister der klinisch sauberen Selbstbefriedigung wecken. Plötzlich wären sie im Gestank des Lebens, in den *shit-holes* eben. Zwischen bein- und armlosen Bettlern aus Laos oder Kambodscha, die instrumentalisiert von ihrer Mafia, einem ihre in Lumpen gehüllten Babys hinhalten, Huren, Ladyboys, Streetfood, Fäkalien am Boden, wenn du nicht aufpasst – was ist das, Curry oder der scharfe Gestank von trocknendem Urin?

Drinnen bist du bei uns, politische Korrektheit ist die Sprache. Draussen bist du im Leben, mitten in einem *shit-hole*; Scheisse, das ist Teil der Realität.

Warum sehen die Journalisten das alles nicht mehr? Weil sie es nicht mehr sehen wollen und weil sie es nicht mehr sehen dürfen. Es ist zu teuer geworden. Und zu anstrengend. Wer schickt schon seinen Reporter ins «JW

Marriott» nach Bangkok an den Sukhumvit direkt neben dem grössten Puff der Welt im Nana-Plaza-Distrikt? Es ist doch so viel billiger, die Schönredner aus dem keimfreien Davos und aus dem Internet gratis zu zitieren, die da oben gierig den Mainstream nutzen, um ihre Macht mit ihren Lügen zu zementieren oder das Fundament zur nächsten Milliarde zu schaufeln. Es ist billiger und vor allem auch noch ungefährlicher. Der Mainstream entschuldigt jede Dummheit, wer *shit-hole* sagt, wenn er eines sieht, lebt teurer.

Vielleicht ist es Zeit, die Dinge etwas zu verkürzen. Fünfzig afrikanische Uno-Botschafter haben Trumps angebliche Feststellung, es gebe «Dreckloch»-Staaten da draussen, empört quittiert. «Empört» – dass ich nicht lache. Ich kenne alle diese Empörten. Das letzte Mal, als ich sie sah, waren sie wahrscheinlich als Fifa-Delegierte an einem Fifa-Kongress. Sie sind zur Uno gewechselt als Ex-Generäle, Ex-Botschafter oder Regierungsmitglieder aus den *shit-holes* dieser Welt, weil sie bei der Uno weniger Gefahr laufen, im «Baur au Lac» verhaftet zu werden.

Ein bisschen Hoffnung

Und jene, die sich über Trump empören, weil er Drecklöcher «Drecklöcher» nennt, kenne ich auch. Es sind jene, die noch nie in einem der vielen Drecklöcher dieser Welt waren, weil ihr Verleger das nicht mehr bezahlt, nun, da gemeinsame Empörungsmache mit dem Internet doch so viel günstiger ist. Ein bisschen surfen, *wireless*, und schon ist man dabei. Rassismuskeule. Sexismuskeule. Nazikeule. Das sind die News der heutigen Medien. Journalismus war es einst, die Welt zu beschreiben, wie sie ist. Und nicht so, wie man sie gerne hätte. Doch dann kam das Internet. Und die Verleger antworten mit politischer Korrektheit oder indem sie sich der Politik andienen. Was für Dummköpfe, die sich ihr Grab selber schaufeln.

Ich bin kein Fan von Donald Trump. Doch zumindest bringt mir dieser situative Schwindler ein bisschen Hoffnung, dass diese verkrustete Heuchelei von Politik und weltfremden Medien, die sich politische Korrektheit nennt, ein bisschen aufgebrochen wird. Der Journalismus, ein wunderbarer Beruf, der einem die Chance gab, diese Welt zu sehen, zu schmecken und zu riechen, hat eine Hoffnung verdient.

Aus dem *shit-hole* Sukhumvit, Bangkok, grüsst bei einem kalten Heineken und gedämpftem Snowfish auf Chow Fun einer, der auch empört ist.



Mario Widmer ist Journalist. Er war über 30 Jahre lang Sportchef und Chefreporter für *Blick* und *Sonntagsblick*.

Ende einer deutschen Karriere

Schauspielerinnen Silvana Heissenberg war bis 2016 regelmässig in TV-Serien auf RTL und Sat1 zu sehen. Kritische Äusserungen zu Angela Merkel und zu deren Asylpolitik beendeten ihre Fernsehlaufbahn abrupt. Trotzdem will sie sich den Mund nicht verbieten lassen. Von Philipp Gut und Vera Hartmann (Bild)

Es lief ihr so richtig rund. Silvana Heissenberg war in den letzten Jahren Dauergast in deutschen Stuben. In Serien wie «Einsatz in Köln», «Auf Streife», «Die Ruhrpottwache» oder «Hilf mir!» auf den Privatkanälen Sat1, RTL und Vox spielte sie Hauptrollen. 2016 drehte sie praktisch ohne Unterbruch – bis am 12. Oktober ein Kurzbeitrag, er dauerte eine Minute und elf Sekunden, über sie im öffentlich-rechtlichen Sender NDR erschien. Von da an war alles anders: Die Schauspielerinnen wurde zur Persona non grata, praktisch über Nacht verlor sie sämtliche Aufträge. Seither findet Silvana Heissenberg im deutschen Fernsehen nicht mehr statt. Der Grund waren politische Äusserungen über Kanzlerin Angela Merkel und deren Flüchtlingspolitik, die sie auf Facebook und anderen sozialen Medien geteilt hatte.

Wir treffen Silvana Heissenberg in der Lobby eines Zürcher Hotels. Die grossgewachsene Blondine, im Internet auch schon als «Nazi-Hexe» titulierte, schildert ihren Fall nüchtern und ruhig. Aber wenn von Kanzlerin Merkel die Rede ist, erhebt sie ihre Stimme und die Augen verkleinern sich. Es wird abgrundtiefe Verachtung spürbar.

In der Rolle eines Flüchtlings

Dabei war Heissenberg bis im Herbst 2015 «komplett unpolitisch», wie sie sagt. Sie habe früher zwar mitbekommen, dass Helmut Kohl Kanzler war, hätte aber nicht sagen können, wofür seine Partei, die CDU, steht. Diese Polit-Abstinenz änderte sich mit der «Willkommenskultur» von Angela Merkel, die Gesetze und internationale Verträge kurzerhand ausser Kraft setzte und illegale Migranten ohne Prüfung und Kontrolle zu Hunderttausenden ins Land lockte. Sie habe Fernsehberichte über die Flüchtlinge gesehen und sich über deren Verhalten gewundert. «Sie beschwerten sich über alles, sagten, das Essen schmecke ihnen nicht, das Internet fehle und sie hätten zu wenig Taschengeld», erinnert sich Heissenberg. Damals habe sie das erste Mal gedacht, dass etwas nicht stimmen könne. «Diese Unverfrorenheit passte nicht zu dem Bild von den hilfsbedürftigen Bürgerkriegsopfern aus Syrien, welches die Kanzlerin zeichnete.»

Heissenberg versetzte sich in die Rolle eines Flüchtlings – «eine Berufskrankheit» – und stellte sich vor, wie man in einer solchen Situation reagieren würde. Würde man ein halbes Dutzend Länder durchqueren, wenn man schon im Nachbarland sicher ist? Würde man

aggressiv nach grösseren Leistungen durch den Aufnahmestaat rufen? «Nein», sagt Silvana Heissenberg. Die meisten «Flüchtlinge», vornehmlich junge Männer, seien Wirtschaftsmigranten. «Selbstverständlich soll man Kriegsflüchtlingen helfen, aber vor Ort», meint sie. «Man kann nicht ganz Kalkutta nach Deutschland einladen.»

Richtig «explodiert» sei sie dann, als sie von den Übergriffen nordafrikanischer Asylbewerber in der berühmten Silvesternacht 2015/16 in Köln und anderen Städten erfahren habe. «Es reicht», habe sie sich gesagt. Fortan sah sie



«Vor Ort helfen»: Kanzlerin Merkel, 2017.

Ihre Polit-Abstinenz änderte sich mit der «Willkommenskultur» von Angela Merkel.

es als ihre Aufgabe an, Mitbürger via Social Media über die Missstände «aufzuklären».

Sie begann, fast täglich über kriminelle Taten von Flüchtlingen zu berichten, indem sie journalistische Artikel postete und das Geschehen kommentierte. Dabei erhielt sie Zuspruch von unzähligen Followern, geriet aber bald in Konflikt mit den Zensoren von Facebook.

Rausschmiss via Fernsehen

Dreimal sei sie bisher von Facebook gesperrt worden, zum Beispiel für folgenden Kommentar zu einem Artikel der *Westdeutschen Allgemeinen Zeitung*, des grössten Regionalblatts des Landes: «Ein Ehemann und Vater lässt seine Frau und seine Kinder im Krieg zurück und drückt nun auf die Tränendrüse. Dieser Deserteur und Feigling sollte sich schämen und unverzüglich zurück in seine Heimat reisen.» Ein anderes Mal wurde Heissenbergs Account gesperrt, weil sie die Nachricht einer Gruppen-

vergewaltigung durch Flüchtlinge geteilt hatte.

In E-Mails habe sie viele positive Reaktionen auf ihre Interventionen erhalten, so Silvana Heissenberg. Ihrer beruflichen Karriere schaden die Kommentare zum Zeitgeschehen nicht. Im Jahr 2016 wurde sie so viel gebucht wie nie. In Drehpausen plauderte sie manchmal mit Kolleginnen und Kollegen über die Politik. «Die meisten waren gleicher Meinung wie ich.» Eine Regisseurin habe zu ihr gesagt: «Ich finde toll, was du machst. Mach weiter so!» Dies änderte sich auf einen Schlag mit dem Beitrag im «Zapp»-Magazin des NDR vom 12. Oktober 2016 («Die falsche Frau der Woche»). Dabei handelt es sich um einen Zusammenschnitt von Filmszenen, Zitaten und Posts von und mit Silvana Heissenberg, unterlegt durch Kommentare aus dem Off. «Am Freitag gab's bei RTL das hier zu sehen», so beginnt der Beitrag. Eine gute Minute später endet er auch schon wieder. «Das darf ja wohl nicht wahr sein. Das ist ja jetzt wohl wirklich das Allerletzte», sagt Silvana Heissenberg in einer ihrer Filmrollen. Darauf die Off-Stimme: «Finden wir auch. RTL will sie [Silvana Heissenberg, die Red.] übrigens in Zukunft nicht mehr beschäftigen.»

Selten endete eine Karriere schneller. Silvana Heissenberg hatte bis zur Ausstrahlung des NDR-Kurzbeitrags nichts von einer Auflösung ihres Engagements gehört, sie erfuhr davon im Fernsehen. Auf eine längere E-Mail an die Privat-TV-Station erhielt sie keine Antwort. Die Verantwortlichen gingen in Deckung. Der Chef der Produktionsfirma, bei der sie unter Vertrag stand, richtete ihr schliesslich aus, er finde das Ganze auch eine «Riesensauerei», er könne aber nichts tun. Heissenberg sei für alle weiteren Produktionen «blockiert». Das gelte auch für jene von Sat1. Tatsächlich wurde Silvana Heissenberg seither kein einziges Mal mehr von einem deutschen Sender verpflichtet. Sat1 strahlte sogar eine Folge mit ihr nicht mehr aus, die bereits produziert war. *Damnatio memoriae* nannten dies die alten Römer. Löschen der Erinnerung.

Über die politischen Ansichten von Frau Heissenberg kann man sich selbstverständlich streiten. Nicht diskutabel sind allerdings die Methoden des NDR. Der Sender ging äusserst manipulativ vor. Neben dem korrekt zitierten Satz «Ich bin Patriotin» und dem Facebook-Post «Asylmissbrauch stoppen» schieben die Magazinautoren der Schauspielerinnen



«Man kann nicht ganz Kalkutta nach Deutschland einladen»: Schauspielerinnen Heissenberg in Zürich.

die Aussage in den Mund, die Mitglieder der Bundesregierung seien Ratten. Dabei schwenkt die Kamera ganz schnell über einen nur verschwommen wahrnehmbaren, nicht integral lesbaren Text und bleibt dann auf dem Wort «Ratten» stehen. Es entsteht der Eindruck, dies sei ein Zitat von Heissenberg, was die Off-Stimme auch so behauptet («bezeichnet die Bundesminister als «Ratten»»). Das ist falsch. Das Zitat stammt nicht von Heissenberg. Sie hat in Wirklichkeit einen

Es entsteht der Eindruck, dies sei ein Zitat von Heissenberg, was die Off-Stimme auch so behauptet.

Facebook-Post Dritter weitergeleitet, auf dem ein Gedicht von Theodor Körner, Fotos von deutschen Bundespolitikern und der Spruch «Nicht alle Ratten leben in der Kanalisation» zu sehen sind. Doch egal, was Silvana Heissenberg wirklich gesagt hat und was nicht: Das abrupte Ende ihrer Schauspielkarriere am deutschen Fernsehen war damit besiegelt. Die Macher von «Zapp» haben ihr Ziel erreicht.

Schönheitskrone in Miami

Angefangen hatte die Laufbahn mit Modeln. Heissenberg war siebzehn, als sie in den Ferien in Miami spontan zu einem Schönheitswettbewerb in einer Disco eingeladen wurde und diesen zu ihrer eigenen Überraschung gewann. Später präsentierte sie Strand- und Bademode in einem TV-Werbefilm für die Warenhauskette Galeria Kaufhof und stieg 2004 ins Schauspielgeschäft ein. Bei Günther Jauch trat sie einmal als lebendige Barbie-Puppe auf. Fasziniert war sie von amerikanischen Serien wie «Dallas», «Denver Clan» und «Falcon Crest», auch «Derrick» fand sie toll, im Gegensatz zu vielen anderen deutschen Produktionen, bei denen sie die Emotionalität des Spiels vermisst. Ihr Vorbild war Meryl Streep, allerdings reduzierte sich ihre Bewunderung für die Amerikanerin auf das rein Schauspielische, seit diese nach der Wahl von Donald Trump eine «verunglimpfende» Rede auf den US-Präsidenten gehalten habe. Die Schauspielerei bezeichnet Silvana Heissenberg «nicht nur als Beruf, sondern als Berufung».

Ob sie ihren Job eines Tages wieder ausüben können, wird sich weisen. Im Moment lebt sie von Erspartem und einem Erbe – ihr Vater starb 2016 mit 59 Jahren an Herzversagen. Sie hätte gerne Kinder gehabt, erzählt Silvana Heissenberg, aber sie habe ihren «Traummann nie gefunden». Dafür liebe sie ihre kleine Hundefamilie über alles. Mit Kommentaren zur deutschen Politik hält sich die Abgesagte weiterhin nicht zurück. «Jetzt erst recht», scheint ihr Motto zu sein: «Ich lasse mir meinen Mund doch nicht verbieten.» Sagt's und postet munter weiter. ○



Angriff auf die Sehgewohnheiten: Gemälde «Wir daheim» von Georg Baselitz, in Baden-Baden.



Ikone der Woche

Anders denken

Von Rico Bandle

In Hans Christian Andersens Märchen «Des Kaisers neue Kleider» behauptet das nackte Staatsoberhaupt, es trage Kleider. Und die Leute glauben es. In der realen Welt gibt es einen Künstler, der seine Motive auf den Kopf stellt. Und die Leute strömen zu Tausenden in die Museen, Sammler bezahlen Millionenbeträge, Kritiker überschlagen sich mit Lob.

Georg Baselitz, geboren 1938 im Ostdeutschen Deutschbaselitz als Hans-Georg Kern, gehört zu den interessantesten Phänomenen des internationalen Kunstzirkus. Aus der ostberliner Kunstakademie wurde er wegen «gesellschaftspolitischer Unreife» rausgeschmissen. Er flüchtete in den Westen, machte die Ausbildung fertig. Bereits seine erste Ausstellung 1963 war ein Skandal: Zwei Gemälde wurden von der Sittenpolizei beschlagnahmt. Eines davon, «Der nackte Mann» (ein liegender Junge mit übergrössem Penis), wird in der kommenden Ausstellung in der Fondation Beyeler zu sehen sein.

Dann, 1969, begann er die Motive um 180 Grad zu drehen, was ihn weltberühmt machte. Man kann dies als Masche abtun oder als neue Art der Bildbetrachtung preisen, unbestritten ist: Baselitz hatte damit ein unverwechselbares Markenzeichen gefunden.

Sosehr seine Kunst für Stirnrunzeln sorgen mag, ein Hochstapler ist Baselitz trotzdem nicht. Auch wenn er viele seiner berühmten Gemälde in bloss zwei Stunden gemalt hat. In seinem grobschlächtigen Pinselstrich steckt die Naturgewalt eines Mannes, der sich nirgends und niemandem anpassen kann: Jedes Baselitz-Gemälde ist ein Angriff auf die Sehgewohnheiten der Betrachter.

Dass der Künstler auch gedanklich aus der Reihe tanzt, zeigt sich in seinen Interviews. «Frauen malen nicht so gut. Das ist ein Fakt», sagte er einmal. Grund sei ein genetischer Defekt. Nicht bei den Frauen, sondern bei den Männern: «Männliche Künstler sind oftmals an der Grenze zum Schwachsinn, eine Frau sollte das möglichst nicht sein.» Er äussert sich kritisch über Kultursubventionen und nennt das, was an Kunsthochschulen gelehrt wird, «Akademie-Schwachsinn». Die Glorifizierung der multikulturellen Gesellschaft im Kunstbereich lehnt er ab: «Ich beharre darauf: «Bleib weiss und bleib schwarz, bleib Frau und bleib Mann, bleib deutsch und bleib Russe!» Markante Aussagen dieser Art wird es in den nächsten Tagen mehr geben: Für die Ausstellungseröffnung kommt Baselitz dieses Wochenende in die Schweiz.

Georg Baselitz: Ausstellung anlässlich des 80. Geburtstags des Künstlers. Fondation Beyeler, Riehen. 21. Januar bis 29. April

Vögel und Swing

Seit fast fünfzig Jahren behauptet sich Pepe Lienhard an der Spitze des Showgeschäfts. Er stand mit Weltstars wie Udo Jürgens, Frank Sinatra und Whitney Houston auf der Bühne. Privat widmet er sich seinen Vögeln. Besuch beim Ausnahmekünstler. *Von Rico Bandle*

Das sei sein Lieblingsvogel gewesen, sagt Pepe Lienhard bei der Führung durch das Haus. Er zeigt auf ein gerahmtes Foto, das im Gang hängt. Darauf zu sehen ist ein Hornvogel, eine skurrile Vogelart aus den Tropen mit langem Hals und eigenartigem Horn über dem Schnabel. «Er hiess Eddie», sagt der Musiker.

Pepe Lienhard züchtete einst selber Hornvögel, auch Tukane. Damals wohnte er noch im Tessin, in einem Haus mit einem 4000 Quadratmeter grossen Garten, wo er zahlreiche Volieren und ein Tropenhaus installiert hatte. Ein Brand – wahrscheinlich vorsätzlich gelegt – zerstörte einen Grossteil der Anlagen. Die Flammen machten seine erstaunlichen Züchterfolge zunichte. Es war ein harter Schlag für Pepe Lienhard, der sonst im Leben sehr viel Glück hatte, wie er selber sagt. «Aber wenn das Glück kommt, dann muss man auch bereit sein.»

Papagei und zahme Stinktiere

Seit sechs Jahren wohnt Lienhard mit seiner zweiten Frau Christine in Frauenfeld, in einem wunderbar renovierten Riegelhaus aus dem 17. Jahrhundert. Er hat immer noch Hühner und einen Hund, doch im Vergleich zu früher ist das ein bescheidenes Tierinventar. Einst hielt er fünf Katzen im Haus, zwei Hunde, einen frei fliegenden Papagei und sogar zwei zahme Stinktiere. «Ich habe den Hang zum Übertreiben», lacht er, «ob bei den Tieren oder bei der Musik.»

Behalten hat er seine riesige Sammlung an ornithologischer Literatur – er könne sich stundenlang in die Bücher vertiefen – und Hunderte von DVDs mit Tierfilmen, die gleich neben den Musik-DVDs aufgereiht sind. Nebst den Vogelbildern hängen auch Musikplakate an den Wänden: vom letzten Konzert von Udo Jürgens im Zürcher Hallenstadion, von der Swiss Army Big Band unter seiner Leitung in Moskau und – an einem Ehrenplatz – die Ankündigung des Konzerts von Frank Sinatra und Sammy Davis Jr., begleitet von der Pepe Lienhard Big Band 1983 im «Sporting Club» in Monte Carlo.

Nach dem kurzen Rundgang setzen wir uns ins Esszimmer, einen heimeligen Raum mit tiefer Decke, wie üblich in alten Bauernhäusern. Wir reden über die Schlüsselmomente seiner Kindheit, die ihn den Weg zur Weltkarriere geebnet haben. Mit elf Jahren hat er ein Saxofon zu Weihnachten erhalten, das war na-

türlich entscheidend. Es gibt aber zwei weitere Erlebnisse, an die er sich noch bis ins kleinste Detail erinnern kann.

Das erste betrifft Quincy Jones, das Genie des Swing, der später als Produzent für fast alle grossen Hits von Michael Jackson verantwortlich war. Der fünfzehnjährige Pepe Lienhard hatte schon dessen erste Platte «The Birth Of A Band!» (1959) erworben. Nun gab der Meister mit seiner Big Band ein vom Migros-Kulturprozent organisiertes Konzert im Kursaal Baden, unweit von Lenzburg, wo Lienhard lebte. Sein älterer Bruder und er liessen sich die Gelegenheit nicht entgehen.



Erstaunliche Züchterfolge: Pepe Lienhard, 1982.

Lienhard schwärmt von dem Konzert, als habe er es erst gestern erlebt. «Eine solche All-Star-Band zu machen, wäre heute gar nicht mehr möglich», sagt er. Unter den Solisten waren der Trompeter Freddie Hubbard,

«Hazy Osterwald empfing mich im Pyjama und gab mir Noten mit.»

der Posaunist Curtis Fuller und der Saxofonist Phil Woods. «Woods war mein grosses Idol vom Sound her. Das Konzert hat mich umgehauen!» Nach diesem Konzert wusste Lienhard, wo er musikalisch hinmöchte: weg vom heiteren *Old MacDonald Had a Farm*-Dixieland, hin zum Swing und zum raumfüllenden Big-Band-Sound.

Vierzig Jahre nach diesem Konzert machte Pepe Lienhard für und mit Quincy Jones ein

grosses Konzert am Jazzfestival Montreux – ein Höhepunkt in Lienhards Karriere, doch dazu später.

Die zweite Begegnung, die Lienhard prägte, betraf Hazy Osterwald, dessen Sextett damals das Mass aller Dinge unter den Unterhaltungsorchestern war. Mit einem Freund fuhr Pepe nach Arosa, wo Osterwald im Hotel Kulm gastierte. Da für die männlichen Gäste ein dunkler Anzug Pflicht war, borgte er sich den viel zu grossen Konfirmandenanzug seines Bruders.

Osterwald fiel der Junge auf, der so aufmerksam im Publikum sass, und er bat ihn hinter die Bühne. «Er hatte Anzüge in allen Farben, er zog sich ja dauernd um», erzählt Lienhard. «Am nächsten Morgen besuchte ich ihn in seinem Haus. Er empfing mich im Pyjama und gab mir Noten mit, die ich mit meiner Band spielen sollte.» Es war der Beginn einer Freundschaft, die bis zu Osterwalds Tod 2012 hielt.

Endlich eine Big Band

Lienhard stammt aus einer kleinbürgerlichen Familie: Der Vater war Bahnbeamter, die Mutter führte ein eigenes Lebensmittelgeschäft. Nur knapp bestand Lienhard die Matura, dafür schaffte er es bereits mit siebzehn Jahren auf die Titelseite der *Schweizer Illustrierten*: als junger Teilnehmer des Zürcher Jazz-Festivals. Lienhard begann ein Jurastudium, nicht etwa weil ihn das Fach besonders interessierte, sondern weil es als einfach galt. «Ich wollte möglichst viel Musik machen.»

Vier Semester bleibt Lienhard an der Uni, bis ihn 1969 sein Freund und Manager Freddy Burger überzeugt, ganz auf die Musik zu setzen. Das Pepe Lienhard Sextett bespielte die Dancings in ganz Europa. «Anfangs versuchten wir, Hazy Osterwald zu imitieren mit seiner komödiantischen Musikshow. Bis wir merkten: Das können wir nicht.» Lienhards Stärke liegt woanders: bei der musikalischen Qualität, der Disziplin, der Vielseitigkeit. Gute Bands gab es viele, aber nur bei wenigen waren die Musiker dazu fähig, ab Blatt zu spielen. Die Pepe-Lienhard-Band konnte auf jeden Wunsch eingehen, und das erst noch in herausragender musikalischer Qualität. Die Combo war immer pünktlich, frei von Exzessen, hochprofessionell. Und wurde damit immer begehrt.

Im Jahr 1977 erreichte Lienhard mit «Swiss Lady» den sechsten Platz am «Grand Prix d'Eurovision de la Chanson». Insgesamt wurden vom Song mehrere hunderttausend Ton-



«Wenn das Glück kommt, muss man bereit sein»: Bandleader Lienhard, 71, zu Hause in Frauenfeld.



Hang zum Übertreiben: Lienhard (r.) und seine Amateurband, 1967.

träger verkauft, davon 85 000 in der Schweiz – ein heute beinahe unerreichbarer Wert. Und trotzdem entfernte sich Lienhard zunehmend von der kleinen Formation mit eigenen Titeln. Sein Traum war noch immer ein grosses, 12- bis 25-köpfiges Ensemble nach dem Vorbild eines Quincy Jones oder Count Basie. Und dank einer Person konnte er diesen Traum in die Tat umsetzen: Udo Jürgens.

Manager Freddy Burger brachte die beiden zusammen. Jazzer Lienhard hatte Jürgens zuvor für einen gewöhnlichen Schlagersänger gehalten, musikalisch uninteressant. Doch er wurde eines Besseren belehrt. 1977 nahm Jürgens die Pepe-Lienhard-Band mit auf eine Kanada- und USA-Tournee – es war der Anfang einer höchst erfolgreichen Zusammenarbeit, die erst mit dem überraschenden Tod des Sängers am 21. Dezember 2014 enden sollte.

Durch das regelmässige und sichere Engagement durch Udo Jürgens konnte sich Lienhard die kostspielige Grossformation leisten. Die Pepe Lienhard Big Band war aber auch ohne Jürgens gefragt: über viele Jahre hinweg als Tanzband am Wiener, Dresdner und Zürcher Opernball, in Edellokale wie dem «Sporting Club» in Monte Carlo, wo es an der Rotkreuz-Gala zweimal zum Konzert mit Frank Sinatra kam, oder – nicht zu unterschätzen – in den grossen Unterhaltungskisten des deutschsprachigen Fernsehens.

Pepe Lienhard war zu den Glanzzeiten der grossen Fernsehunterhaltung vorne dabei. Ab 1974 spielte die Band live die Titelmelodie und die Zwischenmusik in Frank Elstners ARD-Familienshow «Die Montagsmaler». Ab 1976 war sie zehn Jahre lang Hausband in der

Musiksendung des Schweizer Fernsehens, «Musik & Gäste», präsentiert von Heidi Abel. Und ab 1981 spielte die Pepe-Lienhard-Band jeweils live in «Wetten, dass ...?», der grossen Samstagabendshow, die im deutschen, österreichischen und Schweizer Fernsehen gleichzeitig übertragen wurde.

Die «Wetten dass ...?»-Titelmelodie hat ein Mitglied der Big Band komponiert, Trompeter Barry Trop, der später Filmmusikkomponist bei Disney wurde. Mit seiner Live-Band zog sich Lienhard nach vier Sendungen freiwillig zurück: «Die Superstars, die in der Sendung zu Gast waren, sangen alle nur noch Playback, und die Titelmelodie konnte man problemlos ab Band einspielen. Wir waren überflüssig.» Es fanden sich aber immer neue Formate, die auf die Live-Band setzten. Ob in den Sendungen von Kurt Felix oder bei den ersten zwei Staffeln von «Let's Dance» auf RTL, die Musik machte immer: die Pepe Lienhard Big Band.

Von 1984 bis 1986 moderierte er im Schweizer Fernsehen mit «Musicland» gar eine eigene Sendung. Dort war auch eine hierzulande noch unbekannt neunzehnjährige US-Sängerin zu Gast: Whitney Houston. «Sie hat uns allen den Kopf verdreht», sagt Lienhard über die charmante Sängerin. Allüren habe sie keine gehabt. Eine Erfahrung, die er immer wieder gemacht hat: «Echte Stars haben selten Allüren, die haben das nicht nötig.» Selbst Frank Sinatra sei äusserst zugänglich gewesen, habe drei Tage vor dem Konzert bereits den Proben beigewohnt.

An Arbeit mangelte es Pepe Lienhard nie. Die Tourneen führten ihn um die Welt. Egal, wo er gerade war, immer besuchte er den örtlichen Zoo. Welches sind die schönsten Zoos der



Ohne Allüren: mit Frank Sinatra, 1983.



Jugendidol: mit Quincy Jones, 2013.

Welt? «Zürich und Basel sind grossartig, keine Frage. Auch die beiden Berliner Zoos und jener von Köln gehören zur Spitzenklasse.» Zum Faszinierendsten, was er diesbezüglich gesehen habe, gehöre aber die Night Safari in Singapur. «Der Park öffnet erst abends um sechs, wenn es dunkel ist. Dann fährt man auf Elektromobilen an Elefanten und Tigern im Dämmerlicht vorbei.» Er als Vogelliebhaber könne auch die Vogelparks in Walsrode, Deutschland, und in Singapur empfehlen.



Von wegen normaler Schlagersänger: Konzert mit Udo Jürgens (r.).



Hochprofessionell: mit Sammy Davis Jr., 1983.



Live im «Musicland»: mit Tina Turner, 1984.

Worin genau die Faszination der Vögel liegt, kann Lienhard nicht in Worte fassen. «Ich bin nicht der grosse Analytiker.» Aber er kann mit ansteckender Begeisterung die verschiedenen Balzrituale und die unterschiedlichen Brut- und Nestarten der Vögel schildern. Und ja, man könne zu Vögeln eine Beziehung aufbauen, selbst zu Hühnern. Seine Lieblingshühner würden ihn erkennen.

Er habe einmal einen bekannten DDR-Ornithologen – «ein Entenzüchter» – an ein Kon-

zert in Ostberlin eingeladen. «Der musste dann vor den Behörden erklären, weshalb er Kontakt zu einem Westmusiker pflege.» Über die DDR, wo er mit Udo Jürgens mehrmals gastierte, hat Lienhard viele Geschichten zu erzählen. Zum Beispiel, wie sie Tausende von Ostmark verjubeln mussten, da die Ausfuhr verboten war. Einmal habe eine Sängerin ihre gesamte Gage einer Putzfrau geschenkt, weil sie das Geld nicht mehr ausgeben konnte. Auch das Konzert am Tag nach dem Mauerfall in Westberlin ist Lienhard in bester Erinnerung geblieben. «Udo liess alle Leute mit Ostausweis gratis rein. Nach dem Konzert gingen wir auf der Mauer feiern.»

Was die Band zusammenhält

Wer eine Band leitet, muss eine natürliche Autorität ausstrahlen. Lienhard hat sich aber nie gross Gedanken darüber gemacht, was gute Führung bedeutet. Er folgt seiner Intuition. Das Wichtigste sei die Auswahl der Musiker. Sie müssen ins Team passen. «Missmutige Menschen ertrage ich nicht, auch wenn sie gute Musiker sind.» Leuten, die ständig motzten, zum Beispiel über den langen Anfahrtsweg zu einem kurzen Konzert, sage er: «Warum kommst du dann mit?»

Er habe nur Musiker in der Band, die gerne spielen. «Unsere Gastmusiker sind immer überrascht, was für eine gute Stimmung bei uns herrscht», sagt er. Entsprechend klein ist die Fluktuation. Mit Manager Freddy Burger arbeitet er seit 51, mit Sänger Pino Gasparini seit 49 Jahren. Udo Jürgens begleitete er 37 Jahre lang, viele Bandmitglieder sind seit zwanzig, dreissig Jahren oder noch länger dabei.

Lienhards Energie entspringt einer positiven Lebenseinstellung. Motivationsprobleme kennt er nicht. Egal, ob er mit seiner Band vor einem Millionenpublikum einen Weltstar begleitet oder eine Woche später in einer Mehrzweckhalle als Saxofonist mit einer Dorfblasmusik spielt – beide Auftritte bereiten ihm gleichermaßen Freude. «Ich mache einfach gerne Musik», sagt er.

Wiedersehen mit Quincy

Zum Montreux Jazz Festival hatte Lienhard stets ein ambivalentes Verhältnis. Als Besucher liebte er das Festival, oft war er eine ganze Woche da. Claude Nobs allerdings bevorzugte auf den grossen Bühnen internationale Stars, Pepe Lienhard kam nie zum Zug. Bis 2007 plötzlich das Telefon klingelte. Nobs war am Apparat und erzählte von einem Galaabend zum 75. Geburtstag von Quincy Jones, den er in Montreux machen wolle. Er fragte Lienhard, ob er die musikalische Leitung übernehmen wolle.

Der Bandleader überlegte keine Sekunde. Ein Konzert für sein Jugendidol! «Claude Nobs hatte von allen Stars die Nummer, er rief sie an, ob sie mitmachen wollten. Alle sagten sofort zu, ohne nach der Gage zu fragen.» Das Konzert wurde ein Riesenerfolg: Herbie Hancock, Chaka Khan, Al Jarreau und viele mehr sangen Quincy-Jones-Titel, begleitet von der Swiss Army Big Band unter der Leitung von Pepe Lienhard. Der Jubilar sass begeistert in der ersten Reihe, umarmte am Ende alle Musiker.

Fünf Jahre später folgte das nächste Jubiläum. Der greise Quincy Jones wollte diesmal die Pepe Lienhard Big Band selber dirigieren. Lienhard reihte sich für einmal als Saxofonist unter die Musiker. «Das war fantastisch, der Traum jedes Musikers.»

Wenn man ihn fragt, mit welchen Stars er gerne noch spielen möchte, gibt sich Lienhard bescheiden: «Ich bin glücklich über das, was ich erreicht habe.» Natürlich würde er nicht nein sagen, wenn er ein Konzert mit Barbra Streisand oder Liza Minnelli machen könnte. Diese zwei Sängerinnen nehmen aber jeweils ihr eigenes Orchester aus den USA mit. «Ich trauere nichts hinterher, eigentlich möchte ich nur, dass der jetzige Zustand noch lange hält», sagt der 71-Jährige. Er erzählt von der grossen Tournee seiner Big Band im Herbst, die er jetzt am Planen sei, von seinen zwei Töchtern, dem Enkel, seiner wunderbaren Beziehung zu seiner Frau. «Nein», sagt er, «besser als jetzt kann es einem eigentlich gar nicht gehen.»

Pepe Lienhard Big Band: World of Music. Von Swing über Filmmusik bis zu den Hits der grossen Unterhaltungsorchester. Schweizer Tournee, 20. bis 31. Oktober 2018. www.pepelienhard.ch

Die Bekehrung

Früher war er ein überzeugter Befürworter des Friedensprozesses. Heute hält der israelische Schriftsteller Nir Baram diesen für eine Fehlkonstruktion. Nun sucht er nach einer neuen Strategie. *Von Pierre Heumann*

Nir Baram lebt in Tel Aviv, der Stadt, in welcher der israelisch-palästinensische Konflikt wahrgenommen wird, als würde er irgendwo in weiter Ferne ausgetragen. Viele Israelis, sagte Baram einmal, hätten sich komfortabel in einem Verleugnungssystem eingerichtet, das sie von der Wirklichkeit abschirmen soll.

Deshalb verliess er vorübergehend diese Stadt, in der sich die Gespräche vorrangig um die nächsten Ferien, um den jüngsten «Bibi»-Skandal oder um Start-ups drehen. Er wollte selbst erfahren, wie Palästinenser und Siedler zur Lösung des israelisch-palästinensischen Konflikts stehen.

Hatte er sich zuvor aktiv für den Friedensprozess eingesetzt, so kam Baram ernüchtert zurück. Er sei davon ausgegangen, dass die Palästinenser die Grenze von 1967 für ihren Staat akzeptieren würden, also das Gebiet, das bis zum Sechstagekrieg von Jordanien verwaltet worden war, sagte er. Doch nach seinen Gesprächen sei er zum Schluss gekommen, dass sie sich damit nicht begnügen würden: «Sie wollen ganz Palästina.»

Baram hat die Interviews in einem Buch veröffentlicht, dessen deutscher Titel «Im Land der Verzweiflung» seine Schlussfolgerung widerspiegelt. Das Buch wurde auch Grundlage für einen Film, der im Kino sowie an internationalen Filmfestivals gezeigt wird.

Nir Baram, man kannte Sie als Befürworter des Friedensprozesses. Was Sie jetzt sagen, stützt aber die Positionen israelischer Nationalisten, die behaupten, dass die Palästinenser zu keinem Kompromiss bereit seien, weil sie das ganze Gebiet zwischen Mittelmeer und Jordanfluss beanspruchen würden.

Für die Palästinenser sind letztlich die Grenzen von 1948 relevant, die bei der Staatsgründung Israels galten. Die Flucht von damals fassen sie mit dem arabischen Begriff *nakba* zusammen, was Katastrophe heisst. Ihr Traum ist nicht Ramallah, die provisorische Hauptstadt der Palästinenser. Sie träumen, noch in der vierten Generation, von einer Rückkehr nach Haifa, Lod oder Jaffa. Das ist die Realität. Und die müssen wir zur Kenntnis nehmen. Anzunehmen, dass unsere Probleme mit den Palästinensern 1967 begannen, ist ein Fehler. Das Schlüsseljahr ist 1948, in dem der Staat Israel gegründet wurde.



«Das Zusammenleben funktioniert schon heute»: Autor Baram.

Sie wissen aber schon, dass die israelische Linke sowie Araber und Europäer, bis vor einem Jahr auch die Amerikaner, das Gebiet innerhalb der Grenzen von 1967 als künftiges Gebiet Palästinas bezeichnen.

Wer das fordert, hat keine Ahnung, was die Palästinenser denken.

Sie traten jahrelang als Befürworter der Zweistaatenlösung auf, schrieben Zeitungsartikel und organisierten Proteste gegen die Besatzung.

Inzwischen weiss ich, dass wir uns alle getäuscht haben, weil wir den Palästinensern

nicht zugehört haben. Es war eine linke Fiktion, die wir verinnerlicht hatten.

Soll jeder Palästinenser, der 1948 sein Haus in Jaffa oder in Haifa verlassen hat, seine Immobilie zurückerhalten?

Man müsste das mit einer Entschädigung regeln. Ex-Premier Ehud Olmert hat mir bestätigt, dass die Entschädigungsfrage bei allen Verhandlungen mit den Palästinensern ein Thema war. Denn die *nakba* ist für die Palästinenser nicht in erster Linie ein nationales Ereignis, sondern ein privates, weil sie bei der Flucht ihr Eigentum verloren haben. Deshalb kann Palästinenserpräsi-

dent Machmud Abbas nicht auf das Rückkehrrecht seiner Landsleute verzichten – das liegt nicht in seiner Kompetenz. Kompromisse müssen auf einer individuellen Basis gefunden werden.

Nir Baram, 1976 geboren, stammt aus einer prominenten Politikerfamilie. Sowohl sein Grossvater Mosche als auch sein Vater Uzi waren Minister der Arbeitspartei. Früh schon wurde Nir mit der Politik vertraut und lernte Spitzenpolitiker kennen, die seinen Vater besuchten. Als er siebzehn Jahre alt war, konnte er aus nächster Nähe die ersten israelisch-palästinensischen Annäherungsversuche beobachten, da sein Vater ein enger Vertrauter des damaligen Premiers Jitzhak Rabin war. Rabin und sein palästinensischer Erzfeind Jassir Arafat reichten sich im September 1993 die Hand zur Versöhnung.

Dieser Handschlag galt als Durchbruch für die Zweistaatenlösung. Das von Rabin und Arafat beschlossene Abkommen sah die Gründung eines Staates Palästina vor. Diskussionen über «Einzelheiten» wie den künftigen Grenzverlauf, die wirtschaftlichen Beziehungen, das Flüchtlingsproblem oder den Status von Jerusalem wurden auf später verschoben – in der Hoffnung, dass in der Zwischenzeit ein Vertrauensverhältnis aufgebaut werden könne.

Weshalb sind Sie aus Jerusalem, wo Sie aufwuchsen, weggezogen?

Schon als Teenager schien mir dort alles künstlich, die Menschen, die Kultur. Die Stadt war mir zu wenig weltoffen, und für junge Menschen gab es damals nur beschränkte Jobmöglichkeiten, es sei denn, man war Kellner oder Staatsbeamter.

Was bedeutet Ihnen Jerusalem heute?

Als ich für mein Buch recherchierte, war ich oft auch im Ostteil der Stadt. Dabei entdeckte ich die palästinensische Seite Jerusalems, von der ich zuvor keine Ahnung gehabt hatte. Dabei waren all die Orte, die ich nun kennenlernte, bloss fünf oder zehn Minuten von dem Viertel entfernt, in dem ich aufgewachsen und in dem ich zur Schule gegangen war. Ist das nicht verrückt?

Zur Zweistaatenlösung gehört, dass Jerusalem wieder in einen israelischen und einen palästinensischen Teil gespalten wird.

Diese Friedenspläne übersehen eines: Die Stadt lässt sich nicht mehr trennen. Wo bitte soll denn die Mauer oder die Grenze durchgehen? Jerusalem ist eine Einheit.

Sie lassen ausser Acht, dass die Stadt für Juden und Muslime heilig ist. Deshalb sollte eine Lösung gefunden werden, wer wo beten und leben darf. Das setzt eine Teilung voraus.



Versöhnung: Rabin, Clinton, Arafat (v. l.), 1993.

Man muss realistisch sein: Weder Juden noch Muslime wollen auf die heiligen Stätten verzichten. Tempelberg und Haram asch-Scharif sind zwei Begriffe für denselben Ort. Juden und Muslime werden da nie zu einer gütlichen Lösung finden. Deshalb schlage ich etwas anderes vor.

Was denn?

Die Altstadt mit den jüdischen, muslimischen und christlichen Heiligtümern sollte unter eine internationale Verwaltung gestellt werden, so wie das bereits Ende der vierziger Jahre und zuvor auch von Zionisten diskutiert wurde. Dann können alle frei beten, wo sie wollen. Es geht ja in erster Linie um die Respektierung religiöser Symbole.

Sie irren: Es geht um Geschichte und Tradition. Darum kann Ihr Vorschlag nicht funktionieren.

Ich muss widersprechen. Das Zusammenleben funktioniert ja schon heute. Wenn ich im Zentrum Jerusalems bin, sehe ich dort sehr viele arabische Familien, die sich vergnügen. Das freut mich, denn es zeigt die Entspannung. Sie kommen zum Kaffeetrinken oder zum Einkaufen. Das ist das Modell für die Lösung des israelisch-palästinensischen Konflikts, das mir vorschwebt. Die Palästinenser wollen, und das kann ich verstehen, Bewegungsfreiheit.

Mitunter nutzen sie diese aber für Terrorattacken aus. Deshalb hat Israel in Jerusalem eine Mauer errichtet.

Wenn einer mit einem Messer zuschlagen will, hindert ihn keine Mauer daran. Aber er kann mit seinem Terror das Leben in der Stadt nicht verändern. Denn wenige Stunden nach dem Attentat kehrt die Normalität, also die Koexistenz, zurück. Und ist Ihnen nicht aufgefallen, dass seit Jahren keine Autobusse mehr in die Luft fliegen?

Weil es Sicherheitskräfte und Geheimdienste verhindern.

Nein, nicht deshalb. Die Palästinenser haben eingesehen, dass solche Selbstmordattentate ihrem Ansehen im Westen schaden.

Doch die Heilige Stadt verschwindet nicht aus den Schlagzeilen. Im Dezember anerkannte US-Präsident Donald Trump Jerusalem als Hauptstadt Israels, was weltweit Proteste aus-

löste. Die Palästinenser Jerusalems reagierten allerdings relativ zurückhaltend – als ob sie die Koexistenz mit den jüdischen Israelis nicht aufs Spiel setzen wollten. Denn die palästinensischen Bewohner Jerusalems dürfen sich in ganz Israel frei bewegen und können die Leistungen der israelischen Sozialversicherungen beanspruchen. Nach der Eroberung Ostjerusalems hatten die palästinensischen Bewohner sogar die Möglichkeit, den israelischen Pass zu erhalten. Aber Palästinenserführer Jassir Arafat warnte seine Landsleute davor, das israelische Angebot anzunehmen. Er befürchtete, dass dies den Kampf um den Staat Palästina schwächen würde.

Sie wollen das Jerusalemer Koexistenzmodell auf das Westjordanland übertragen. Lassen sich die Gebiete der Siedler und der Palästinenser denn nicht mehr voneinander trennen?

Es ist heute komplizierter als 1993, als der Friedensprozess begann. Die Zahl der Siedler hat seither stark zugenommen. Sie leben jetzt nicht nur in den grossen Siedlungsblöcken, sondern praktisch überall im Westjordanland. Keine israelische Regierung, ob links oder rechts, wird je die Kraft haben, auch nur einen Teil der rund 420 000 Siedler zu evakuieren – es sind schlicht zu viele. Die Zweistaatenlösung ist somit am Ende. Mir schwebt deshalb eine Konföderation vor, in der Juden und Nichtjuden gleichberechtigt miteinander leben.

Wie soll das gehen?

Wir werden in Israel wählen, die Palästinenser in Palästina. Ein Land für zwei Völker – das ist meine Idealvorstellung. Wobei die Bewegungsfreiheit garantiert sein müsste. Jedes politische Modell muss die Vergangenheit, die Gegenwart und die Zukunft berücksichtigen; das haben die Friedenspolitiker und deren Strategien bisher sträflich missachtet.

Ein solches Modell ist in Israel nicht mehrheitsfähig. Nicht einmal bei der Linken finden Sie dafür Unterstützung. Eine überwältigende Mehrheit lehnt die Einstaatenlösung ab, weil sie das Ende des jüdischen Staates wäre.

In den nächsten zehn Jahren wird sich das in der Tat nicht realisieren lassen. Aber weil sich das Leben von Israelis und Palästinensern immer stärker vermischt, werden wir in den nächsten zwanzig, dreissig Jahren nicht darum herumkommen.

Im März wird Barams Film «A Land Without Borders» am Zürcher Filmfestival «Yesh!» gezeigt. Die drei letzten Bücher von Baram – «Gute Leute», «Weltschatten» und «Im Land der Verzweigung» – erschienen bei Hanser.



Genug, um die Menschheit für die nächsten zwanzig Jahre warm zu halten.

Mode

Rückkehr des Pelzes

Er ist unzeitgemäss und seine Produktion brutaler denn je – sind etwa gerade deshalb alle so versessen auf Pelz? *Von Wäis Kiani*

Letzte Woche vor der Brottheke bei Globus: Vor mir stehen drei Frauen und ein Kind. Ich zählte: einen extrabauschigen Pelzschal nebst Strickmütze mit Riesen-Pelzbommel, einen Nerzmantel mit einem Pelzbommel an der Birkin Bag und eine Nerzweste, über einem Ledermantel getragen. Die Nerzweste trug noch Pelzmanschetten an den Handgelenken und – ich lüge nicht – an den Fussgelenken. Das dazugehörige Kind hatte, ich sah extra ganz genau hin, eine Echtfellkapuze an dem nagelneuen Parka. Das besonders Groteske an dieser Szene war, dass sie sich im Untergeschoss eines Warenhauses abspielte, welches letztes Jahr mit gutem Beispiel vorangegangen war und Echtpelz aus dem Sortiment genommen hatte. Hochgelobt von Tierschützern und Presse.

Pelz ist nicht modern und entspricht nicht dem Zeitgeist: Schliesslich setzen wir Städter in Europa längst auf eine vernünftige, nachhaltige Lebensweise, die Menschen, Tiere und Umwelt schon. Vom Aussterben bedrohte Tiere essen, auf Grosswildjagd gehen, Massentierhaltung: All diese Dinge finden wir nicht mehr cool. Wie

kommt es also, dass ausgerechnet das Tragen von Pelz in diesem Winter ein Comeback feiert?

Abstraktion des Grausamen

Wir sind an einem Punkt, an dem wir die Augen nicht mehr vor dem, was auf dieser Welt passiert, verschliessen können – das sage ich ganz laut und klar zu mir selbst. Denn, ich muss das ehrlich zugeben: Ich liebe Pelz, wenn er schön ist. Meine Pelzmäntel, die ich seit über fünfzehn Jahren besitze, habe ich gekauft, als sich noch niemand Gedanken darüber machte, wo die Felle herkommen. Mein geschorener Nerz ist federleicht und superwarm, und ich muss zu meiner Schande gestehen: Ich habe ihn damals bei Rena Lange gekauft, nagelneu. Seit einigen Wintern trage ich aber lieber meinen vollkommen pelzlosen M.O.D-Parka. Ich fühle mich in Pelz nicht mehr luxuriös, sondern *dirty*. Und ich denke, es sollte eigentlich allen so gehen.

Aber von so einer Haltung merkt man nicht viel, wenn man in diesem Winter durch Zürich läuft. Die Felle werden jetzt gerne diskreter als

Futter getragen, ergänzt von sinnlosem Firlefanz, die obligatorischen Mützenbommel werden immer grösser, und man kann an einem Finger abzählen, wer keinen Bommel und keine Pelzkapuze hat. Aber der allerletzte Schrei sind gefärbte Nerze. Junge Frauen tragen Jacken und Mäntel in Lila, Grün und Rosa. Warum jetzt bunt? Weil dann die Erinnerung an ein niedliches kleines, lebendiges Tier besser verdrängt wird? Entspannung durch Abstraktion des Grausamen? Laut dem deutschen Pelzinstitut hat der weltweite Pelzhandel im vergangenen Jahr einen Umsatz von 15 Milliarden US-Dollar erwirtschaftet.

Die Schweiz hat im Jahr 2016 satte 463 Tonnen Pelzfelle importiert. So viel wie seit 24 Jahren nicht mehr. Polarfüchse werden qualvoll gemästet, damit sie dreimal so viel Fell auf ihrer unnatürlich erweiterten Oberfläche entwickeln wie sonst – noch mehr Pelz pro Tier. Aber warum brauchen wir so viel Pelz? Ein Mantel hält doch Jahrzehnte; etwa der, den man von der Oma erbt. Vor allem, wenn es ein hochwertiger Pelz ist.

Wer friert und Pelze besitzt, kann sie auch tragen, denn diese Tiere werden nicht mehr lebendig. Aber in einer gelungenen Welt dürfte niemand neue Pelze kaufen. Würde die Industrie absterben, gäbe es keine Käufer, und es gäbe weniger Leid. Es gibt genug Pelze auf der Welt, um die Menschheit für die nächsten zwanzig Jahre warm zu halten. Und es gibt sie zunehmend, die Labels und Shopping-Sites mit Moral und Gewissen: Neben Globus sprachen sich sowohl Gucci als auch Yoox und Net-a-porter gegen Pelz aus.

Blödsinnige Monsteranhänger

Trotzdem: Es scheint, als hätte die ganze Anti-Pelz-Bewegung genau das Gegenteil bewirkt. Pelz ist jetzt nicht mehr die beste Möglichkeit, sich vor arktischer Kälte zu schützen, und noch nicht einmal ein besonderer Luxus. Früher kaufte der Mann seiner Ehefrau einen guten Pelz, den sie dann jahrelang stolz trug. Nein, Pelz ist jetzt ein hippestes Material. Schuld daran ist das Modelabel Fendi, welches vor zwei Jahren anfang, blödsinnige Monsteranhänger aus gefärbtem Nerz zu verkaufen, für etwa 500 Franken pro Stück. Sie baumelten bald an allen It-Bags der Welt, vor allem bei den ganz jungen Frauen. Begeistert von diesem Erfolg, vergrösserte Fendi das Sortiment von nichtsnutzigen bunten Bällen und Tierchen, und zum Entsetzen der Gäste schmückten sie bei einer Weihnachtsparty den gigantischen Tannenbaum mit riesigen bunten Nerzkugeln. Für jede der Kugeln hatten mindestens drei Nerze ihr Fell gelassen. Es scheint so, als hätte sich die Art, Pelz zu tragen, durch vorgegaukelte Betroffenheit nur verlagert.

Eine Weste lässt sich in der City leichter tragen als ein ganzer Mantel, und gegen wuschelige Schlüsselanhängerchen, Pelzbesatz an den Stiefeln und einen unschuldigen Bommel kann doch niemand ernsthaft etwas einwenden, also bitte – so der Verteidigungstenor der neuen Pelzträgerinnen.

Hinzu kommt die Unaufgeklärtheit einer Jugend, die in der Schweiz über einige Kaufkraft verfügt. Wer an einem Freitagabend in einen Bus Richtung Rote Fabrik steigt, wird von hundert laut rappenden Teenagern zerquetscht, die allesamt protzig ihre Kapuzen mit Echtpelz zur Schau tragen. Die Bling-Bling-Schuhmarke Jimmy Choo hat in ihrer Winterkollektion nicht nur Pelzstiefelchen in Pastellfarben für 1500 Franken, sondern hat auch willkürlich Pelzbüschel auf Sandalen

und Booties verstreut. Das Modehaus Valentino verkauft Sandalen aus rosa gefärbtem Nerz, eine Art Pelzpantoffeln für den Abend – für alle Konsumenten, die gerne maximale Dummheit signalisieren. Giuseppe Zanotti, neben Jimmy Choo das Lieblings-Schuhlabel von Edel-Escorts, glaubt auch zu wissen, was Frauen im Winter 2017/18 wirklich wollen: dünne weisse Nerzstreifen auf nackten High-Heel-Füssen. Wer will mit einer Frau sprechen, die solche Schuhe trägt?

Natürlich ziehen andere Produzenten sofort nach, mit billigeren Fellen aus noch grausameren chinesischen Farmen, weil sie denken: «Das ist der Trend.» Das Schlimmste: Die neue Pelzmode ist einfach nur hässlich. Viel zu viele Designer scheuen sich nicht davor, Pelze in der Kollektion über den Laufsteg zu schicken, sogar Hipster-Labels wie Vetements haben einen langen Nerzmantel in ihrer Kollektion, der dann auf Instagram Sehnsüchte weckt, statt auf Kritik zu stossen.

In Angeber-Metropolen wie St. Moritz wird gar keine Zurückhaltung geübt, man ist ja nicht wegen des Wintersports hier, sondern um zu zeigen, was man hat. Ich fragte ein paar

Jetsetterinnen mit St.-Moritz-Zweitwohnsitzen, die man schon öfter in den Interieur-Magazinen bewundern konnte: «Kann man noch Pelz tragen?» – «Aber ja! Ich habe mir gerade einen wunderbaren Zobel machen lassen, aber ich habe ihn schwarz färben lassen, in Braun hat ihn wirklich jeder.» Und wo kamen die Felle her? «Ach, das will ich gar nicht wissen.» Nr. 2 trägt einen wunderschönen hellgrauen *fluffy* Mantel, bodenlang. «Wieso interessiert niemanden die Grausamkeit auf Pelzfarmen?», frage ich. «Das ist doch immer so, wenn etwas richtig verboten ist, dann ist es doch endlich wieder toll, und man hat viel mehr Spass daran, weil es so

schlimm und anrühlich ist.» Ihre Augen glänzen. «Du meinst, so wie vom Aussterben bedrohter *white tuna*, den man besonders gerne isst, obwohl man geschmacklich keinen Unterschied zu einer gewöhnlichen Seebrasse merken würde? Oder Entenstopfleber und Kaviar von Stören, denen man den Bauch aufschlitzt und die man dann zurück ins Meer wirft?» – «Ja», nickt sie, «genau so.»

Wäis Kiani ist Autorin und Stilkritikerin. 2015 erschien von ihr im Piper-Verlag «Die Susi-Krise – Warum Frauen keine Männer mehr brauchen und sich jetzt langweilen».



«Gegen einen unschuldigen Bommel kann doch niemand ernsthaft etwas einwenden, also bitte.»

Frauen

Solomarsch

Der US-Fussball könnte seine erste Präsidentin erhalten – eine grosse Rüpelin. Von Anton Beck



Hope Solo.

Hope Solo ist eine Kämpferin. Und sie ist: Weltmeisterin, Olympiasiegerin, Gewinnerin des Goldenen Handschuhs. Die 36-Jährige hat alles erreicht, was eine Torhüterin erreichen kann. Jetzt könnte der US-Fussball mit ihr

erstmals eine Präsidentin erhalten. Ihre Kandidatur ist nicht nur deshalb unkonventionell, weil sie eine Frau ist: Sie ist auch der grösste Rüpel, der zur Wahl steht.

2016 etwa beleidigte sie bei den Olympischen Spielen die Schwedinnen nach einer Niederlage als einen «Haufen Feiglinge». Eine Aussage, die eine sechsmonatige Sperre nach sich zog und ihre weitere Karriere gefährdete. Ihre Ehe mit dem Ex-NFL-Spieler Jerramy Stevens wurde von Gerüchten gewalttätiger Auseinandersetzungen überschattet. Auch Dopingvorwürfen musste sich Solo stellen, da die verbotene Substanz Canrenon in ihrem Blut gefunden wurde. Sie erklärte, sie habe sie wegen Menstruationsbeschwerden eingenommen. Unlängst für Medienpräsenz sorgte Solo mit Anschuldigungen gegen Sepp Blatter. Im Rahmen der #MeToo-Kampagne beschuldigte sie den Schweizer der unsittlichen Berührung: 2013 habe er ihr beim Ballon d'Or an den Po gefasst. Blatter wies die Vorwürfe von sich. Das Medienecho war dennoch gross. Seit klar ist, dass Solo im Februar Präsidentin des US-Fussballverbands (USSF) werden will, bezweifeln viele ihre Eignung. Ihre aufbrausende Art könnte ihr zum Verhängnis werden. Dabei wirken ihre Absichten vernünftig: Sie will die gleiche Bezahlung von Männern und Frauen im USSF und mehr finanzielle Transparenz im Verband.

In diesem Jahr geht es bei der Wahl für die Präsidentschaft des Fussballs in Amerika – wo die Spiele der Frauen sehr populär sind – um mehr als die Besetzung eines Postens. Es geht um die Zukunft einer etablierten, alteingesessenen Institution. Anders als bei den vorwiegend männlichen, teilweise basisfernen Kandidaten wirkt Solos Wille zum Umbruch glaubhaft. Gerade weil die prominente Spielerin über eine rohe Kraft und Durchsetzungsstärke verfügt. Sie will den amerikanischen Fussball vielfältiger und gerechter machen. Eigenschaften, die vielen Institutionen guttäten. Die Zeit, in der weisse Männer allein das Sagen hatten, war gestern: ob in der Politik oder in Hollywood. Vielleicht gilt dasselbe auch bald für den Fussball.



Die Bibel

Verflixte Versuchung

Von Peter Ruch

Der Papst liess verlauten, es sei besser, zu beten «Lass uns nicht in Versuchung geraten» anstatt «Führe uns nicht in Versuchung». Der griechische Urtext lautet übersetzt Wort für Wort: *Und nicht hineintrage uns in Versuchung* (Matthäus 6, 13). Die verschiedenen Handschriften stimmen hier überein. Die landläufige Übersetzung, wie sie überall gebetet wird, ist also korrekt: «Führe uns nicht in Versuchung.» Somit beanstandet der Papst eigentlich nicht die Übersetzung, sondern den biblischen Wortlaut. Dafür habe ich Verständnis. Führt Gott selber mich aufs Glatteis, so ist das anstössig. Logischer und sympathischer wäre es, der liebe Gott würde die Abgründe des Daseins dem Teufel oder sonstigen Mächten überlassen. Böse und verderbliche Kräfte bevölkern denn auch viele religiöse Welten. Dem jüdisch-christlichen Gott sagen wir nach, er sei allmächtig. Auch das ist anstössig. Vor dem Auszug aus Ägypten war es Gott selber, der das Herz des Pharaos verhärtete (Exodus 10, 1). Als der Teufel den Hiob zur Sau machen wollte, um zu beweisen, dass dieser nur bei Wohlergehen fromm sei, gab ihm Gott die Einwilligung dazu. Auch Jesus wurde vom Geist in die Wüste geführt, um dort vom Teufel versucht zu werden (Matthäus 4, 1). Gott behält stets die Oberhoheit. Dass Versuchungen dennoch geschehen, kann man ihm übelnehmen.

Kein Wunder, war in den Anfängen des Christentums der Manichäismus verbreitet. Er lehrte ein dualistisches Weltbild. Das Böse sei nicht das Ergebnis eines «Falls», sondern eine ewige kosmische Kraft. Die Gegensätze Licht – Finsternis, Gut – Böse, Gott – Materie bekämpften einander unversöhnlich. Der Kirchenvater Augustin war ein Anhänger dieser Lehre und wandte sich erst mit 32 Jahren davon ab. Seine Bekehrung war eine persönliche Wende und zugleich ein Wendepunkt der Kirche. Führt Gott uns in Versuchung, gehören auch die Abgründe zu seinem Heilsplan. Papst Franziskus will bestimmt nicht dem Manichäismus das Wort reden. Er gilt als volksnah und menschlich. Mir scheint, er ist es tatsächlich. Denn auch irren ist menschlich.

Peter Ruch, ursprünglich Handwerker, absolvierte ein Abendgymnasium und war nach dem Theologiestudium 35 Jahre lang reformierter Pfarrer in drei Gemeinden.



Quälende Rastlosigkeit: Frank Olson (Peter Sarsgaard) in «Wormwood».

Serien

Willkür und Wahn

Wie ist der Bakteriologe Dr. Olson 1953 zu Tode gekommen? War es Mord oder ein Unfall? Die Doku-Serie «Wormwood» ist gespenstisch. Ein Fall mit aktuellen Bezügen. Von Wolfram Knorr

Die Zeit ist aus den Fugen – schlimm zu denken, / dass ich geboren ward, sie einzurenken», räsontiert Hamlet voller Bitterkeit. Eine Spukgestalt, die sich als Vater ausgibt und vom Sohn verlangt, den Mord an ihm zu rächen, bringt ihn schwer in die Bredouille. Ganz ähnlich umtreibt es den Filius eines US-Forschers, der in den 1950er Jahren tätig war. Auch diese Zeit war aus den Fugen – von den kommunistischen Unterwanderungsängsten über McCarthys Hexenjagd bis zum Wahnverhalten der Geheimdienste. In dem Klima der Hysterie und Spuk-Verfallenheit geschah viel Unerklärliches mit Eric Olsons Vater. Etwas schien abgrundtief faul gewesen zu sein, und der Sohn machte sich auf, Licht ins Dunkel zu bringen. Bis heute hat er darüber keine Ruhe gefunden.

Am 28. November 1953 stürzte der Bakteriologe Frank Olson aus dem 12. Stockwerk des New Yorker «Statler Hotel» in Manhattan. Er war an der Forschung von Biowaffen beteiligt und sei, hiess es, depressiv und überarbeitet gewesen. Seine Frau und später sein Sohn Eric konnten sich nicht erklären, warum ein Mann, der in einer gefestigten Familienbeziehung lebte und nie Anzeichen einer Depression zeigte, auf einmal lebensmüde geworden sein soll. 1975 musste die CIA in öffentlichen Hearings gestehen, Olson ohne dessen Wissen für

LSD-Experimente missbraucht zu haben. In einem berüchtigten Geheimprojekt namens «MK Ultra» experimentierte die CIA an einem Wahrheitsserum, wollte wissen, wie sich mit Hilfe von LSD die Psyche manipulieren lasse – getrieben von der Angst, die Sowjets könnten damit gefangenen US-Agenten Erkenntnisse entlocken. Auf einmal hiess es, ein Nervenzusammenbruch habe den Sturz Frank Olsons verursacht. Präsident Gerald Ford entschuldigte sich bei der Familie und sprach ihr 750 000 Dollar Schadenersatz zu. Die Annahme des Geldes, erkannte Eric zu spät, war ein Fehler. Denn damit waren alle weiteren staatlichen Untersuchungen ausgeschlossen.



Wahrheitssuche: Alison Olson (Molly Parker).



Eric, nun von der Wahrheitssuche gejagt wie von Furien, vermutete bald einen Mord, eine handfeste Verschwörung, eine Welt in der Welt, einen Plan, den nur Eingeweihte kennen. Er machte sich auf, zu dem Zirkel vorzustoßen, ihn zu entlarven. Er fand Hinweise, dass der Vater aus der CIA aussteigen wollte, weil er vom Einsatz biologischer Kampfstoffe im Koreakrieg erfahren hatte. Dann entdeckte er im CIA-Handbuch aus den 50ern die Aussage, Fensterstürze seien ein «bevorzugtes Mittel der Ermordung» gewesen. Er traf Ex-CIA-Mitarbeiter wie den umstrittenen Sidney Gottlieb, der Giftmord-Anschläge auf Patrice Lumumba und Castro geplant hatte.

Nichts ist beweisbar, alles ist möglich

Irgendwann ging es Eric Olson wie Hamlet, der den Tod seines Vaters rächen will, aber sich nur auf einen Geist beziehungsweise einen Toten berufen kann. 1994 erhielt er die Erlaubnis, die Leiche seines Vaters exhumieren zu lassen. Diese war überraschend gut erhalten, und es war den forensischen Spezialisten möglich, nachzuweisen, dass gewisse Verletzungen weder zu einem Selbstmord noch zu einem Unfall passten. Besonders eine Wunde war mit dem Sturz nicht zu erklären: Frank Olson, so die Spekulation, wurde mit einem stumpfen Gegenstand bewusstlos geschlagen und dann aus dem Fenster geworfen. Der Fall konnte trotzdem nicht mehr aufgerollt werden. Es fehlten handfeste Beweise, Akten sind vernichtet worden, Zeugen gestorben. Geblieben ist quälende Rastlosigkeit.

Errol Morris, ein Meister des investigativen Dokumentarfilms, der 1988 mit «The Thin Blue Line» die unrechtmässige Verhaftung

eines Todeskandidaten aufdeckte und in «The Fog of War» (2004) den US-Verteidigungsminister Robert McNamara zum Weinen brachte, hat Eric Olson in seiner ersten sechsteiligen Serie für Netflix begleitet.

Morris gelingt mit «Wormwood» («Wermut»), so der Titel der Wahrheitsobsession, die Eric Olsons Seele zu verbrennen droht, das Kunststück, die Spannung über die gesamte Dauer bis zum Ende zu halten, auch wenn man weiss, dass es kein Happy End gibt. Dafür arbeitete Morris mit einem Konzept, das auch vom deutschen Fernsehen gerne bemüht wird, allerdings mit unsäglicher Holprigkeit (etwa Guido Knopps «Stauffenberg»): die Doku-Fiction, die Verknüpfung von Doku-Material mit nachgestellten Szenen. So lässt Morris gekonnt das Ambiente der Duster-Zeit entstehen und inszeniert Situationen im Film-noir-Stil, mit Peter Sarsgaard als Frank Olson und anderen, nach.

Das führt, immer verknüpft mit Interviews mit Eric Olson und weiteren Beteiligten, oft im Split-Screen-Verfahren, zu einem atemlosen Genre-Mix, der Morris' Grundaussage anschaulich macht: Die vielen Indizien, Merkwürdigkeiten, Lügen, die eine gewaltsame Liquidierung von Frank Olson wahrscheinlich machten, werden zu einem Verschwörungslabyrinth, in dem sich Eric Olson zu verlieren droht. Morris verstärkt den Eindruck noch mit Ausschnitten aus Filmen über Martin Luther («Hier stehe ich und kann nicht anders») und Laurence Oliviers «Hamlet» («Wormwood, wormwood!»). Die Welt als Willkür- und Wahnvorstellung? Errol Morris hütet sich vor einer Aussage. Nichts ist beweisbar, alles ist möglich. Und auf einmal wetterleuchtet der Irrsinn: Donald Trump, die Russland-Affäre, Fake News und alternative Fakten. ★★★★★

Wormwood: Die sechsteilige Doku-Serie ist auf Netflix abrufbar.

Knorrs Liste

1	Paddington 2 Regie: Paul King	★★★★★
2	Darkest Hour Regie: Joe Wright	★★★★☆
3	The Killing of a Sacred Deer Regie: Yorgos Lanthimos	★★★★☆
4	Otez-moi d'un doute Regie: Carine Tardieu	★★★★☆
5	The Greatest Showman Regie: Michael Gracey	★★★★☆
6	C'est la vie! Regie: E. Toledano / O. Nakache	★★★★☆
7	Star Wars: The Last Jedi Regie: Rian Johnson	★★★★☆
8	Coco Regie: Lee Unkrich / Adrian Molina	★★★★☆
9	The Commuter Regie: Jaume Collet-Serra	★★★☆☆
10	Dieses bescheuerte Herz Regie: Marc Rothemund	★★★☆☆

Jazz

Sing a Schumann Song

Von Peter Rüedi

Jazz», sagt Mathias Rüegg, Schweizer und Wahlwiener, einst Leiter des legendären Vienna Art Orchestra (VAO) und nach dessen Auflösung weiterhin ein leidenschaftlicher Grenzgänger zwischen unterschiedlichsten Musiken, «Jazz kann als Schwamm betrachtet werden, der alles in sich aufnimmt.» Das war seit seinen Anfängen so, da war er schon eine Fusion zwischen schwarzen Elementen und solchen aus der europäischen Salonmusik, und selbstverständlich verschlang und verwandelte er auch Vorlagen aus der abendländischen Klassik: deren unbedenklicher Ausbeutung bis hin zu ernsthaften Synthesen zwischen den Idiomen wie in den manchmal etwas verkrampften Versuchen des sogenannten Third Stream der fünfziger Jahre, der in den letzten Jahren namentlich im europäischen Jazz eine Art Auferstehung feierte in der Aufwertung der kompositorischen Elemente (bis hin zum Neologismus *instant composing*).

Rüegg hat sich schon in frühen VAO-Zeiten mit Satie, Gershwin, Strauss, Wagner, Schubert und Poulenc auseinandergesetzt – nicht indem er die Klassiker ausgeweidet oder aufgepeppt hätte, sondern im Sinn ernsthafter Synthesen. So gesehen ist, abgesehen vom intimen Format, der Einfall, mit der Sängerin Lia Pale Lieder der deutschen Romantik in Songs zu verwandeln, im Ansatz gar nicht so neu. Auch hier sind es Qualitäten wie Tonbildung, Swing und *time*, die den Unterschied zu den Originalen ausmachen. Und, versteht sich, die Tatsache, dass die erstaunliche junge Sängerin aus Oberösterreich die Texte der Vorlagen in englischer Übersetzung singt. «Le Lied» als «Song» eben. So ist das «Schumann Song Book» eine logische Fortsetzung der wiederholten Beschäftigung mit Schubert: wieder mit der sensiblen Rhythmusgruppe Mathias Rüegg (Piano), Hans Strasser (Bass) und Ingrid Oberkanins (Perkussion). Wieder mit Gastsolisten (dem hinreissenden Mario Rom an der Trompete, den Geigern Roman Jánoska und Stanislav Palúch) nebst Pale selbst an der Flöte. Und wieder, versteht sich, in den nahe an den Originalen entlang gedachten Arrangements von Rüegg. Wie auch immer und jedenfalls: keineswegs ein «Experiment», sondern Musik, die ans Herz greift. Als wäre sie für uns Spätgeborene geschrieben.



Lia Pale und Mathias Rüegg:
The Schumann Song Book.
Lotus Records LR17048CD

Im Ballon zum Nordpol

Trotz höchstem Risiko war das kleine Trüppchen von schwedischen Abenteurern voller Zuversicht, als es in den «Adler» stieg. Nach einem 50-stündigen Höllenritt kam es zu einer Bruchlandung auf dem Meereis. Jetzt kämpften die Männer in der Wildnis der Arktis ums Überleben. *Von Giles Milton*

Exakt um 14.30 Uhr am 11. Juli 1897 stieg ein gigantischer Seidenballon in den arktischen Himmel über Spitzbergen auf. Im Korb befanden sich drei zähe Abenteurer, lauter Schweden, die an einer aussergewöhnlichen Reise teilnahmen.

Salomon Andrée war der Anstifter. Dem charismatischen und selbstsicheren Mann gelang es, Nils Strindberg und Knut Fränkel dazu zu überreden, ihn bei seinem historischen Ballonflug über den Nordpol zu begleiten.

Andrée war siegesgewiss. Sein Ballon, der «Adler», war nach den neusten Erkenntnissen der Wasserstoffherstellung konstruiert. Ausserdem erklärte Andrée, er habe ein auf Schlepplinen beruhendes revolutionäres Steuersystem entwickelt.

Ein katastrophaler Testflug deutete allerdings darauf hin, dass Andrées Selbstsicherheit keineswegs gerechtfertigt war. Das vielgerühmte Steuersystem wies zahlreiche Fehler auf, und es zeigte sich, dass durch die acht Millionen Nahtlöcher der Wasserstoff entwich.

Man hätte die Expedition also abblasen sollen. Doch Andrée schlug alle Einwände in den Wind, und so wurde der Start für die zweite Juliwoche festgesetzt.

Auf allen vieren

Wenige Minuten nachdem der Ballon aufgestiegen war, traten erste Probleme auf: Während der Ballon nördlich von Spitzbergen über das Meer trieb, wurde er durch die Schlepplinen so weit herabgezogen, dass der Korb bisweilen ins Wasser tauchte.

Andrée kappte 530 Kilogramm Schlepplinen und warf 210 Kilogramm Ballast ab. Dadurch wurde der Ballon dermassen leicht, dass er zu hoch stieg. Der Luftdruckunterschied hatte zur Folge, dass gewaltige Mengen Wasserstoff durch die Nahtlöcher entwichen. Andrée blieb jedoch optimistisch und schickte eine Brieftaube mit der Botschaft «An Bord alles gut» los. Dem war aber nicht so. Auf die ersten zehn Stunden schwierigen Flugs folg-



«Eisbär mit zartem Fleisch»: schwedische Pioniere in Not.

ten einundvierzig Stunden, in denen der nach einem Sturm mit Regenwasser vollgesogene Ballon so tief flog, dass er immer wieder das gefrorene Meer streifte.

Und so kam es gut fünfzig Stunden nach dem Aufstieg aus Spitzbergen zu einer Bruchlan-

Scharfsinn fürs historische Detail



Der britische Historiker und Bestsellerautor Giles Milton, 52, schreibt an dieser Stelle wöchentlich eine Folge von «Mysterien der Weltgeschichte». Es sind herzerreissende Tragödien und atemberaubende Einzelschicksale, aufgezeichnet mit einem Flair für das historische Detail. Miltons Werke wurden in über zwanzig Sprachen übersetzt. Der «Meister der Geschichtserzählung» (*Sunday Times*) lebt in London und im Burgund, ist verheiratet mit einer Deutschfranzösin, Vater von drei Töchtern und Besitzer eines hochbetagten Haushasen. www.gilesmilton.com

derung des «Adlers» auf dem Meereis. Niemand wurde verletzt, aber es war klar, dass der Ballon nie mehr würde fliegen können. Die Männer waren fern jeder Siedlung gestrandet und verloren in der Wildnis der Arktis.

Immerhin waren sie gut ausgestattet mit einer Sicherheitsausrüstung, zu der Gewehre, Schlitten, Ski, ein Zelt und ein kleines Boot gehörten. Doch um in die relative Sicherheit von Spitzbergen zurückzukehren, würden sie über sich verschiebendes und schmelzendes Eis gehen müssen.

Die Männer blieben eine Woche an der Absturzstelle, bevor sie zu ihrem mörderischen Marsch aufbrachen. Sie verfügten über eine ansehnliche Menge Proviant mit Fleisch, Würsten und Pemmikan, mussten aber feststellen, dass es unmöglich war, so schwere Lasten über

das zerklüftete Eis zu transportieren. So liessen sie gezwungenermassen einen Grosseil des Proviants zurück. Danach mussten sie jagen, um zu überleben.

Sie verliessen ihr behelfsmässiges Lager am 22. Juli in Richtung Franz-Josef-Land. Das Eis erwies sich aber bald als unpassierbar, weshalb sie beschlossen, den sieben Wochen dauernden Weg zur Inselgruppe Seven Islands (Sjuøyane) zu nehmen, wo es, wie sie wussten, ein Nahrungslager gab.

Das Terrain war so mörderisch, dass sie auf allen vieren gehen mussten. Aber schliesslich erreichten sie eine Stelle, wo genug Eis geschmolzen war, so dass sie ihr Faltboot benutzen konnten. «Das Paradies!», schrieb Andrée in sein Tagebuch. «Grosse glatte Eisschollen mit Süswasserpflützen und dann und wann ein junger Eisbär mit zartem Fleisch.»

Doch bald schon erwies sich auch diese Route als unpassierbar, und erneut mussten sie die Richtung wechseln. Da ihnen bewusst war, dass der Winter nahte, bauten sie eine Hütte auf einer Eisscholle. Doch das Eis zerbrach unter ihnen, und mit Glück konnten sie sich auf die verlassene Weisse Insel (Kvitøya) retten.

«Niemand hat den Mut verloren», hielt Andrée fest. «Mit solchen Kameraden kann man durchhalten, mag kommen, was da will.» Es sollte die letzte zusammenhängende Botschaft sein, die er verfassen konnte. Binnen weniger Tage waren alle drei Männer tot.

Ihr Schicksal wurde zu einem der grossen Rätsel der Arktisforschung. Was war mit ihnen passiert? Sie verfügten über eine Unterkunft, Nahrung und Munition, hätten sich also am Leben erhalten können. Da es keine Nachrichten gab, begannen die Medien über ihr Schicksal zu spekulieren.

Erst 1930, 33 Jahre nachdem die Männer verschollen waren, wurden ihre sterblichen Überreste endlich entdeckt. Doch statt Fragen zu beantworten, machte der Fund der Leichen alles nur noch rätselhafter.

Die plausibelste Theorie ist, dass die Männer an Trichinose starben, weil sie zu wenig gut durchgebratenes Eisbärenfleisch gegessen hatten. Sie wiesen jedenfalls Symptome von Fadenwürmerbefall auf, und in einem Eisbärenkadaver an der Fundstelle wurden Larven der *Trichinella spiralis* entdeckt. Doch neuere wissenschaftliche Erkenntnisse haben Zweifel an dieser Theorie aufgeworfen.

Laut anderen könnten sie an einer Vitamin-A-Vergiftung gestorben sein, die sie sich durch das Essen von Eisbärenleber zugezogen hätten, an einer Bleivergiftung durch die Konservendosen oder an einer Kohlenmonoxidvergiftung durch ihren Primus-Kocher.

Nachdem sie auf die Insel gelangt waren, lebten sie von knappen Portionen konservierter Lebensmittel aus den Ballonvorräten und von nicht durchgegartem Eisbärenfleisch.

Sie litten an Fusschmerzen und schwächendem Durchfall, dauernder Kälte und Erschöpfung. Ja, als sie die Weisse Insel erreichten, waren sie dermassen müde, dass sie einen Grossteil ihrer kostbaren Ausrüstung am Strand liegen liessen.

Nils Strindberg, der Jüngste, starb als Erster. Seine Leiche war in einer Felsspalte verkeilt. Eine Analyse seiner Kleidung deutete darauf hin, dass er von einem Eisbären getötet worden war.

Die anderen beiden Männer scheinen in den Tagen nach Strindbergs Tod dramatisch schnell schwächer geworden zu sein. Als der arktische Winter über sie hereinbrach, verloren sie ihren Lebenswillen.

Es wird nie bekannt werden, wie viele Tage sie in ihrer behelfsmässigen Unterkunft überlebten. Als sie endlich gefunden wurden, war nicht mehr übrig als ihre Tagebücher, ein paar nicht entwickelte Filmrollen und ein Haufen verbleichter Knochen.

Aus dem Englischen von Thomas Bodmer

Lesen Sie nächste Woche:

«Hitler vor Gericht»



Fragen Sie Dr. M. Der Experte für alle Lebenslagen

Wir sind ständig knapp bei Kasse, Ende des Monats bleibt nichts mehr übrig. Meine Frau kauft sich trotzdem gerne teure Kleider. Sosehr ich ihr dies gönne, das liegt einfach nicht mehr drin. Wie gehe ich vor? Arthur F., *Herzogenbuchsee*

Eine Sorge der meisten Leute! Reicht das Geld? Darf ich mir das oder jenes leisten? Die Erfahrung zeigt, dass mit sorgfältiger Budgetplanung die Sache besser gemeistert werden kann als ohne. Die Planung sollte miteinander gemacht werden. Ihre Frau und Sie haben ja wohl das gemeinsame Interesse, dass Sie nicht am Schluss in der Fürsorge landen. Dass Sie regelmässig Ende Monat realisieren, dass «nichts mehr übrig» bleibt, ist nicht gerade ein Zeichen sorgfältiger Planung. Es scheint, dass jeder nach der Devise lebt: «*Me nimmt, solangs hätt!*» Das mag in Familien gehen, die viel Geld zum Verdummen haben. Mir persönlich ist keine solche bekannt.

Was kann ich Ihnen raten? Genau abklären, mit welchen Einkünften Sie im Laufe des Jahres rechnen können. Dann das

Geld sorgfältig – zum Beispiel Ende Monat – für die kommenden Monate einteilen. Was muss ich unbedingt bezahlen? Krankenkasse, Miete, Steuern, Strom, Wasser et cetera. Dann ergibt sich, über welchen Betrag noch frei verfügt werden kann. Und dann teilen Sie ein: Was wollen Sie maximal ausgeben für Lebensmittel, Kleider für Ihre Frau et cetera sowie für einen allfälligen monatlichen Beitrag auf das Sparkonto, damit Sie später und im Notfall nicht verhungern? Dies ist dann die sogenannte dritte Säule. Das mag für Sie alles selbstverständlich und banal tönen. Aber oft wird es nicht gemacht. Fangen Sie morgen an damit. Der Erfolg wird sich einstellen. Und Sie haben ruhigere Augenblicke, auch am Ende des Monats.

Ich habe festgestellt, dass mein 14-jähriger Sohn Pornos auf dem Handy schaut. Was kann ich tun? Franziska M., *Dietikon*

Sagen Sie ihm ohne moralische Belehrung, warum Sie das Pornoschauen für ihn schädlich finden. Sagen Sie es ihm so, dass er merkt, Sie sagen es ihm, weil Sie ihn lieben. Aber verbieten Sie es ihm nicht, Sie können das Verbot sowieso nicht durchsetzen. In der Pubertät führen solche Verbote zum Gegenteil. Mit dieser Methode dürfte er von selber eines Tages damit aufhören, weil ihm die Freude vergeht.

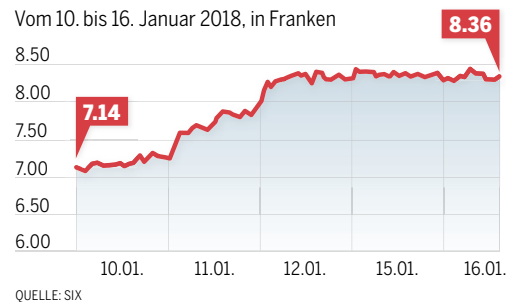
Mailen Sie uns Ihre Fragen zu allen Lebenslagen an drm@weltwoche.ch. Oder schreiben Sie an Redaktion *Weltwoche*, Föhrlihubstrasse 70, Postfach, 8021 Zürich. Die Fragen werden anonym publiziert. Nicht veröffentlichte Fragen können nicht beantwortet werden.

Gewinner der Woche

Walter Fusts Tornos

Der Werkzeugmaschinenhersteller Tornos aus Moutier ist eine zähe Firma, mehr als hundert Jahre alt, an der Börse hatte sie um die Jahrtausendwende das Zehnfache und kurz darauf die Hälfte des heutigen Wertes – und sie hat zu einem neuen Aufschwung angesetzt. Vergangene Woche haben die Tornos-Aktien, vertreten im Börsenindex SPI, einen Sechstel an Wert gewonnen (vgl. Grafik). Diese Bewegung fügt sich ein in einen längeren Kursanstieg. Seit Jahresbeginn hat die Firma, an der Walter Fust 45 Prozent hält, um gut einen Drittel zugelegt, und in den vergangenen zwölf Monaten gab es ein Plus von rund 140 Prozent. Als wichtiger Grund für den Kursaufschwung gilt die Erholung der Nachfrage nach Maschinen. Nach dem langjährigen Umsatztiefpunkt von 2016 zog 2017

Aktienkurs von Tornos SA



vor allem die Exportnachfrage an. Zudem hat sich Tornos im Ausland verstärkt. Aber der Heimstandort bleibt Innovationszentrum, und die wichtigen Maschinentypen tragen das Wort «Swiss» in Namen. *Beat Gygi*



Thiel

Begriffsklärung

Von *Andreas Thiel*

Schawinski: Warum bist du als Künstler für die «No Billag»-Initiative? Selbst wenn sie abgelehnt wird, wirst du vermutlich nie mehr im SRF auftreten können.

Thiel: Wieso nicht? Solange die Bauern subventioniert werden, kaufe ja auch deren Gemüse, obwohl ich gegen die Subventionen bin.

Schawinski: Diese Haltung ist inkonsequent.

Thiel: Du kennst wohl den Unterschied nicht zwischen Konsequenz und Fanatismus. Wenn ich aus Protest gegen die Subventionen Schweizer Bauern boykottieren würde, dann wäre das nicht konsequent, sondern fanatisch.

Schawinski: Du trittst ja auch in subventionierten Theatern auf.

Thiel: Solange die Theater subventioniert werden, bleibt einem als Künstler nichts anderes übrig, als auch in diesen Theatern aufzutreten. Die subventionierten Theater haben die freien Bühnen weitgehend vom Markt verdrängt.

Schawinski: Aber ich dachte, diese Theater lassen dich gar nicht mehr auftreten.

Thiel: Die meisten nicht mehr, und zwar gerade weil ich gegen Subventionen bin. Wenn subventionierte Bühnen subventionskritische Künstler boykottieren, ist das nun konsequent oder fanatisch?

Schawinski: Eine konsequente Ablehnung von Subventionen ist doch gar nicht demokratiefähig. Das gilt für die Bühnen, die Bauern und auch für die SRG.

Thiel: Demokratiefähigkeit ist nicht die Fähigkeit, so zu stimmen, wie es die Regierung gerne hätte. Demokratiefähigkeit ist die Fähigkeit, ein Abstimmungsresultat zu akzeptieren, auch wenn es anders ausfällt, als man es sich gewünscht hat. Gerade was die Akzeptanz von Abstimmungsresultaten betrifft, orte ich bei unserer Regierung eine grosse Demokratieunfähigkeit.

Schawinski: Aber ganz viele andere Künstler jammern, dass es ohne SRG keine Kunst mehr gäbe.

Thiel: Jammern ist keine Kunst.

Andreas Thiel ist Schriftsteller und Kabarettist.

Namen

Berühmt für fünfzehn Minuten

Grossandrang am Fest von «Glanz & Gloria».

Von *Hildegard Schwaninger*

Samstagabend wurden im Zürcher Nachtclub «Aura» die «Glanz & Gloria»-Awards vergeben. Der Klub platzte aus allen Nähten, der Andrang war enorm. Die sympathische Crew des SRF-People-Magazins, angeführt von Chefin **Paola Biason**, durfte eine gutge-launte Gästeschar empfangen, fast alles Leute, die immer wieder in den «G&G»-Sendungen zu sehen, also alle Promis sind.

Promis, heisst es immer, seien in der Schweiz dünn gesät. Dank «Glanz & Gloria» gibt es mehr. **Andy Warhols** fünfzig Jahre alte, zum Bonmot gewordene Aussage, jeder könne «world-famous for 15 minutes» sein, war visionär. «Glanz & Gloria» macht Leute berühmt, die sonst keine Plattform hätten.

Star des Abends war – wie so oft – **Christa Rigozzi**. Die zur Werbe-Ikone avancierte Ex-Miss-Schweiz durfte bereits zum dritten Mal einen Award in Empfang nehmen, einmal war es in der Kategorie «Love», dann «Style», diesmal bekam sie den «Golden Glory 2017», die höchste Auszeichnung. Dankbar brachte es die Tessinerin auf den Punkt: «Ihr begleitet mich seit zwölf Jahren. Ohne «Glanz & Gloria» wäre ich nicht, wo ich heute bin.»

Beim «G&G»-Award gibt es Preise in fünf Bereichen: «Love», «Style», «Crazy», «Emotion» und – neu – «Like», für den, der auf Social Media besonders gelungen überkommt. Den bekam **Manuel Burkart**, der 42-jährige Komiker, der sich gern als Familienvater in Szene setzt: «Ich filme seit dreissig Jahren, und jetzt poste

ich meine Filme auf Social Media.» Den Preis in der Kategorie «Love» bekamen **Tamy Glauser** und **Dominique Rinderknecht**, das Model und die Ex-Miss. **Pepe Lienhard**, der mit seiner Frau **Christine** auch nominiert war, nahm es gelassen: «Das sind die Zeichen der Zeit. Wir sind auch ohne Preis glücklich.»

In der Kategorie «Style» wurde der Sänger **Seven** aus dem Aargau ausgezeichnet. **Hausi Leutenegger**, der auch nominiert war, erschien gar nicht zur Gala, das Ehepaar **Christoph** und **Silvia Blocher**, für seinen stilvollen Garten nominiert, ebenfalls nicht. Dafür war **Anton Mosimann**, der berühmteste Schweizer Koch in London, mit seiner Frau **Kathrin** da. Und **Shawne Fielding**, im langen, schwarzen Abendkleid mit Riesendécolleté und ihrem Freund **Patrick Schöpf**.

Vera Dillier, die dank «G&G» auch einen gewissen Bekanntheitsgrad hat, war mit ihrem Hund **Murphy** da (für viele der hässlichste Hund der Welt, für seine Halterin der schönste). Die beiden waren nominiert in der Kategorie «Crazy», gewonnen hat dann **Isabella von Seckendorff**, eine Künstlerin aus Basel, die mit ihrer 93 1/2-jährigen Mutter in symbiotischer Gemeinschaft lebt. In einer Art Feenreich – ganz in Weiss. Die Künstlerin erschien auch ganz in Weiss – und nahm den Preis mit angemessenem Ernst entgegen. Den Award in der Kategorie «Emotion» bekam **Philipp Gurt**, der Bündner Schriftsteller, der in dem Roman «Schattenkind» seine albraumartige Kind-



Fast verliebt

Kleine Pillen

Von *Claudia Schumacher*

Da sitzt Céline also im Zentrum für Reisemedizin und wartet auf die Gelbfieberimpfung. Nach Kolumbien wollen sie. Céline ist schwanger, aber weiss es nicht. Ein geplatzt Kondom an dem Tag,

an dem sie vielleicht ihren Eisprung hatte: Das war Pech – aber wer wird denn gleich schwanger? Ausserdem standen sie und Jay7 am nächsten Morgen vor der Apotheke, die noch gar nicht offen hatte, um die Pille danach zu holen. Händchenhaltend. Jay7, der eigentlich Jonathan Freuler heisst, aber als Jay7 auf Instagram «Erfolg» hat, streichelte ihr mit dem Daumen den Handrücken. Behutsam. Endorphine in Célines Körper. Da kam ihr ein archaischer Gedanke: «Für diesen Mann würde ich nicht nur jede Giftpille schlucken. Ich würde mir den Bauch aufschlitzen.»

Vorhin, bei der Impfberatung, fragte der Arzt: «Sind Sie schwanger?» Céline begann zu stottern. Ihre Brüste spannten. Für einen Test war es zu früh. Der Arzt hakte nach. «Diese Impfung vergeben wir nicht an Schwangere, die sind hochschädlich für Embryos», erklärte er. «Warum? Wird das Kind dann behindert?»



Höchste Auszeichnung: Christa Rigozzi.



Gäste: Shawne Fielding, Patrick Schöpf.



«Neues Image»: Anastasia Kiefer.

heit verarbeitet hat. Er war mit sechs Jahren von einer Erzieherin in einem Kinderheim sexuell missbraucht worden.

Unter den zirka 400 Leuten (alles VIPs), die den glanzvollen Abend gestalteten: Gilles Marchand, der neue Chef des Schweizer Fernsehens, Ex-Fussball-Star-Trainer Gilbert Gress, Model und Schauspielerin Melanie Winiger, Schlagersängerin Beatrice Egli, Regisseurin Katja Früh, Komiker Stefan Büsser, die Walliser Bergsteigerlegende Art Furrer, Filmproduzentin Anne Walser (C-Films), Unterhaltungsunternehmer Adrian Steiner («Das Zelt»).

Was ist da los? Haute-Couture-Schneiderin Anastasia Kiefer will sich nicht mehr mit ihrem Mann fotografieren lassen. Anastasia Kiefer ist eine jener sanftmütigknallharten Russinnen, die wesentlich älteren Schweizer Männern die Sinne verwirren. Sie ist – in zweiter Ehe – verheiratet mit Dieter Kiefer, einem ehemaligen Banker. Bisher zeigte sich Anastasia Kiefer stolz an der Seite ihres Ehegatten, einem präsentablen Mann in den Sechzigern von Gardemass (1,96 Meter). Doch jetzt will sie lieber allein aufs Foto. Als Fotografin Ursula Litmanowitsch beim russischen Silvester im «Hotel St. Gotthard» das Ehepaar Kiefer fotografieren wollte, schob Anastasia Kiefer ihren Mann zur Seite: «Ohne meinen Mann.» Dieter Kiefer, Hauptmann der Reserve in der Schweizer Armee, stand da wie ein begossener Pudel. Anastasias Erklärung: «Meine PR-Beraterin will mir ein neues Image verpassen – als unabhängige Geschäftsfrau, nicht als Frau eines älteren Mannes.»

Im Internet

www.schwaningerpost.com

fragte Céline, und sie fragte sich gleichzeitig, ob man «behindert» noch sage – wohl eher nicht – aber die neue Formulierung fiel ihr nicht ein. «Das muss nicht sein, aber tendenziell: Ja», sagte der Arzt.

Jetzt wartet Céline auf die Spritze. Sie hatte mit dem Arzt über die Verhütungs-Panne gesprochen, wobei er ein wenig gestresst auf die Schlange hinter ihr schielte. «Gehen wir davon aus, dass Sie nicht schwanger sind», lächelte er aufmunternd und gab ihr den Impfstempel. Céline wollte lieber mit Jay7 nach Kolumbien als einen dicken Bauch. Von dem war sie auch weit entfernt: Das Sandkorn in ihrer Gebärmutter fing erst an, sich zu strecken.

Beim Warten denkt Céline, dass sie in wenigen Minuten ihr Baby vergiften wird – aber sie ist ja nicht schwanger, spricht sie sich gut zu. Sie ist zu jung. Wer zieht heute mit Anfang zwanzig ein Kind gross? Trotzdem fragt

Céline sich, wie ein Kind von ihr und Jay7 wohl aussähe. Schön, zweifellos. Wobei: Nach dieser Impfung vielleicht nicht. Würde Jay7 sein Kind stolz auf Instagram zeigen, wenn es behindert wäre?

Sie würde abtreiben. Obwohl sie gegen Abtreibungen ist. Sie hatten kurz gesprochen nach der Panne, und sie hatte gespürt, dass er kein Kind wollte. Im Bruchteil einer Sekunde hatte sie von der Abtreibungsgegnerin zur potenziellen Täterin mutiert. «Es gibt Pillen dafür», sagte Jay7 freundlich und streichelte ihr Gesicht. Selten genug sagte er, dass er sie gern habe. Céline wollte nicht, dass er weiter von ihr wegrückte.

Dann ist sie dran. Pulli aus. Die Schwester pikst: Fertig. So schmerzlos? Trotzdem schiessen Céline plötzlich Tränen in die Augen. «Das war's?», ruft sie der Schwester noch hinterher.



Unten durch «I'm back»

Von Linus Reichlin

Nehmen wir mal an, du besuchst zum ersten Mal seit dreissig Jahren das kleine Städtchen, in dem du aufgewachsen bist. Du bist nicht erstaunt, dass es den Herren- und Damen-coiffeur K.Zuber immer noch gibt. Durchs Schaufenster siehst du Konrad Zuber, der mit dir zur Schule ging, am Haarschopf eines Mannes rumschnipseln. Er tut es mit derselben Selbstmördermiene wie schon sein Vater Karl Zuber, der sich mit der Schere in der Hand vor einen Regionalexpress warf. Jedermann wusste, dass Konrads Vater seinem Sohn einen Namen mit K gab, damit man das K auf der Namenstafel bei der Geschäftsübergabe nicht ändern musste.

Du gehst weiter und kommst zum ehemaligen Restaurant «Wilder Mann», das jetzt ein Thai-Restaurant ist, was dich einen Moment lang fuchsteufelswild macht. Im «Wilden Mann» hast du deinen ersten Rausch gehabt und dein erstes Mädchen geküsst, nämlich Amalia Dvorak, die mit ihren Eltern aus der Tschechoslowakei geflüchtet war. Du hast ihr als Erster gezeigt, was Bündnerfleisch ist; von dir hat sie gelernt, dass man es dünn schneiden muss. Und jetzt ist dieser historische Ort ein Thai-Schuppen, in dem Mah-Mee und Mah-Nümme-Mee serviert werden!

Gibt es wenigstens die katholische Kirche noch, in der du bei der Erstkommunion Gott reden gehört hast? Er sagte: «Pass uf, d Hoschtie isch heiss!» Du hättest schwören können, dass die Stimme direkt vom Kruzifix auf dem Altar kam. In Wirklichkeit war es der Witzbold Püli Baumann, der sich selbst das Bauchreden beigebracht hatte, extra für die Erstkommunion. Er wurde später ein berühmter Verhaltensforscher. Die Kirche gibt es noch, aber sie ist geschlossen, nicht jedoch der Friedhof. Du spazierst an den Gräbern vorbei und siehst mit Genugtuung, dass Roswita Keller schon gestorben ist. Sie hat dir im Jugendzentrum einmal den Rauch ihrer Zigarette ins Gesicht geblasen und gesagt: «Komm wieder, wenn du zehn Zentimeter grösser bist!» – «I'm back, Roswita», murmelst du jetzt an ihrem Grab, «big and alive!»

Als Nächstes besuchst du das alte Schulhaus. Du gehst in den obersten Stock und sammelst

» Fortsetzung auf Seite 72

Spucke. Als Kind hast du dich nie getraut, von hier oben runter in den Treppenschacht zu spucken. Jetzt bist du fünfzig! Also tu es endlich! Aber du schaffst es auch jetzt nicht. Bedrückt kaufst du in der Bäckerei-Konditorei «Café Lindner» ein mit Sulz überzogenes Eier-Canapé in Erinnerung an die Sonntage, an denen du mit deinen Eltern an einem der runden Marmortischchen des Cafés diese Eierbrötchen gegessen und ihren Gesprächen zugehört hast, in denen dein Vater deine Mutter eine «egoistische, kaltherzige Megäre» nannte und sie ihn «ein kommunistisches Arschloch» und «einen Mann ohne Unterleib». Die beiden sassen mit einem Dauerlächeln nebeneinander und stritten sich in aller Öffentlichkeit in höflichem Ton in ihrer Heimatsprache Griechisch, die ausser dir niemand verstand, so dass nur du wusstest, wie sehr sie sich hassten.

72 Stunden später stellt der Arzt bei dir eine Salmonellose fest, die nur von dem Eier-Canapé kommen kann, wahrscheinlich, weil in der Küche des «Café Lindner» inzwischen nicht mehr wie früher der geistig behinderte Schorsch die Brötchen belegt, sondern ein auf Nebenverdienst angewiesener marokkanischer Rap-Musiker, der die Eier lässig aus der Hüfte heraus in Scheiben schnipselt und die Scheiben dann wie kleine Frisbees auf die Brötchen raufschwuppt. Was ist nur aus der Schweiz geworden und was aus dir? Wenn du ehrlich bist, musst du sagen, dass du auch ohne Salmonellose alt und ausgebrannt aussiehst. «Ach, Schätzchen», sagst du zu deiner Frau Amalia, «und den «Wilden Mann», wo wir uns zum ersten Mal geküsst haben, gibt es auch nicht mehr.» «Ist mir egal, Liebling», sagt deine Frau mit Dauerlächeln, «ich war bei dem Kuss sowieso nicht gern dabei.»

Linus Reichlin ist Schriftsteller und lebt in Berlin.



Wein

Über die Grenzen

Von Peter Rüedi

Mit dem sagenhaften Magnetberg, der als Marktische Fiktion im mittelalterlichen Seemannsgarn die Schiffe anzog und sie dadurch zum Sinken brachte, dass er ihnen die Nägel aus den Planken riss, hat dieser zwischen dem Südburgenland und dem angrenzenden Ungarn gelegene Eisenberg nichts zu schaffen. Er hat allerdings seine eigene Anziehungskraft. Als jüngster österreichischer DAC (die Ursprungsbezeichnung Districtus Austriae Controllatus) 2010 eingeführt, erwarb sich die Appellation nördlich des kleinen gleichnamigen Orts mit ihren 500 Hektaren bald einen Ruf als Epizentrum der anspruchsvollsten, elegantesten, Würze und Langlebigkeit garantierenden Rebsorte Blaufränkisch.

Allerdings ist der Eisenberg eine grenzüberschreitende Zone. 60 Prozent der Rebfläche befinden sich in Ungarn, wo der Eisenberg «Vas-hegy» und der Blaufränkisch «Kékfrankos» heisst. Der Eisenberg ist ein pannonisch-transnationaler Schnittpunkt mit entsprechender Geologie (eisenhaltige Schieferböden) und besonderem, trocken-konti-

mentalem Klima. Das hält sich zum Glück nicht an Landesgrenzen. Als der Wiener Unternehmer Rainer Garger seine Leidenschaft für einen eigenen Wein entdeckte, war diese von Beginn an mit seiner Familiengeschichte verknüpft. In Vaskeresztes am Südfuss des Eisenbergs lernte er schon als Bub, zu Besuch bei der ungarischen Verwandtschaft, die kräftigen Blaufränkisch-Weine seines Grossvaters kennen. Hier knüpfte er an, als er 2000 auf 3,8 Hektaren sein «Boutique-Projekt» ansties, mit Hilfe seines Cousins Imre Garger und des Eisenberger Spitzenwinzers Reinhold Krutzler aus Deutsch Schützen (später auch des Weinmachers Christoph Wachter-Wiesler).

Der 2011er Nador Kékfrankos, gewachsen in einem privilegierten Jahr, trägt mit seiner Konzentration und seiner Frische die Handschrift von Krutzler: rote Frucht (u. a. Johannisbeeren, in Österreich «Ribiseln» genannt), etwas Tabak, guteingebundene Tannine, sehr diskretes Holz – ein Spitzen-Blaufränkisch von grosser Noblesse, wunderbar mit seiner belebenden Säure und Mineralität. Die Sorte Wein, bei der ein Schluck den nächsten ruft. Seit 2012 produziert Nador zwei Lagenweine, grundsätzlich und insgesamt schon der eng begrenzten Finesse verpflichtet – zwei Lagenweine, den Nador Wanzer und den Nador Voller in fast schon burgundisch sparsamen Mengenverhältnissen (der erste vinifiziert von Krutzler, der zweite von Wachter-Wiesler). Allein, schon der nicht nach Lagen spezifizierte Nador 2011, von dem nur etwas über 6000 Flaschen abgefüllt wurden, ist eine exklusive Spezialität. Unsere Empfehlung – zu einem recht vernünftigen Peis.

Nador: Kékfrankos/Blaufränkisch vom Eisenberg 2011. 13,5%. Weinauslese, Kilchberg. Fr. 29.–. www.weinauslese.ch



Salz und Pfeffer

Appenzell, weltweit

Von David Schnapp

Bevor es in den Wintermonaten früh einnachtet, sieht man vom «Gasthaus zur Fernsicht» in Heiden weit über den Bodensee. Am Horizont erahnt man das Allgäu, und rechts müssten die österreichischen Voralpen ins Blickfeld kommen. Man sieht

recht viel von der Welt, auf knapp 800 Metern über Meer am östlichen Rand der Schweiz.

Hier hat der talentierte Tobias Funke eine ideale Wirkungsstätte gefunden, wo er als Geschäftsführer eine Reihe recht unterschiedlicher Einheiten führt, die allesamt zum «Fernsicht»-Ensemble gehören: eine Fondue-Stube, einen Kiosk am Eisfeld, ein Bistro, eine Bar – und ein Gourmet-Restaurant namens «Incantare», das er auch als Küchenchef verantwortet. Der erst 35-jährige Petermann-Schüler Funke hat schon einiges gesehen und gemacht, eigene Betriebe geführt oder sich in der Nationalbibliothek mit jahrhundertealten Kochbüchern beschäftigt. Seine Biografie und dieser Ort führen zu einer Küche, die harmonisch ausbalanciert ist zwischen Weltläufigkeit und Bodenständigkeit. Ein Kaisergranat aus Südafrika wird mit eingelegtem Kürbis süss-säuerlich vereint, Wildschweinbacke und -schinken gibt es mit Rotkohl und Marroni in einer

eleganten, modernen Interpretation eines klassischen Küchenthemas.

Die Gerichte, die Funke mit seinem bloss dreiköpfigen Team zubereitet, haben immer Spannung, leiden aber nie unter erzwungener Überkomplexität – auch dies spricht für eine Bodenständigkeit, die nie bieder wirkt. Schliesslich haben die Desserts von Kay Baumgardt, wohl einem der besten Pâtissiers im Land, einen höchst eigenständigen Charakter, wenn etwa Rande und Topinambur mit Schokolade süss, erdig und geheimnisvoll kombiniert werden.

Es ist eine schöne Kombination, die im «Incantare» geboten wird. Man blickt, bildlich gesprochen, in die Welt, während man mit beiden Füßen auf dem Boden steht.

Incantare, Gasthaus zur Fernsicht, Seeallee 10, 9410 Heiden; Tel. 071 898 40 40. Sonntags und montags geschlossen, nur abends geöffnet. 1 Michelin-Stern, 16 GaultMillau-Punkte



Auto

Schwedisch elektrisch

Der XC60 von Volvo fährt mit Strom und Benzin und deckt die Bedürfnisse von Ästheten und Technikfreunden ab. *Von David Schnapp*

W eil es hier in der vergangenen Woche bereits um die Vorteile der sogenannten Sport Utility Vehicles (SUV) ging, wollen wir die Reihe gleich mit einer Variante fortsetzen: Es geht um den XC60 von Volvo als T8. Diese Motorisierung besteht aus einem Vierzylinder-Benziner, einem 87-PS-Elektromotor sowie einer Batterie, die gross genug ist, um den Wagen rund 35 bis 40 Kilometer weit nur mit Strom anzutreiben.

Volvo XC60 T8 AWD Twin Engine Geartronic Momentum

Leistung: 320 + 87 PS (235 + 65 kW)
Hubraum: 1969 ccm
Höchstgeschwindigkeit: 230 km/h
Preis: Fr. 76 900.–



Plug-in-Hybride gelten bei vielen Spezialisten als wichtige Übergangstechnologie vom fossilen zum elektrischen Automobil-Zeitalter. Wir wollen da keine Prognose wagen und verweisen auf das beliebte Zitat von Kaiser Wilhelm II. Anfang des 20. Jahrhunderts: «Ich glaube an das Pferd. Das Automobil ist eine vorübergehende Erscheinung.» Allerdings könnte der alte Spruch wieder Aktualität bekommen, der Wunsch nach Einschränkung oder Verbot der automobilen Freiheit des Einzelnen wächst beharrlich in manchen politischen Ecken.

Bevor es so weit ist, geniessen wir jede Fahrt, zum Beispiel wenn man mit dem XC60 lautlos vom Hof rollt und eine normale Pendlerstrecke mit zwei bis drei Litern Benzinverbrauch pro hundert Kilometer zurücklegt. Wir wollen aber auch nicht verschweigen, dass die Plug-in-Hybrid-Technik umstritten ist. Gemäss einer Studie der Umweltorganisation ICCT ist der Verbrauch solcher Modelle rund 42 Prozent höher als angegeben. Denn sobald

man nicht mehr zur Arbeit pendelt, sondern eine Langstrecke in Angriff nimmt und auf der Autobahn fährt, steigt der Benzinkonsum überproportional an: Unser Zweilitermotor wird mit Turbolader plus Kompressor aufgeladen und hat relativ viel Gewicht zu bewegen, 2149 Kilogramm – ohne Fahrer und Gepäck.

Auf dem richtigen Weg

Es scheint aber so, dass die Besitzer von Plug-in-Modellen die Möglichkeiten der emissionsfreien Fortbewegung nutzen. Eine andere Studie, diesmal des Fraunhofer-Instituts, besagt, dass solche Autos bis zu 15 000 Kilometer im Jahr elektrisch fahren. Wir beruhigen uns damit, dass es keine perfekte Welt gibt, aber mit so einem Volvo ist man auf dem richtigen Weg: Die äussere Form ist gelungen, das edle, zurückhaltend gestaltete Interieur im schwedischen Wohlgefühlstil ist beruhigend und angenehm. Hier werden die Bedürfnisse von Ästheten gut abgedeckt.

Die Bedürfnisse von Technikfreunden decken die vielen Möglichkeiten des Autos ab, etwa teilautonomes Fahren, ein ausgezeichnetes Audiosystem von Bowers & Wilkins sowie ein grosser, hochkant eingebauter Bildschirm, über den fast alle Funktionen gesteuert werden können. So fühlt sich die moderne schwedische, elektrische Fortbewegungsart ausgesprochen zukunftsweisend an.

Darf man das?

Leser fragen, die *Weltwoche* antwortet



Darf ich mich betupft fühlen, wenn mir die Dame an der Museumskasse das gewünschte AHV-Ticket prompt aushändigt, ohne zuvor einen Ausweis zur Altersverifizierung verlangt zu haben? Dabei sehe ich doch viel jünger aus, meinte ich. *René Brunner, Muttenz*

Falls Sie Wert darauf legen, der Dame an der Museumskasse zu beweisen, dass Sie aussehensmässig noch weit vom AHV-Alter entfernt sind, sollten Sie unbedingt auf der Bezahlung eines «normalen» Tickets beharren. Ansonsten freuen Sie sich doch einfach darüber, ohne peinliche Ausweiskontrolle einen vergünstigten Eintritt zu erhalten, und bedanken sich für diese Grosszügigkeit. *Kurt Aeschbacher*

Ihre Fragen zum modernen Leben mailen Sie uns bitte an darfmandas@weltwoche.ch. Oder schreiben Sie an Redaktion *Weltwoche*, Förlibuckstrasse 70, Postfach, 8021 Zürich. Jede veröffentlichte Zuschrift wird mit einem *Weltwoche*-Abonnement honoriert. Nicht veröffentlichte Fragen können nicht beantwortet werden.

Leserbriefe

«Ich fürchte, dass wir in Davos einen weiteren Umzug des Kaisers mitverfolgen dürfen.» *Christian Rupp*

Bettlektüre

Nr. 2 – «Trump ist ein unersättlicher Leser»; Interview mit dem neuen US-Botschafter

Dass Botschafter Ed McMullen eine Lobhudelei über Trump loslässt, erstaunt wenig; man ist es von dessen engen Mitarbeitern gewohnt. Dass sich die *Weltwoche* jedoch Woche für Woche publizistisch bei Trump anbietet, lässt sich nur mit dem Effekt von «Des Kaisers neue Kleider» erklären und ist mit einer kritischen Berichterstattung kaum in Einklang zu bringen. Es ist auch nicht wahr, dass CNN oder andere böse Medien für das katastrophale Image von «The Donald» verantwortlich sind; das ist einzig und allein er selbst. Nur schon seine Tweets sind so etwas von unerträglich und bedürfen keiner weiteren Kommentare. Wenn Trump ein so unersättlicher Leser ist, soll ihm doch bitte jemand das Märchen von Hans Christian Andersen als Bettlektüre schenken. Es würde dann ersichtlich, ob seine Auffassungsgabe so genial ist, wie er denkt. Ich befürchte, dass wir in Davos einen weiteren Umzug des Kaisers mitverfolgen dürfen und ebenso, dass die *Weltwoche* weiter im Chor derjenigen mitsingen wird, die die ach so schönen Kleider des Kaisers rühmen. *Sad!*

Christian Rupp, Trimstein

Unerschütterliche Tatsache

Nr. 2 – «Ende der Märchenstunde»; Kolumne von Peter Bodenmann

Ohne auf die einzelnen, sich widersprechenden Positionen einzugehen, gibt es diese eine unerschütterliche Tatsache: Wohl zirka 80 bis 90 Prozent der Schweizer Bevölkerung sind gegen einen Beitritt der Schweiz zur EU. Verschiedenste Umfragen seit dem EWR-Nein zeigen, dass der EU-Gegner-Anteil stetig wächst. Warum? Ganz einfach deshalb, weil die Schweizer Bevölkerung in einem unabhängigen, direktdemokratischen Staat leben will. Die EU hingegen kennt noch nicht einmal die einfachsten demokratischen Rechte, siehe Ablehnung der Lissabonner Verträge durch Frankreich und die Niederlande. Der Volkswille in diesen Ländern wurde einfach umgangen, und die Regierungen haben diktatorisch entschieden.

Erich Weber, Bärswil

Messerscharfe Analyse

Nr. 2 – «Elchtest für die Demokratie»; Kurt W. Zimmermann über soziale Medien

Nach der Lektüre des «Essays der Woche» von Kurt W. Zimmermann ist es höchste Zeit, einmal Dank zu sagen für die exzellenten Beiträge, die ich seit vielen Jahren von ihm lesen

kann. Es ist etwas vom Besten, womit die deutschsprachige Presselandschaft aufwartet. Die messerscharfe Analyse, die tiefgründige Argumentation und der weite Überblick beeindruckten mich wöchentlich. Danke!

Susanne Bächtold, Berlingen

Ego

Nr. 2 – «Schawinskis Coup»; Editorial von Roger Köppel

Schawinski hat es schon immer verstanden, zu polarisieren und links und rechts zu schockieren, um – seinem Ego getreu – für sich zu mobilisieren. Genie Schawinski hin oder her: Ich bin für die «No Billag»-Initiative.

Wil Vonier, Oberrieden

Unsägliche Diskussion

Nr. 2 – «Abriss aus einer Laune heraus?»; Arthur Honegger zur «No Billag»-Initiative

Es ist doch die Schweizerische Radio- und Fernsehgesellschaft, die unsere Identität ausmacht. Mit «No Billag» wäre der audiovisuelle Raum der Schweiz – oder, genauer gesagt, unser Werbemarkt – ausschliesslich für ausländische Medien frei. In den Radio- und Fernsehsendungen wird niemand mehr von unserem Land, von unseren Kantonen sprechen, niemand wird unsere Nuancen zu verstehen versuchen oder unsere Akzente haben. Diese Perspektive sollte der SVP, die sich mit der Souveränität und Unabhängigkeit unseres Landes brüstet, zu denken geben. *Laurent Schafer, Estavayer-le-Lac*

Wenn die SRG im Vorfeld angekündigt hätte, in Zukunft auf die Hälfte der Krimi-, Gewalt- und Zynikerfilme und die Hälfte der Sport- und Heimatsendungen zu verzichten und Satiriker aus allen politischen Lagern zum Zuge kommen zu lassen und dafür die Gebühreneinnahmen entsprechend zu senken, hätten wir jetzt diese unsägliche Abstimmungsdiskussion nicht. Aber die SRG und die mit ihr verhandelten Politiker bewegen sich nicht. Und bei einem Nein zu «No Billag» geht es weiter wie bisher! Im neuen Konzessionsentwurf zur SRG wird bereits die Grundlage für die nächste Gebührenerhöhung gelegt. Oder haben Sie andere Erfahrungen gemacht mit abgelehnten Volksinitiativen? *Alex Schneider, Küttigen*

Leserbriefe

Wir freuen uns über Ihre Zuschriften. Je kürzer Ihr Brief, desto grösser die Chance, dass er veröffentlicht wird. Darüber hinaus muss er sich klar auf einen in der *Weltwoche* erschienenen Artikel beziehen. Die Redaktion behält sich vor, Kürzungen vorzunehmen. Leserbriefe ohne Angabe von Name und Wohnort werden nicht publiziert.

E-Mail: leserbriefe@weltwoche.ch

1		2		3		4	5	6		7	8	9	10	11
12	13		14			15					16			
17										18				
19						20			21		22			
			23		24				25	26				
27		28					29		30			31		32
33					34	35		36				37	38	
				39						40	41			
42	43		44		45				46		47			
48				49				50						
51											52			
	53								54					

--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--

Lösungswort — Was man gerade so tut

Die rosa eingefärbten Felder ergeben waagrecht fortlaufend das gesuchte Lösungswort.

Waagrecht — 3 Körnige Gourmet-Spitze für Vögel. 7 Tritt man ihr auf die Zinken, schlägt sie zurück. 12 Wie Freunde Leutenegger kennen. 15 Vom Saal für Feierlichkeiten zum Veranstaltungsraum. 16 Käseproduktion: von ihr zum Brie de Meaux. 17 Teil der Personalbeschaffung. 18 Nicht nur steif, sondern auch stur. 19 Womit das arabische al zur portugiesischen Algarve wurde. 20 Dabei sein, etwas zu tun. 22 Das Englischhorn ist mit ihr verwandt. 23 Manche nennen das Seezeichen Kap. 25 Da ist Abschied angesagt wie anno dazumal. 27 Politiker, 1917 bis 1985, Regierungs-, National- und Bundesrat. 30 Hallo!, klingt nach Sergio Ramos oder so. 33 Garten, von dem nicht nur Gärtner träumen. 34 Umgehen - nicht von dieser Welt und gruselig. 37 Die himmlischen Wesen in der Mythologie des Bön. 39 Franz, Mitbegründer der Silbernen Operettenära. 40 Der Bill kann machen, wasserwill, zumindest in Sachen Geld. 42 Tessiner mögen die AFC nicht besonders, Deutschweizer sie. 45 Parteienbündnis in Israel. 47 Dafür braucht es gerade heute keinen Propheten. 48 Arabisch: Gefährte wie Anhänger. 50 Auf seiner Passhöhe verläuft die Europäische Wasserscheide. 51 Man tritt ihn, damit er rollt, weiss jedes Kind. 52 Clapton, ja, jener britische Musiker. 53 Albert, der radelnde Weltmeister von einst. 54 Was hungrige Hirsche gerne machen.

Senkrecht — 1 Man braucht ihn zum Zigaretten-drehen. 2 Republik im südlichen Russland an der Grenze zur Mongolei. 3 Ergänzendes Rückhaltesystem. 4 Die schmückende wie schützende Bedeckung. 5 Den Wikingern wohlbekanntes Schriftzeichen. 6 Zwischen cool und brünstig – schlicht verwirrend. 8 Schmierig und total verbraucht. 9 Manch einer ist TV-Fan von Stefan. 10 Stadt an der Strecke der Transsibirischen Eisenbahn. 11 Savoir-vivre ist positiver Teil davon. 13 Synonym dann mit, mittels vermöge. 14 Südosteuropäer, Binnenstaatler. 21 Auf der Insel landen auf den Seychellen die meisten Touristen. 24 Gesucht ist die richtige Silke. 26 Was der Baht in Thailand, ist er in Vietnam. 27 Solche Besucher sind eher chaotisch. 28 So nennt sich, wer mit den Augen genießt. 29 Da macht sich ein Frosch bemerkbar. 31 Opferstätten wie Gottestische. 32 Sie ist von innerer Unruh geprägt. 35 Als es Trankopfer gab, bei den Griechen in Gebrauch. 36 Etymologisch eine Quelle, jene albanische Kleinstadt (mit e). 38 Manche denken bei ihr an eine Dominna. 41 Tanne, sagt da der Pflanzenkundler. 43 Stoffbahn, die Inderinnen mögen. 44 Schnell, sodass es auch ein Romand erkennt. 46 Die äusserste Hirnhaut laut einem Mediziner. 49 Mit einem e wird daraus eine betuliche europäische Hauptstadt.

© Fritz Müller - Rätselfactory AG

Lösung zum Denkanstoss Nr. 550

	L		B		T	O	W	E	R			B		
P	A	S	S	A	B	E	I		T		G	A	L	A
U	N	T	E	R		H	A	E	N	S	E	L	E	I
M	A	E	R		G	E	F	R	A	E	S	S	I	G
A		R	I	V	E	R		O		H	T	A		H
I	N	O		N	A	G	E	L	L	A	C	K		
I	N	E	S		E	N	E	R	O		T	E	E	N
S	N	O	B			S	T	I	F	T		P		
W	E	Z		R	O	U	T	E		R	E	I	H	E
F	I	F	G	I	F	E	R	K	I	N	D	E	R	N
R		L		T	I	F	I	N	E		F	U	G	
D	O	T	T	E	R		N		C	H	I	U	S	I

Waagrecht — 3 TOWER (engl. f. Turm) 7 PASSABEL 10 GALA (festl. Veranstaltung und eine Schweizer Käsemarke) 13 UNTER 14 HAENSELEI 17 MAER 18 GEFRAESSIG 19 RIVER (Karte beim Poker) 20 UTA 21 INO (Figur aus der griech. Mythologie, Amme von Dionysos) 22 NAGELACK 26 INES (Eins) 27 ENERO (span. f. Januar, febrero ist Februar) 28 TEEN (Ente) 29 SNOB 31 STIFT 33 WEZ (kurz f. Westeuropäische Zeit) 34 ROUTE (66, legendäre Strasse in den USA) 36 REIHE 39 ELEGIE 40 ERKUNDEN 41 THEIN 42 FUG 43 DOTTER 44 CHIUSI

Senkrecht — 1 LANA (anal) 2 BAR 3 TEHERAN 4 OLAF 5 ETNA 6 BLEI 7 PUMA 8 STERNENZELT 9 SERIOSO (ernst, sehr ernst) 10 GESTATTEN 11 ALSACE 12 AIGU (franz. f. Genanntes) 15 EROERTERN 16 SEUL 18 GENE (Filmtitel) 21 INSEL 23 GESTEIN 24 LOI (franz. f. Gesetz) 25 KEPHEUS 30 BRITE 32 FRUEH 33 WERD 35 OEHR 37 IDFU 38 ENGI

Lösungswort — **RATLOSIGKEIT**

EMS
WIR DENKEN WEITER

EMS – Innovativ, weltweit
erfolgreich in den Geschäftsbereichen
Hochleistungspolymere
Spezialchemikalien



**Die neue
ZKB Anlageberatung.
Jetzt wechseln,
damit alles besser bleibt.**

Informieren Sie sich jetzt auf zkb.ch/anlegen

Bei uns wird Ihr Portfolio täglich überwacht. Optimierungsvorschläge erhalten Sie sofort und individuell. Lernen Sie unsere neue Anlagewelt bei einem persönlichen Gespräch kennen.

Die nahe Bank



Zürcher
Kantonalbank